Phil
1539

Dr. Tieck ohne Laufzettel erhalten.
abg. d. 10ten Nov.
Al Dazmeir abg. d. 19. Nov.

Geister und Gespenster

in einer

Reihe von Erzählungen

dargestellt.

[Verf. = Gottlob Heinrich Heinse.]

Ein nothwendiger Beitrag

zu des

Hofraths Jung genannt Stilling

Theorie der Geisterkunde.

Erster Band.

Basel 1810.
im Verlag von Samuel Flick.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorrede.

Seit einem Jahrhunderte machten würdige Männer es sich zum angelegenen, ehrenwerthen Geschäfte, den Wahn- und Aberglauben zu bekämpfen, die Thorheit des Glaubens an Gespenster und an Geister, welche sinnlich auf den Menschen zu wirken vermöchten, zu erweisen. Ihre menschenfreundlichen Bemühungen waren nicht ohne Erfolg; der Nebel, welcher Jahrhunderte lang die Köpfe verdüsterte, hellte sich immer mehr auf, und wenn er dem Lichte der Sonne der Wahrheit nicht gänzlich wich: so hatte man wenigstens gerechte Hoffnung, daß seine Wirkung immer mächtiger und allgemeiner werden, daß die nächste, vielleicht auch erst die nachkommende Generation, im Glanze dieses Lichtes wandeln würde. Der Aberglaube, welcher sonst allgemein herrschte, übte seine Gewalt nur noch über unwissende Menschen, und man hoffte nicht ohne Grund, die Zahl derselben würde sich immer mehr vermindern, weil die Regierungen und die Pädagogen zur Verbesserung des Schul-

unterrichtes, dem sichersten Mittel den Verstand der folgenden Geschlechter aufzuhellen, sich thätig bewiesen. Einen Triumph hatte die Vernunft bereits erkämpft: beinahe seit einem Menschenalter loderte kein Scheiterhaufen mehr, und Unglückliche wurden nicht mehr der Unwissenheit und dem Aberglauben als Hexen oder Zauberer zu Opfern geschlachtet.

Ein Mann, dessen frühere Schwärmerei im Alter bis zur Manie zu steigen scheint, brachte Meinungen, welche der mehr aufgehellte Verstand der Menschen immer allgemeiner abstreifte, von neuem in Umlauf, ja sogar in ein gewisses System, worin ihm freilich schon ältere Schwärmer voran gegangen sind, wenn sie auch anders schwärmten wie er. Der badische geheime Hofrath, Herr Jung, bekannter unter dem Namen Stilling, unter welchem er schon seit länger als dreißig Jahren abenteuerliche schwärmerische Schriften heraus gab, setzte diesen Werken die Krone auf durch seine Theorie der Geisterkunde, und stellte sich damit in die Reihe der Theophrastus Paracelsus, Jacob Böhm, Swedenborg und anderer Schwärmer, welche schon unsere Väter belächelten oder, als verirrt, arm und krank am Geiste, bemitleideten. Was diesen von den Vätern begegnete, widerfuhr ihrem Jünger Stilling in reichlichem Maße von den Kin-

dern und Enkeln, doch wie immer wandelte weder Mitleid noch gerechter Spott die Nebelflecken in Stillings Verstande, so wie des Parders Flecken nicht zu wandeln sind.

Das Buch, welches der Herr geheime Hofrath aus seinen Privatbedlam hervorgehen ließ, schadete mehr als vielleicht eine Menge anderer Bücher, welche den Gespenster- und Aberglauben bekämpften, vorher nützten. Mehrere aufgeklärte Regierungen verboten zwar diese schwächliche Ausgeburt der höchsten Schwäche, doch meist erst nachdem sie schon zu allgemein verbreitet war. Zudem hatte Herr Jung sich nach und nach eine Secte gewonnen, die in der Stille, überhaupt ihr Schiboleth, den Vertrieb des verpönten Buches beförderte, und sich dazu um so mehr gedrungen fühlte, weil sie sich, ihren Meister und sein Werk als Märtyrer betrachtete, und in dieser Vorstellung wohl gefiel. Helle Köpfe kann dieser Stillings-Nebel nicht umfangen; aber auf düstere oder solche, worin Finsterniß und Licht sich eben zu scheiden beginnen, wirkt er sehr nachtheilig. Schwache Köpfe haben an sich schon einen Hang zum Wunderbaren, doch der Geistertheoretiker weiß ihre Schwäche noch weiter zu benutzen. Er stützt die unhaltbaren Hypothesen, zu welchen sein irrer Verstand ihn ver-

führt, durch eine Art Deductionen, durch die er freilich keinem Logiker, keinem Menschen von nur natürlichem gesunden Verstande etwas beweist; weil er sie aber mit Kunstwörtern durchspickt, welche der minder Unterrichtete nicht versteht, und sie mit den pathetischen Worten „da nun hierdurch unwiderleglich bewiesen ist" oder einem andern ähnlichen Trumpfe beschließt, denkt der Unkundige, der Beweis stecke in den ihm unverständlichen Wörtern, und liest gläubig oder vielmehr gläubisch weiter. Manche gewinnt er auch dadurch, daß er seine Gegner als Verächter der Religion und Schrift verschreit, oft auch, eben nicht sehr manierlich, auf sie schimpft. Gegen so gewonnene Anhänger sind gründliche Widerlegungen so vergeblich verschwendet als Spott, so wirksam dieser auch sonst sich gemeinhin gegen Thorheiten beweist. Die ersten verstehen sie meist nicht, den letzten zählt ihr leichter Glaube zu ihrem Martyrthum, und brüstet sich wohl noch damit. Vielleicht vermögen Erzählungen von gespenstischen Erscheinungen, welche sich besonnener und vernünftiger Prüfung als sehr natürliche Ereignisse ergaben, noch am ersten etwas über sie. Ich liefere hier eine Reihe derselben und wünsche herzlich, daß sie für die gute Sache der Wahrheit und Vernunft nicht ganz ohne Nutzen sein mögen.

Die meisten dieser Erzählungen sind aus einem Werke entlehnt, welches der preußische Feldprediger, Herr Wagener, unter dem Titel die Gespenster vor verschiedenen Jahren in sechs Bänden herausgab. Wegen seines hohen Preises ist dieses Buch nicht so bekannt worden, als es verdient hätte, weshalb ich glaubte, daß ein Auszug aus demselben so nützlich, als eben jetzt zeitgemäß sein würde. Ich habe daher die merkwürdigsten Geschichten dieses Buches ausgewählt und nach meiner Weise erzählt, wobei ich den doppelten Zweck hatte, sie allgemeiner verständlich vorzutragen, als dieses zuweilen im Originale geschieht, dabei auch sie abzukürzen und von dem Wunderbaren zu entkleiden, das Herr Wagener oft in die Darstellung verwebt. Besonders liebt er Ueberschriften, welche für Gespenstergeschichten, auf gewöhnliche Weise erzählt, schicklicher wären, als für Erzählungen, welche dem Gespensterglauben entgegen arbeiten sollen. Dagegen hat er aber auch viel Gutes, giebt nützliche Winke und liefert einige nicht minder nützliche Abhandlungen. Jene habe ich, mehr oder weniger wörtlich, benutzt, diese ausführlich mitgetheilt, und ich denke Herr Wagener kann mir billiger Weise darüber so wenig einen Vorwurf machen, als es ihm zum Vorwurfe

gereichen kann, daß er aus andern Schriften zu seinem Zwecke dienliche Aufsätze entlehnte oder abschrieb. Einige wenige dieser Aufsätze folgen auch hier wörtlich, so wie zwei von denen, welche Herrn Wagener handschriftlich mitgetheilt wurden, weil mich dieses zur deutlichern Darstellung unerläßlich nöthig dünkte. Dieß ist der Fall bei Nro. 62 im ersten und bei Nro. 2 und 72 im zweiten Bande.

Beigefügt habe ich etliche Gespenstergeschichten aus meiner eigenen Erfahrung, so wie auch die bekanntgewordene Aufklärung einiger, welche Herr Jung erzählt, und sie als wichtige Beweise seines Glaubens aufstellt.

Jetzt noch einige Worte über die Veranlaßung der Gespenstererscheinungen.

1) Die meisten sind Folge der Furcht und aufgeregter oder erhitzter Einbildungskraft, welche uns ganz natürliche Erscheinungen und Dinge anders darstellen, als sie sind, und ihnen etwas Wunderbares und Furchtbares leihen, welches nur bei einer muthigen und kühlen Prüfung verschwindet.

2) Besonders lebhafte Träume bringen auch zuweilen die Meinung hervor, Gespenster gesehen zu haben, sei es nun, daß der Seher, wie gewöhnlich, im Schlafe oder, in Fieberhitze, wachend träumt. Einen Traum der ersten Art liefert Nro. 1

im ersten Bande, wo der Philosoph, der ihn hatte, vielleicht nicht so schnell zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß er nur geträumt habe, hätte er nicht im Traume die aus seiner Bibliothek genommenen Bücher verkehrt wieder hinein stellen sehen, wachend aber sie in ihrer gewöhnlichen Ordnung gefunden. Zu einem Beispiele der andern Art von Träumen dient die zweite Erzählung in Nro. 25 des ersten Bandes, und Nro. 2 des zweiten Bandes erzählt einen Traum, welcher halb das Werk des Schlafes, halb der erhitzten Einbildungskraft war.

3) In einem Zustande der Krankheit oder besonderer Erregung schafft die Phantasie sich Einbildungen und Truggestalten, welche von schwachen und abergläubischen Personen leicht für etwas anderes genommen werden. Merkwürdige Belege hierzu liefert Nro. 62 des ersten und Nro. 43 und 72 des zweiten Bandes.

4) Bei sehr vielen Gespenstererscheinungen übernehmen Betrüger die Rolle der Gespenster, entweder um bloß Andere zu necken oder für sich gewisse Absichten zu erreichen, geheime Zusammenkünfte noch mehr zu verbergen, Diebstähle zu erleichtern u. dgl. m. Hieher gehören auch die Spiele mit Zauberlaternen und andere Gaukeleien, welche den

Kennern der natürlichen Magie bekannt genug, dem grossen Haufen aber fremd sind, daher von ihm angestaunt und für etwas Uebernatürliches gehalten werden.

5) Zur Schande der Menschheit wurden auch manche Spukereien durch Scheintode veranlaßt, wo der Aberglaube die von ihm befangenen zu Mördern machte, weil er sie in die Flucht jagte, statt daß sie zur Hülfe ihrer unglücklichen Mitmenschen hätten herbei eilen sollen.

Zu allen in diesem Buche erzählten Gespenstergeschichten werden aufmerksame Leser die Veranlaßung in einer der hier angegebenen Ursachen finden, und alle ähnliche Geschichten, welche bis hieher aufgeklärt wurden, hatten keine andern Ursachen, daher man vernünftiger Weise nicht anders glauben kann, als daß eine oder die andere derselben auch allen denjenigen zum Grunde liegt, welche nicht aufgehellt wurden, weil die Personen, welche solche Abenteuer bestanden, zu furchtsam, abergläubisch oder ungeschickt waren, die natürliche Veranlaßung dazu auszuforschen.

Basel den 4ten Juli 1809.

1.

Einen Philosophen, der keine Gespenster glaubt, erschreckt eins.

Wenn der berühmte englische Sittenlehrer und Dichter Pope Bedienten miethete, machte er es zur Bedingung, daß sie keine Furcht vor Gespenstern haben dürften, und weil er wußte, daß Personen, welche nicht die sorgfältigste Erziehung genossen haben, nicht selten aus den Kinderzeiten her noch eine solche Furcht anhängt, gab er sich öfters die Mühe, mit seinen Leuten über die Thorheit und Schädlichkeit derselben zu sprechen, und ihre Nichtigkeit aus Gründen der Vernunft und der Schrift zu erweisen. Diesem Gegner des Gespensterglaubens begegnete folgender sonderbare Vorfall.

Er kehrte von einer Reise auf das Landgut zurück, welches er im Sommer gewöhnlich bewohnte, und weil er sehr ermüdet war, legte er sich ungewöhnlich bald zur Ruhe, nachdem er, wie er immer pflegte, die Thür verschlossen und inwendig verriegelt hatte. Er glaubte noch nicht lange geschlafen zu haben, als er an der Thür ein leises Klopfen vernahm. Er rief herein! ohne in der Schlaftrunkenheit daran zu denken, daß man nicht durch verriegelte Thüren gehen kann. Wie groß war sein Erstaunen, da seine Thür dennoch ohne Anstrengung geöffnet wurde, und ein wohlgebildeter

Mann in spanischer Tracht hinein trat. Ohne von dem Bewohner des Zimmers Bemerkung zu nehmen, ergriff der Spanier ein auf dem Tische liegendes Buch, und schien sich zu wundern, daß es in seiner Landessprache geschrieben war. Pope fragte den Schweigenden, was ihn zu einer so ungewöhnlichen Zeit zu ihm führe, aber dieser sah ihn blos mit grossen Augen an, schüttelte den Kopf und wendete sich dann zu der im Zimmer stehenden Büchersammlung. Er nahm etliche Bücher heraus, blätterte ein wenig darin, und stellte jedes wieder genau an seinen Ort, doch umgekehrt, so daß der Titel untenhin zu stehen kam.

Unwillig über den Sonderling sprang Pope aus dem Bette, warf seinen Schlafrock um, zündete am Nachtlichte noch zwei andere Lichter an, klingelte seinem Kammerdiener, ergriff ein Pistol, gieng damit auf den Spanier los und fragte ihn, wer er sei und warum er sich zu einer so unschicklichen Zeit bei ihm eindringe? Der Spanier warf einen spöttisch lächelnden Blick auf das Pistol, und legte zwei Finger auf den Mund. Popen verdroß es, sein Mordgewehr so verspottet zu sehen, und ob es ihm schon mit dem Todschießen kein Ernst war, wollte er doch damit schrecken. „Herr, rief er in einem ernsten und festen Tone, ich verlange Antwort, oder ich schieße Sie auf der Stelle nieder!“

Ohne die geringste Furcht zu zeigen, schlug der Spanier seinen Mantel zurück, und bot seinem Gegner die entblößte Brust dar. Diese Hingebung entwaffnete den menschenfreundlichen Pope vollends. Er vermochte nicht zu schießen, und weil der Spanier dieß bemerkte, fuhr er ungestört in seiner Beschäftigung fort. Pope wollte nicht länger leere Drohungen an den furchtlosen Fremdling verschwenden, und doch fehlte es ihm an

jedem andern Mittel, hinter ein Geheimniß zu kommen, welches ihn anfieng in Verlegenheit zu setzen. Diese zu verbergen, beleuchtete er den Spanier von allen Seiten, betastete seinen Mantel und dann sogar seine Hand. Geduldig ließ der Fremde sich alles gefallen, und endigte zuletzt damit, daß er die Glasthür des Bücherbehältnisses wieder verschloß, den Schlüssel mit einer kleinen Verbeugung seinem Eigenthümer überlieferte, und mit spanischen Schritten zur Thür hinaus gieng.

Jetzt kam der längst erwartete Kammerdiener, welchen Pope fragte, ob er den Spanier gesehen habe? Dieser erwiederte, daß er ihm begegnet sei, als ob er von seinem Herrn käme, worauf ein Verweis erfolgte, daß er diesen fremden Menschen so zur Unzeit und unangemeldet in seines Herrn Schlafzimmer gelassen habe. Der Kammerdiener versicherte, daß er den Spanier nicht in das Haus gelassen, dieses vielmehr den Abend fest verschlossen, und bis zu dem Augenblicke, wo ihn die Klingel erwecket, geschlafen habe. „Dieser Spanier, fuhr er fort, ist ein Gespenst, das in Ihrem Hause umgeht. Ich und meine Kameraden haben ihn oft gesehen; anfänglich erschreckte uns seine Erscheinung, doch wir gedachten der uns von Ihnen oft gegebenen Lehre, „daß, wenn es auch Gespenster gäbe, ihnen wenigstens Gott nicht zulassen würde, uns zu schaden" und weil der Spanier noch keinem ein Leid zugefügt hat, sind wir an ihn gewöhnt und nennen ihn nur den stillen Mann.

„Aber warum, fragte Pope, habt ihr mir von diesem unerwarteten Bewohner meines Hauses noch kein Wort gesagt?"

„Theils, erwiederte jener, fürchteten wir den Abschied, theils glaubten wir auch, dieses Hausgespenst sei Ihnen nicht unbekannt und Sie verlangten eben deshalb von Ihren Leuten, daß sie keine Gespensterfurcht haben sollten."

Pope, obschon ein Philosoph, fühlte jetzt einiges Grausen und zugleich Beschämung, sich und seine Lehren vor seinem Kammerdiener blos gestellt zu sehen. Die menschliche Schwachheit siegte in diesem Augenblicke über die Philosophie, und er hörte gern die Versicherung seines Kammerdieners, daß der Spanier in einer Nacht nie zweimal erscheine, daher sich Pope nicht zu fürchten brauche, sondern ruhig wieder niederlegen und schlafen könne. Er legte sich wieder aufs Bett, befahl seinem Kammerdiener bei ihm zu bleiben, und schlief nach einiger Zeit ein. Ungern vermißte er des Morgens bei dem Erwachen den Kammerdiener. Er klingelte und jener klopfte an der Thür, damit sein Herr ihm öffnen möge. Gewaltig stutzte Pope, die Thür jetzt so fest verriegelt zu finden, als sie des Abends gewesen war. Sobald er seinen Diener hereingelassen hatte, bestürmte er ihn mit Fragen. „Warum hast du wider meinen Befehl das Zimmer verlassen? Wie bist du hinaus gekommen, da die Thür doch von innen verriegelt war? Stehst du vielleicht mit dem spanischen Hexenmeister im Bunde?"

Diese und mehrere Fragen blieben unbeantwortet. Der Diener sah seinen Herrn blos mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens an, und es dauerte lange, ehe man sich gegenseitig verständigte. Als endlich der Kammerdiener begriff, wovon die Rede sei, versicherte er, daß er die ganze Nacht nicht aus dem Bette gekom-

men wäre, auch nie einen Spanier im Hause gesehen habe, so wenig als irgend einer seiner Kammeraden. Pope begann nach und nach zu ahnen, daß er nur so lebhaft geträumt habe, doch würde er sich schwerer davon überzeugt haben, wenn er nicht seine Bücher untersucht, und alle in der gewohnten Ordnung gefunden hätte, da doch der Spanier, den er im Traume sah, die von ihm herausgezogenen verkehrt gestellt hatte?

2.

Ein Bräutigam geht im Hause seiner Braut um.

Im siebenjährigen Kriege verbreitete sich das Gerücht, daß es in einem Hause, welches der Chirurgus V. in der Schloßstraße in Charlottenburg bei Berlin besaß, öfters spuke, doch, gegen den gewöhnlichen Glauben, nie in der Nacht, sondern nur bei Tage und Abends. In einem Zimmer über dem Wohnzimmer hörte man es oftmals wie Fußtritte tönen, und wenn man hinauf gieng, die Ursache zu untersuchen, fand man keinen Menschen noch einen Hund oder eine Katze; und Ratten oder Mäuse konnten das Geräusch auch nicht verursachen, weil man an verschiedenen Küchenvorräthen, die in diesem Zimmer aufbewahrt wurden, nicht die geringste Spur von solchen Gästen bemerkte. Julie, die älteste Tochter des Hauses, hielt dieses Geräusch für eine Ahnung, und glaubte, sie ereigne sich, wenn ihr Geliebter, ein Feldjäger, welcher sich bei der Armee befand, recht lebhaft an sie denke. Die übrigen Kinder, nebst einigen Freundinen und Nachbarn stimmten diesem Glauben bei.

Wenn der Vater zu Hause war spukte es nie, aber er erfuhr von einem Freunde den üblen Ruf, in welchen sein Haus nach und nach in der ganzen Stadt kam. Da ihm dieser ungelegen war, entschloß er sich, der Sache genau nachzuspüren. Er äußerte bei seiner

Heimkunft den Wunsch, daß der Poltergeist sich auch einmal in seiner Gegenwart hören lassen möge, wo er ihn gewiß bald entdecken und, mit einer tüchtigen Tracht Schläge, die Lust benehmen wolle, ferner zu spuken. Nach wenig Tagen wurde dieser Wunsch erfüllt. Mit dem ersten Hall der Fußtritte sprang der Chirurgus auf, nahm den Schlüssel zur Spukstube, in die andere Hand eine Hetzpeitsche, und eilte die Treppe hinauf; die Kinder ihm nach. Die Stube hatte mit der daran befindlichen Kammer nur einen Eingang. Die Thür wurde geöffnet, Stube und Kammer sorgfältig durchsucht, aber es fand sich auch nicht die kleinste Spur von der Ursache des gehörten Tappens. Der Vater stutzte, und die Kinder sahen ihn groß an. „Ihr denkt wahrscheinlich, sagte er zu ihnen, ich soll nun auch euers Glaubens werden, aber das sei fern. Daß wir nichts finden, giebt mir blos die Ueberzeugung, daß der Schelm, welcher hier polterte, es dießmal klüger angefangen hat, wie ich. Wäre nicht Christian so eben zum Hause hinaus gegangen, so glaubte ich, es wäre ein loser Streich von ihm.

Dieser Christian war bei dem Vater als Barbirgesell. Er äusserte bei dem Spuken im Hause nicht die kleinste Furcht; eben so wenig Susanne, seine jüngste Schwester, ob sie gleich erst zehn Jahr alt war. Unbesorgt sprang sie jetzt die Treppe hinab, als der Vater Licht, Papier und Siegellak verlangte, und kehrte damit schnell wieder zurück. Der Vater versiegelte nun alle Fenster inwendig, und zuletzt die Thür auswendig. „Gespenster, sagte er lächelnd, können, wie der Aberglaube wähnt, durch ein Schlüsselloch spaziren, darum will ich das offen lassen, und sehen, ob der Polterer mich noch einmal zum besten hat."

Beinahe vier Wochen vergiengen, und kein Poltern ließ sich wieder hören. Schon glaubte der Vater seinen Sieg gewiß, als einst, da eben der Prediger des Ortes bei ihm war, sich in dem verdächtigen Zimmer wieder Tritte hören liessen, doch weit leiser als sonst. Man horchte, das Tappen fuhr fort, und die ganze Familie mit dem Prediger gieng hinauf. Die Siegel an der Thür waren unversehrt, eben so unversehrt sämmtliche Siegel an allen Fenstern. Es konnte also weder etwas herein noch hinaus gekommen sein, und dennoch war in der Stube und Kammer nichts Lebendiges zu finden. Alle sahen sich erstaunt an, und der sonst so muthige Christian äusserte lautes Entsetzen, worüber ihn sein Vater einen albernen Buben schalt. Lange suchte man überall, aber man mußte wieder abziehen, ohne irgend etwas entdeckt zu haben.

Von dieser Zeit an ließ sich der Spuk öfters wieder hören, doch nie so laut wie vormals, sondern immer nur wie ein leises Tappen. Mehrmals untersuchten ganz vorurtheilsfreie Menschen das Spukzimmer auf frischer That, fanden aber eben so wenig, als bei der ersten Untersuchung, die geringste Spur einer Ursache des gehörten Geräusches. Man nahm sich endlich nicht mehr die Mühe, weitere Nachforschungen anzustellen, und der Glaube an das übernatürliche Spuken in Vs. Hause wurde in Charlottenburg und Berlin ziemlich allgemein, ja er vermehrte sich noch nach einiger Zeit.

Zu Ende des Krieges erhielt Julie von ihrem Geliebten die Nachricht, daß er endlich eine Oberförsterstelle in Schlesien erhalten habe, und bald nach Charlottenburg kommen werde, um sich mit ihr auf ewig zu verbinden. Julien wurde die Zeit bis zu

seiner Ankunft unendlich lang. Ihre Gedanken beschäftigten sich unabläßig mit dem Geliebten, und sie glaubte, daß auch er fleißig an sie denke, denn noch nie hatte es über ihr so oft getappt wie eben jetzt. Immer heisser wurde ihre Sehnsucht, aber Furcht trat an die Stelle ihrer schönen Hoffnungen, als nach drei Wochen ein Brief ihr meldete, daß ihr Geliebter gefährlich krank worden wäre. Ihre Furcht vermehrte sich, weil der, ihr theure, Spuk sich nicht mehr hören ließ. Sie glaubte ihren Bräutigam tod, und wirklich traf diese Nachricht nach einigen Posttagen ein, und nie hörte man im obern Zimmer das geringste wieder. Nach verschiedenen Jahren ergab sich erst, wie diese Spukerei ganz natürlich zugegangen war, als die klüger gewordene Susanne das Geheimniß einem Freunde entdeckte.

Es ist eine bekannte Sache, daß, Verliebte gern schwärmen und abergläubischer sind als andere Leute. Diesen Erfahrungssatz bestätigte auch Julie B. Sie erzählte ihren Geschwistern einst, sie glaube in der obern Stube ein Geräusch vernommen zu haben, wahrscheinlich eine Ahnung, weil ihr Geliebter recht lebhaft an sie gedacht habe. Die Geschwister lachten, aber Julie hielt den Ahnungen eine Schutzrede, und ließ merken, daß sie wünsche, mehr solche Anzeigen von dem Andenken ihres Geliebten zu erhalten. Bruder Christian, ein loser Vogel, dachte, den Spaß könne er ja wohl der geliebten Schwester machen, und er machte ihn mehrmals auf folgende Weise. Sein Barbirzeug unter dem Arme gieng er zum Hause hinaus, vor dem Fenster vorbei, an welchem seine Schwestern gewöhnlich mit ihren Arbeiten sich beschäftigten. Dann schlich er sich durch eine Hinterthür in den Hof,

lehnte eine Leiter an das Fenster der, neben der Spukstube befindlichen, Kammer, stieg hinein, schritt einmal über die Stube hinweg, und machte sich so hastig wieder davon, daß die Schwestern, wenn sie hinauf liefen, ihn nicht mehr antrafen. Das Fenster drückte er von aussen wieder zu, und lehnte die Leiter auf die Seite, daher man nichts Verdächtiges bemerkte. Bei seiner jüngern Schwester machte er sich aber doch verdächtig, weil er jederzeit lachte, wenn Julie ihm nach seiner Heimkunft erzählte, daß es sich wieder geeignet habe. Da der Vater mit der Hezpeitsche gegen den Polterer ausrückte, lief Susanne in den Hof und sah, wie Christian die Leiter eilig herabstieg. Er beschwor sie, ihn nicht zu verrathen, und Susanne versprach es ihm, weil sie zu gutmüthig war, ihm von dem sehr erzürnten Vater eine derbe Züchtigung zuzuziehen.

Durch des Vaters Siegel ward dem polternden Christian der Weg versperrt. Seine Schwestern sahen es nicht einmal gern, daß der Spuk aufgehört hatte; denn Julie fand darin, wie wir wissen, Nahrung für ihre Liebe, und den andern Mädchen gab er Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit waren Nachbarn gekommen, sich nach der Spukerei zu erkundigen; Christian hatte zuweilen in ihrer Gegenwart gepoltert, und die Nachbarinen erzählten nun manche andere Ahnungsgeschichte, was sämmtliche Schwestern recht unterhaltend fanden. Jetzt kamen keine Besuche mehr, die Mädchen hatten Langeweile, und Julie sehnte sich vergeblich nach dem bemerkten Geistesverkehr mit ihrem Geliebten. Gleichwohl hätte die Spukerei schwerlich von neuem angefangen, wäre es nicht der kleinen Susanne, einem leichtfertigen Mädchen, gar spaßhaft vorgekommen, daß Christian eine Menge alter, theils

recht kluger Leute zum Besten gehabt hatte. Sie sann nach, wie es ihr vielleicht möglich werden könnte, sich auf ihre Kosten ebenfalls zu belustigen, und dabei Julien eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Zufällig entdeckte sie einst, daß sie in der grossen Fußzehe eine besondere Beweglichkeit und Kraft besäße. Wenn sie dieselbe auf die nächste legte, und dann mit möglichster Kraft herabschnellte gab dieses einen Klang, welcher leisen und fernen Fußtritten nicht unähnlich war. Sie versuchte die gemachte Entdeckung in Gegenwart ihrer Schwester. Julie freute sich herzlich, wieder etwas von ihrem Geliebten zu vernehmen; daß er leiser auftrat, wie vormals, war ihr sehr gleichgültig.

Das Spiel mit alten und klugen Leuten schmeichelte der kleinen Eitelkeit Susannens zu angenehm, um es nicht recht oft zu wiederholen. Erst nachdem ihr Verstand etwas mehr reifte, sah sie ein, daß sie ein schädliches Spiel mache, weil ihre Kurzweil zur Beförderung des Aberglaubens beitrage. Theils aus dieser Ursache, theils auch um die bekümmerte Schwester durch lebhaftere Erinnerung nicht noch mehr zu betrüben, endigte sie ihr Spiel, da die Nachricht von des Jägers Krankheit ankam, und als sie nach des Vaters Tode seinen Zorn nicht mehr zu fürchten hatte, entdeckte sie den ganzen Hergang, um dem Aberglauben die Nahrung zu entziehen, welche sie ihm aus jugendlicher Unbesonnenheit gegeben hatte.

3.

Ein Mann läßt sich doppelt sehen.

Der Landbaumeister Meineke zu Magdeburg machte einst eine Geschäftsreise auf ein benachbartes Landgut. Kaum ausser dem Thore, fiel ihm ein, daß er ein Instrument, welches er zu seinem Geschäfte bedurfte, vergessen hatte. Er ließ deshalb den Kutscher halten, gab einem Bedienten, der erst seit wenig Tagen in seinen Diensten war, den Schlüssel zu seinem Studirzimmer, beschrieb ihm den Ort, wo er das Instrument finden würde, so genau als möglich, und ermahnte ihn, recht bald wieder zu kommen. Der Bediente setzte sich im Trapp, und kam dennoch in einer Zeit, in welcher der Weg im langsamsten Schritte recht bequem zu machen gewesen wäre, nicht wieder zurück. M. wartete noch eine Weile, da aber der Bediente immer nicht kam, mußte er sich endlich entschliessen, selbst wieder umzukehren. Indeß er heim fährt, wollen wir sehen, was den Bedienten aufhielt.

In einem Laufe war er bis an das Haus gekommen, und um schneller wieder zurückzukehren, hielt er sich nicht damit auf, seinen Auftrag einem Andern im Hause zu sagen, ob er gleich noch nie in dem Zimmer gewesen war, aus welchem er jetzt etwas holen sollte. Sein Herr hatte ihm alles so deutlich beschrieben, daß er nicht zweifelte, sich allein zu finden. Er

schloß auf, aber welcher Schrecken bemächtigte sich seiner, als er auf den ersten Blick, den er in das Zimmer warf, denselben Landbaumeister, welchen er vor der Stadt im Wagen verlassen hatte, hier wieder am Tische sitzen und in einem Buche lesen sah. Mit Entsetzen taumelte der Bediente einige Schritte zurück, und stürzte ohnmächtig zu Boden. Das Getöse seines Falles rufte Leute herbei, welche ihn in ein Bett und wieder zum Leben bringen, aber auf alle Fragen nicht von ihm erfahren können, was ihm begegnet sei. Endlich kömmt der Landbaumeister gefahren, und sein Unwille über die Langsamkeit seines Bedienten legt sich, als man ihm sagt, wie man den armen Menschen gefunden habe und in welchem Zustande er sich jetzt befinde. M. geht selbst zu ihm, und sein Eintritt in das Zimmer bringt den Bedienten einer zweiten Ohnmacht nahe, doch ermannt er sich und fragt seinen Herrn: sind Sie der aus der Stube oder der aus dem Wagen?

M. besorgt sein Bedienter sei verrückt worden, empfiehlt ihn der Sorgfalt der Anwesenden, und geht selbst nach dem Studirzimmer, das Instrument zu holen. Hier klärte sich ihm der Hergang der Sache sogleich auf, und unsern Lesern wird er ebenfalls klar werden, wenn wir ihnen sagen, daß sich der Landbaumeister in Lebensgröße in Wachs hatte bossiren lassen, und zum sprechen ähnlich getroffen war.

Dieses Bild, welches den armen Bedienten allerdings erschrecken mußte, weil er es noch nicht gesehn und von seinem Dasein überhaupt noch nichts gehört hatte, war ein andermal seinem Besitzer von wesentlichem Nutzen. Ein Landstreicher, welcher unter dem Vorwande, Petschafte zu stechen, sich in die Häuser

schlich und mitnahm, was er fand, kam einst zu M. ihm seine Arbeit anzubieten. Dieser wies ihn an der Thür seines Studirzimmers ab, weil er eben im Begriffe war auszugehen. Der Dieb bemerkte, daß M. vergessen hatte, die Thür zuzuschliessen, kehrte, nachdem er M. um die nächste Strassenecke herum gehen sah, in das Haus zurück, und schlich sich an das Zimmer. Sicherer zu gehen klopfte er erst an die Thür, und weil niemand herein rief, öffnete er sie leise. Auch ihn schreckte die Wachsfigur zurück, weil aber Spitzbuben wohl mehrentheils weniger Reizbarkeit der Nerven haben mögen, als andere Leute, machte der wächserne Landbaumeister keinen so heftigen Eindruck auf ihn, wie auf den Bedienten. Erschrocken rannte er nun die Treppe hinunter, und dieß um so schneller, weil er sich von dem Gespenste verfolgt glaubte. Wirklich lief ihm jemand nach, aber nicht das geglaubte Gespenst, sondern ein Bedienter, welcher ihn erblickt hatte, ohne von ihm wahrgenommen zu werden. Nahe befand er sich schon an der Hausthür, als der wirkliche Landbaumeister herein trat, welcher umkehrte, weil es ihm einfiel, daß er vergessen hatte, die Stube zu verschliessen. Sein Anblick erschreckte den Dieb fürchterlich. In der Angst betheurte er, keine Steckenadel gestohlen zu haben. Der Bediente bestätigte dieß, sagte aber seinem Herrn, daß er unstreitig die Absicht gehabt habe, zu stehlen, und um ihm ähnliche Absichten in der Zukunft zu verleiden, zählte ihm der Landbaumeister einige derbe Streiche mit seinem Rohre auf, und ließ ihn zur Thür hinaus werfen.

Dieser Kerl, welcher nie erfuhr, daß der Landbaumeister in der Stube von Wachs war, hat gewiß

geglaubt, auch vielleicht gegen Andere behauptet, ihn wirklich doppelt gesehen zu haben, und auf solche Weise mag der Aberglaube, daß manche Leute sich doppelt sehen liessen, seinen Ursprung genommen haben.

4.

Diebe fliehen vor einem Gespenst.

Der Verwalter auf einem Gute war der Bräutigam der Wirthschaftsmamsell, und die Hochzeit sollte bald werden. Beide hatten grosse Sehnsucht nach dem Genuße der süssen Frucht, welche bei den christlichen und selbst bei den meisten heidnischen Völkern Verliebten vor der Hochzeit verboten ist. Der Verwalter verlautbarte diese Sehnsucht zuerst, und bat um die Erfüllung derselben so schmeichelnd und überredend, daß seine Braut ihm endlich eine nächtliche Zusammenkunft in ihrem Kämmerlein bewilligte. Die Liebe macht muthig, darum grauste auch dem Verwalter nicht, daß er seinen Weg, um nicht entdeckt zu werden, durch verschiedene leerstehende Zimmer und über einen alten ungeheuern Rittersaal nehmen mußte, von welchem die Rede gieng, daß es auch in anderer Hinsicht nicht geheuer darin sei. Um Mitternacht, wo er glaubte, daß Alle im Hause schliefen, machte er sich in einem weissen Nachtkleide auf den Weg, und nahm, leiser aufzutreten, die Pantoffeln unter den Arm.

Kaum war er in den Saal gekommen dessen sechs hohe Fenster in den Garten giengen, als er ein Flüstern zu vernehmen glaubte. Fern von Gespensterfurcht glaubte er, es möge das Plätschern des Springbrunnens sein. Er stand still und horchte, aber er hörte jezt nichts. Der Brunnen kann es nicht sein, dachte er, den der springt immerfort. Es fieng ihm doch an etwas graulich zu werden, vielleicht weil sein Gewissen ihm sagen mochte, daß er auf verbotenen Wegen wandle. Er sah nach der Gegend hin, woher der Schall gekommen war, und glaubte zu bemerken, daß ein Fenster offen sei. Die Gegend nach dem Horizonte hin genauer zu beobachten, bückte er sich ein wenig, und sah zu seinem Entsetzen den Kopf, die Brust und die Arme einer sich bewegenden Mannsgestalt, welche von aussen durch das offene Fenster hineinzusehen und, nach ihren Bewegungen zu schliessen, auch hereinsteigen zu wollen schien. Jezt wurde ihm wirklich nicht wohl zu Muthe, indeß fürchtete er kein Gespenst, wohl aber Diebe, und da er unbewaffnet war und nicht wissen konnte, ob nicht einige derselben bereits im Saale wären, wird ihn auch der Beherzteste wegen seiner augenblicklichen Furcht nicht tadeln können. Er dachte seiner bedenklichen Lage einen Augenblick nach. Lärm machen wollte er nicht, um sich und seine Braut nicht dem Spotte der übrigen Hausgenossen Preis zu geben, entfliehen wollte er aber auch nicht, um nicht den Dieben freien Spielraum zu lassen, und gleichwohl fand er es mit Recht bedenklich, allein und unbewehrt mit mehreren, wahrscheinlich verwegenen Kerlen anzubinden. Vielleicht, fiel ihm ein, kann ich sie eher zurückschrecken, wenn ich ihnen als Gespenst erscheine. Seine blendend weisse Kleidung

war dazu nicht übel geeignet, und er vermuthete, daß sie schon durch das Dunkel der Nacht geschimmert, den Kerl im Fenster erschreckt und zu einer Nachricht an seine im Garten befindlichen Kammeraden bewogen habe, woraus er sich nun das Flüstern vorher sehr natürlich erklären konnte. Ganz leise schlich er sich dem Fenster näher, damit dem Manne darin seine weisse Gestalt mehr in die Augen fallen möge. Seine Absicht wurde erreicht; der Kerl verschwand, und der Verwalter hörte, daß er die Leiter mehr hinab fiel als stieg. Er stellte sich jetzt in das Dunkel des Wandpfeilers neben dem Fenster, welchem er sein Ohr möglichst näherte. Er hörte, daß im Garten Einer fragte: nun giebts denn schon wieder was? — Dort drinnen spukt eine weisse Gestalt, erfolgte zur Antwort, und mich bringt kein Mensch zuerst hinein.

Nicht lange nachher kam wieder Jemand die Leiter hinauf gestiegen, aber kaum steckte er den Kopf durch das Fenster, als ihm der Verwalter seine geballte Faust kraftvoll in das Gesicht schlug. Der Kerl stürzte rücklings die Leiter hinab, und die Reden der übrigen bewiesen, daß sie noch keine ausgelernten Diebe sein mochten, weil sie Gespensterfurcht hatten. Der Verwalter benutzte diese, legte sich mit dem Oberleibe zum Fenster hinaus, zog die Schlafmütze über das ganze Gesicht herunter, brummte darunter im tiefsten Basse furchtbare Töne hervor, und jagte damit die Diebe vollends in die Flucht, die jedoch nicht so schnell geschehen konnte, weil der von der Leiter gefallene von den andern fortgetragen werden mußte.

Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Diebe sich wirklich durch ein Gespenst geschreckt glaubten, und wenn vielleicht in der Folge einer im Zuchthause das erlebte

Abenteuer den Mitgefangenen erzählte, fand er um so eher Glauben, weil man bei Dieben keine Gespensterfurcht vermuthet. Dieses und das vorige Beispiel von einem durch eine Wachsfigur erschreckten Diebe zeigt meines Ermessens sehr deutlich, wie der Gespensterglaube auch noch in unsern Tagen sich erhalten und verbreiten kann. Sehr natürliche Ereignisse, welche aber nicht immer den vom Schrecken betroffenen offenbar werden, bringen solchen Aberglauben hervor, welcher dann übel unterrichteten Personen mitgetheilt wird.

5.

Die weisse Frau in Berlin.

Herr Hofrath Jung erzählt in seiner Geisterkunde auch viel von der weissen Frau, die sich an mehreren Höfen sehen lassen soll, um durch ihre Erscheinung Todesfälle in der Familie im voraus anzukündigen. Mit Stillschweigen übergeht aber Herr Jung eine dieser Erscheinungen, welche, wie mich dünkt, eben die merkwürdigste ist, weil sie gehörig untersucht und aufgeklärt wurde.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts war ganz Berlin voll von dem Gerüchte, daß die weisse Frau sich im Schloße habe sehen lassen, als die Gemahlin des Markgrafen Philipp krank war, und bald darauf starb. Diese Erscheinung war ein allgemeines Stadtgespräch, selbst in den höhern Ständen. Der General eines in Berlin in Garnison stehenden Regimentes verwunderte sich in einer Gesellschaft, wie Personen von höherer Bildung ein solches Mährchen glauben könnten, erhielt aber zur Antwort, daß eben einige Soldaten von seinem Regimente die Erscheinung gesehen hätten, und erbötig wären, die Wahrheit derselben zu beschwören. Diese Nachricht war dem Generale, einem helldenkenden Manne, sehr lieb, weil er hoffte, daß es ihm nun nicht schwer werden würde, das Mährchen in seiner ganzen Blöße darzu-

stellen. Er ließ sich die Namen der Soldaten melden, und trug dem Auditeur auf, mit ihnen ein förmliches Verhör anzustellen, um hierdurch den ganzen Hergang der Sache genau zu erfahren. Der Auditeur brachte ihm das Protocoll, welches aber ganz gegen den Wunsch des Generals ausfiel, denn drei Soldaten, welche die drei letzten Nächte vor dem Thore der Markgräfin Schildwache gestanden hätten, stimmten in der Aussage überein, das Gespenst gesehen zu haben.

„Wir sahen, besagte das Protocoll, in den namhaft gemachten Nächten, also kurz vor dem Tode der Markgräfin, nahe bei deren Zimmern im innern Schloßraume die weisse Frau in einer ganz weissen weiblichen Gestalt, wie sie in unserer Nähe, mit einem brennenden Wachsstock in der Hand und einem Bunde Schlüsseln an der Seite, rasch vor uns vorüber gieng. In der ersten und zweiten Nacht geschah dieß bald nach zwölf Uhr, in der dritten und letzten aber kurz vor ein Uhr."

Auf die Frage an die Soldaten, warum sie die Erscheinung nicht angerufen und examinirt hätten? antworteten zwei, daß Furcht ihnen die Sprache geraubt habe, einer aber sagte aus: er hätte allerdings dem Gespenste ein lautes Werda! entgegen gebrüllt, es wäre aber darauf keine Antwort erfolgt, und die weisse Frau sogleich verschwunden.

Der General bedauerte, daß seine Absicht, dem Aberglauben entgegen zu arbeiten, so ganz mißlungen war, daß die angestellte Untersuchung ihn vielmehr bestärken würde; da er indeß zur bessern Aufklärung nichts weiter vornehmen konnte, mußte er abwarten, ob vielleicht die Zeit aufhellen würde, was für jetzt noch im Dunkeln blieb. Zur Freude des Generales

erfolgte diese Aufhellung sehr bald. Die Veranlassung dazu verdient, daß ich sie etwas weitläufiger erzähle.

Der Beichtvater der Markgräfin, Hofprediger Gronau, hatte eine Nichte, Mamsell Adler, welche bei der Markgräfin als Kammerfrau in Diensten stand und der Kranken öfters aus der Kellerei Erfrischungen holen mußte, was sie bei Tage und bei Nacht öfters über den Schloßhof führte. Sie hatte sich bei ihrem Oheim eines Tages beklagt, daß ihr die Schildwache in der Nacht ihr Werda in einem so furchtbaren Tone zugebrüllt hätte, daß sie vor Schrecken fast zusammengestürzt sei, nicht zu antworten vermocht habe, und mit zwei Sätzen über den Schloßhof gesprungen wäre. Sie wunderte sich über die Unvernunft dieser Schildwache um so mehr, da andere sie nicht angerufen hatten, wenn sie zur Nachtzeit über den Schloßhof gegangen war.

Zu den Ohren des stillen Hofpredigers kamen in der Regel nicht viele Stadtneuigkeiten; allein die Erscheinungen der weissen Frau beschäftigten Berlin so allgemein, daß die Mähr davon auch dem Hofprediger nicht verborgen bleiben konnte. Er vermuthete sogleich, daß seine Nichte wider ihren Willen den ganzen Spuk veranlaßt haben möge, und um sich und die Welt davon zu überzeugen, ließ er sich das Protocoll über das Verhör der Soldaten zur Durchsicht holen. Mit demselben in der Hand gieng er zu seiner Nichte, fragte sie über alle kleine Nebenumstände bei ihren nächtlichen Wanderungen über den Schloßhof, und verglich ihre Antworten mit der Aussage der Soldaten. Hieraus ergab sich denn sehr deutlich, daß die Gestalt, welche alle drei Schildwachen für die weisse Frau genommen hatten, bethört vom Volkswahne und von der Furcht,

welche in der Mitternachtsstunde auch wohl Schildwachen anwandelt, zumal wenn sie aus Baurburschen bestehen, welche der Spinnstube noch nicht lange genug entlaufen sind, um die in derselben gehörten Schauergeschichten vergessen zu haben, daß diese Gestalt keine andere gewesen war als Mamsell Adler, welche in ihren weissen Nachtkleidern und mit den nöthigen Schlüsseln versehen über den Schloßhof gegangen war, um ihrer Fürstin aufzuwarten.

Hätte die ehrwürdige vornehme Dame und der christlichgesinnte grundgelehrte Herr, welche beiderseits Herrn Jung neuere Erscheinungen der weissen Frau erzählten, den Gestalten, welche sie dafür nahmen, das Werda zugerufen, welches zwei Schildwachen bei dem Anblicke der Mamsell Adler auf der Zunge erstarb: so würden sich ihre Erscheinungen ohne Zweifel als so natürliche ergeben haben, wie die frühere zu Berlin. Nur die Furcht der Menschen schafft die Gespenster und spukende Geister, welche sich zu ganz natürlichen Ereignissen auflösen, wenn unbefangene und vorurtheilsfreie Untersuchung sie näher in das Auge faßt, und dadurch das Wunderbare entfernt, welches bald Zufall, bald aufgeregte Einbildungskraft ihnen beigesellt.

6.

Eine weisse Gestalt auf dem Kirchhofe, die sich bald groß, bald klein macht.

Auf dem Dorfe Warchau im Magdeburgischen ließ sich vor mehreren Jahren eine zeitlang auf dem Kirchhofe eine weisse Gestalt sehen, gewöhnlich auf dem Grabhügel des zuletzt Beerdigten. Man wußte nicht, warum alle im Dorfe Gestorbenen jetzt mit einemmale so lange umgiengen, bis ihnen ein anders auf den Kirchhof nachfolgte; denn daß die weisse Gestalt auf dem Grabhügel die Seele des darunter ruhenden Körpers sei, glaubte man um so allgemeiner, weil die Gestalt immer auf dem frischesten Grabe sich zeigte, und man sonst überhaupt die Farbe der abgeschiedenen, nicht verdammten Seelen weiß glaubte, bis neulich Herr Jung der Welt verkündigte, daß alle Seelen, gute und böse, Himmelblau aussehen.

Der damalige Prediger zu Warchau hatte seinen Kirchkindern auf und ausser der Kanzel öfters gesagt und aus der Bibel bewiesen, daß es keine Gespenster gäbe, und alles, was zuweilen dafür genommen wird, entweder Selbsttäuschung oder Betrügerei loser Leute sei. Da sich jetzt ein Gespenst auf seinem Kirchhofe einnisten wollte, wiederholte er jene guten Lehren recht oft, und ermahnte die beherztesten unter seinen Bauern, dem vermutheten Gespenste mit einem tüchti-

gen Knüppel zu Leibe zu gehen, wo es sich bald zeigen würde, daß es ein loser Schelm, ein Mensch mit Fleisch und Beinen wäre. Wirklich rückte dann und wann ein muthiger Warchauer gegen das Gespenst aus, aber keiner kam ihm nahe genug, um die Wirksamkeit seines Knüppels erproben zu können. Es war aber auch wirklich keine leichte Sache sich dem Gespenste zu nähern; denn je näher man ihm kam, je grösser wuchs es in aller Geschwindigkeit. Von fern schien es nicht grösser als ein gewöhnlicher Mann, doch wenn man ihm zu Leibe gehen wollte, verlängerte es sich zu einer Riesengröße, und es giebt nicht viel Davide, welche Muth genug hätten gegen Riesen zu kämpfen. Wie groß dieser Gespensterriese eigentlich war, konnte man nicht genau erfahren; Einer schätzte ihn so groß wie Goliath, einen Andern bedünkte er so hoch wie der Kirchthurm. Man weiß, daß die Furcht die Dinger vergrössert, und so mochte auch das Gespenst mehr oder weniger groß erscheinen, je nachdem die Furcht des Beobachters größer oder kleiner war. Auch über seinen Kopf waren die Köpfe im Dorfe nicht einerlei Meinung. Manche sagten, es hätte gar keinen, Andere behaupteten, es hätte wohl einen, aber er säße nicht auf der Stelle, wie bei andern Leuten, sondern es trüge ihn unter dem Arme, was gar schauerlich anzuschauen sei.

Da der Prediger sah, daß keiner seiner Bauern Muth genug hatte, mit dem Gespenste anzubinden, entschloß er sich selbst zu diesem Wagstücke. Er fragte seine Bauern, ob sie, wenn er selbst auf das Gespenst losgienge, die ganze Maur des Kirchhofs umringen und, im Fall das Gespenst darüberzusteigen versuchte, es festhalten und unter keiner Bedingung entwischen

lassen wollten? Die Bauern fanden dieß wohl anfänglich etwas bedenklich, doch der Pfarrer machte ihnen begreiflich, daß wenn etwas wie ein gemeiner Mensch über eine Mauer klettere, solches auch kein Gespenst sein könne, da diese, nach Allen, die daran glauben, verschwinden. Dieß leuchtete den Leuten ein, und eine Schaar beherzter Männer entschloß sich, das Verlangen des Pfarrers zu erfüllen. In der Stille, damit das Gespenst nicht vielleicht etwas davon erfahren möchte, faßte man den Vorsatz, den Zug gegen dasselbe vorzunehmen, so bald es sich wieder einmal auf dem Kirchhofe blicken liesse. Man paßte auf; es erschien, und der Zug rückte aus; voran der Pfarrer mit einer Laternen und einer langen Stange, das Gespenst allenfalls von fern ein wenig untersuchen zu können, die Bauern mit guten Stecken versehen. Der Pfarrer gieng in den Kirchhof, seine Bundesgenossen im Kampfe gegen den Unhold umstellten die Mauer. Der Pfarrer rückte an, ohne sich von dem Grösserwerden des Gespenstes zurück schrecken zu lassen. So groß wie der Kirchthurm wurde es jedoch nicht; der Pfarrer schätzte seine größte Höhe auf vierzehn Fuß, und an Dicke nahm es gar nicht zu. Weil der Pfarrer des Wachsens ungeachtet immer vorwärts gieng, suchte das Gespenst ihn auf andere Weise zu schrecken. Es erhob ein so furchtbares Geheul, daß einige der Wächter an der Mauer nahe daran waren, aus Furcht davon zu laufen; weil aber andere, die es wagten über die Mauer zu blicken, sahen, daß ihr Pfarrer furchtlos immer vorwärts gieng, faßten auch alle übrige Muth und hielten Stand. Den Pfarrer machte das Geheul gar nicht furchtsam, vielmehr überzeugte es ihn, daß das Gespenst nichts weiter sei, als ein Mensch,

weil Gespenster oder Geister, die als solche keine Kehlen haben, begreiflich auch nicht heulen können.

So bald der Pfarrer nahe genug war, um leicht verstanden zu werden, rief er der Erscheinung zu: gestehe wer du bist, und was dich veranlaßt meine Gemeine mit einer betrügerischen Spukerei furchtsam zu machen? — Das Gespenst erwiederte kein Wort, fuhr aber fort zu heulen und furchtbar zu brummen. — „Hoffe nicht, sagte der Pfarrer weiter, daß du entkommen kannst; denn alle Bauern stehn ringsum die Mauer, und wenn du darüber zu springen versuchst, kann ich dir nicht dafür bürgen, ob nicht der erste, der dich erwischt, dich todschlägt.“ — Abermals erfolgte keine andere Antwort als Brummen; aber dieses Brummen geschah mit einer so zitternden Stimme, daß sie dem Pfarrer deutlich den Eindruck verrieth, welchen die Nachricht von den auflauernden Bauern auf das Gespenst gemacht hatte.

Weil das Gespenst durchaus nicht zum Reden zu bringen war, blieb dem Pfarrer nichts übrig, als sich seiner Waffen zu bedienen. Absichtlich führte er den Hieb etwas hoch, und sah davon die erwünschteste Wirkung. Der Hieb hatte die Gestalt in zwei Hälften zertheilt, wovon die obere grössere zu Boden stürzte, und durch ihre Leichtigkeit und Dünne wirklich etwas gespensterartiges hatte. In der untern Hälfte sah aber der Pfarrer einen ganz gewöhnlichen Menschen, der auf seinen Füssen so schnell nur möglich davon lief. Seine Flucht glückte ihm nicht; denn die Bauern, welche die Furcht nun auch verlassen hatte, empfiengen ihn überall, wo er über die Mauer setzen wollte, mit ihren Stecken, und der arme Flüchtling bekam so viele

kräftige Hiebe, daß er um Schonung bat und alles zu gestehn versprach.

Es war ein junger Bursche aus dem Dorfe, der ein Mädchen liebte, welches zu heirathen sein Vater ihm nicht erlauben wollte. Das arme Kind besaß weiter nichts als ein glattes rundes Gesicht und ein gutes Herz, und der Vater des Burschen, ein reicher Bauer, verlangte daß seine Schwiegertochter auch eine grosse klingende Aussteuer mitbringen sollte. Der Bursche wollte nicht von seinem Mädchen lassen, und um ganz unentdeckt mit ihm sprechen zu können, schlug er nächtliche Zusammenkünfte auf dem Kirchhofe vor. Dem Mädchen grauste anfangs, doch an der Seite des Geliebten fürchtet sich ein Mädchen auch um Mitternacht auf dem Kirchhofe nicht. Wenn der verliebte Bursche eine solche Wanderung machte, hüllte er sich vom Kopfe bis auf die Füsse in sein Betttuch ein, und nahm eine Harke mit einem sehr langen Stiele mit sich. Bei seiner Ankunft auf dem Kirchhofe hielt er das Betttuch mit der Harke hoch über seinen Kopf und die Kirchhofsmauer empor, wodurch ee den doppelten Zweck erreichte, seiner Geliebten ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben, auf welches sie sich sogleich einstellte, alle andere Leute hingegen aus der Nähe des Kirchhofes zu verscheuchen. Wagte sich ja ein Muthiger näher, so begann der Bursche das Spiel mit der Harke und dem Betttuche, und seine weisse Gestalt, welche bald grösser bald kleiner wurde, jagte alle Neugierige in die Flucht, bis endlich des Pfarrers Stange sie zertheilte.

7.

Eine eben Begrabene liegt wieder im Bette.

Zur Zeit, wo Mailand noch eigene Herzogen hatte, lebte daselbst eine reiche Wittwe, welche den Geistlichen und Armen viel spendete, und sich öfters die Zeit damit vertrieb, die Affen und Pfauen des Herzogs, dessen Residenz nicht fern von ihrem Hause war, mit Leckerbissen an sich zu locken. Sie starb, und ihrem Leichenzuge folgten alle Pfaffen und Mönche der Stadt. So wie der Leichnam der mütterlichen Erde übergeben worden war, kehrten die Begleiter wieder nach dem Trauerhause zurück, wo man eine köstliche Mahlzeit für sie bereitet hatte. Eben wollten sie sich damit erquicken, als sie durch die beiden Kammermädchen der Verstorbenen in heftiges Schrecken gesetzt wurden. Mit lautem Geschrei kamen die Kammermädchen in den Speisesaal, mehr gestürzt als gelaufen, und es dauerte lange, bis man ihnen Rede abgewinnen konnte. Endlich erzählten sie, daß sie in dem Sterbezimmer der seligen Frau etwas zu thun gehabt hätten, und um sich weniger zu fürchten mit einander gegangen wären, so bald sie aber die Thür geöffnet hätten, wären sie zurückgeschreckt, weil die Frau wieder in demselben Bette läge, in welchem sie gestorben sei.

Die Leichengäste bezweifelten die Erzählung der Mädchen, und die Mönche besonders fanden es nicht

glaublich, daß die abgeschiedene Seele einer im Leben so frommen Frau spuken sollte, und noch dazu am hellen Tage. Man entschloß sich, die Sache zu untersuchen; der Zug nach dem Sterbezimmer, welches im obern Stock war, setzte sich in Bewegung, und die Beherztesten giengen voran. Kaum hatten sie einen Blick durch die offene Thür nach dem Sterbebette geworfen, da prallten sie mit einem lauten Geschrei zurück, und stürzten so heftig auf die noch auf der Treppe befindlichen, daß diese alle Kräfte anwenden mußten, um nicht überrannt zu werden. Dieses neue Schrecken gieng indeß bald vorüber; man ermante sich wieder, und faßte den gemeinschaftlichen Entschluß, den Unhold zu beschwören. Die geistlichen Herren bedienten sich dazu der Waffen ihres Standes, und traten mit Kreuzen und einem Weihkessel den Marsch abermals an. Alle Vorangehende sahen die Begrabene in einer schönen Festtagshaube im Bette liegen, aber mit verzerten Gesichtszügen, und die Blitze, welche sie aus den kleinen feurigen Augen auf die Anrückenden warf, schienen anzuzeigen, daß ihr dieser Besuch eben nicht sehr gelegen komme.

Einer der Mönche bespritzte die Anwesenden mit dem Weihwedel, und gab dann auch dem Gespenste im Bette eine volle Ladung damit. Diese wurde sehr übel aufgenommen; die Bettdecke bewegte sich, das Gespenst richtete sich empor und schien im Begriffe, heraus zu springen. Einen Kampf mit ihm abzuwarten, hatten die meisten nicht Muth genug; sie flohen, rißen auch die Muthigern mit sich fort und der ganze Zug kam eilig wieder im Speisesaale an. Bald nachher trat auch das Gespenst ein, das aber jetzt nicht mehr Schrecken, sondern Lachen erregte; denn man erkannte

darin den Lieblingsaffen des Herzogs, welcher sich eine Haube der verstorbenen aufgesetzt hatte. Unbemerkt war er in das Haus und in das Sterbezimmer gekommen, hatte, wie sich nachher ergab, einen großen Kuchen vom Leichenessen bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt, und sich dadurch vermuthlich ein Uebelbefinden zugezogen, von welchem er sich im Bette heilen wollte. Bis an den Kopf eingehüllt, und diesen großentheils mit der Haube verdeckt, hatte sich seine wahre Gestalt den Beobachtern nicht sogleich gezeigt.

8.

Ein Gespenst raspelt mit Ketten.

Zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts reiste der clevische Rechtsgelehrte Feldman auf ein adeliches Gut, wo er Gerichtshalter war. Er fand bereits so viele Gäste, daß für ihn kein Platz mehr war, außer in einem Hintergebäude, in welches man nicht gern jemand logirte, weil es, wie man sagte, darin spukte. Unterhalb dieses Gebäudes befand sich das Gefängniß, worin vor mehreren Jahren auch eine, der Hexerei angeklagte, alte Frau gesessen hatte, welche ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigte. Aus gewißen Umständen, welche sich erst nach der Hinrichtung ergaben, vermutheten einige, daß die arme Frau unschuldig verurtheilt worden wäre, und nun verbreitete sich bald das Gerücht, daß ihr Geist in der Nähe dieses Gefängnißes spuke. Mehrere Knechte und Mägde des Hofes wollten schon rumoren und ein Raßeln mit Ketten gehört haben. Besonders hatte sich dieses Gerücht seit einigen Tagen wieder allgemein verbreitet. Man verbarg es dem Gerichtshalter nicht; dieser erhob sich aber über die Vorurtheile seines Zeitalters, und wagte es, seine Schlafstelle in der übel berüchtigten Gegend dieses Hauses zu nehmen. Er machte alle Fensterläden zu, ließ ein Nachtlicht brennen, und legte sich ruhig zu Bette.

Ein Geräusch weckte ihn auf. Er hörte Ketten klirren und im Zimmer etwas herumtappen. Unglücklicher weise war das Nachtlicht ausgelöscht, weshalb er nicht deutlicher wahrnehmen konnte, was hier sein Unwesen trieb. Zuweilen strich wohl der Unhold nahe an seinem Bette vorbei, aber nach ihm zu greifen hatte der beherzte Mann doch nicht Muth genug. Einigemal war es auf Augenblicke still im Zimmer, allein bald darauf tappte das Gespenst wieder herum, oder raßelte mit seinen Ketten. Feldman rief ihm endlich ein lautschallendes Wer da zu; statt der Antwort erfolgte wieder ein Kettengeraßel. Nicht ganz ohne Furcht, aber doch voll muthiger Entschlossenheit, den Spuk zu untersuchen, sprang er aus dem Bette, warf sich in den Ueberrock, ergriff seinen Stock, und hauete damit um sich her. Er traf auch manches Zerbrechliche und Unzerbrechliche, aber nichts, was er für das Gespenst halten konnte. Indeß waren seine Streiche auf ungefähr nicht ganz ohne Erfolg. Das Gespenst hatte sich entfernt, raßelte über den Hausflur hin, und dann, wie sich aus dem Schalle ergab, eine Treppe hinauf. Feldman tappte nach der Thür, die er Abends nicht hatte verschließen, ja nicht einmal fest einklinken können, weil sie verquollen war. Er fand sie jetzt ein wenig geöffnet, und sah dieß gern, weil es ihn überzeugte, daß das Gespenst wenigstens nicht seinen Weg durch das Schlüsselloch genommen habe.

Nicht zufrieden, das Gespenst aus seinem Zimmer vertrieben zu haben, wollte Feldmann auch die Leute im Hause von der Furcht vor demselben befreien, indem er sie überzeugte, daß es kein Gespenst, sondern eine ganz natürliche Erscheinung wäre. Er gieng also an die Gesindekammer, klopfte die Knechte heraus, und

ließ sich ein Licht geben. Durch sein Beispiel beherzt gemacht, ließen einige handfeste Knechte sich überreden, ihn auf seinem Entdeckungszuge zu begleiten, doch brauchten sie die Vorsicht, den Gerichtshalter voran gehen zu lassen. Dieser wanderte nach der Treppe hin, wo er das Kettengerassel zulezt gehört hatte. Es war ihm lieb, es auch jetzt wieder zu vernehmen. Die Gespenstersucher rückten an; das Gespenst zog sich zurück, wurde aber mit Hülfe der Lichter bald entdeckt. Es war eine Füchsin, die man jung an die Kette gelegt und groß gefüttert hatte. Heran gewachsen und des Lebens an der Kette müde, zersprengte sie dieselbe, verbarg sich bei Tage, und raßelte des Nachts, mit dem am Halsbande hängenden Ende der Kette, im Hause auf und ab, um sich Nahrung zu suchen.

9.

Wie ein Apotheker einen Teufel austreibt.

Ein reicher Edelmann in Frankreich, nahe an der spanischen Gränze, hatte das Unglück, daß seine einzige Tochter, Agnese, gemüthskrank war, und sich einbildete, vom Teufel besessen zu sein. Vergeblich zog er mehrere Aerzte zu Rathe; ihre Kunst scheiterte an dem Wahne des Fräuleins, und alle angewandte Arzneimittel leisteten nicht die geringste Wirkung. Ein Geistlicher, welcher die Cur mit Seelenarznei versuchte, war nicht glücklicher, und der Vater, welcher gern die Hälfte seines Reichthums hingegeben hätte, seiner geliebten Tochter zu helfen, wußte nicht mehr was er anfangen wollte. Ein Apotheker aus der Nachbarschaft, welchem er auch seine Noth klagte, erbot sich zur sichern Hülfe, sagte aber voraus, daß er Zeit dazu bedürfe. Der Vater übertrug ihm die Cur, und versprach ihm eine große Belohnung.

Der Apotheker begann damit, sich Agnesens Zutrauen zu erwerben, und dieses gelang ihm bald, weil er ihr aufmerksam zuhörte, wenn sie ihm von ihrem Teufel erzählte. Ihre frühern Aerzte hatten sie zu widerlegen und ihre Einbildung ihr auszureden gesucht; der Apotheker verfuhr aber ganz anders, und stellte sich, alles zu glauben, was Agnese ihm erzählte, ja er veranlaßte sie wohl noch mehr Albernheiten zu sagen,

als auf welche ihre kranke Einbildungskraft von selbst verfiel. Vorzüglich fragte er sie, ob sie nicht wiße, wie ihr Teufel ungefähr aussähe, und wie lang und stark er sei. Agnese antwortete: er sei sehr lang, aber schlank, er wüchse aber noch, und das mache ihr eben die größte Noth, denn er würde am Ende so stark werden, wie der Stamm einer Linde, auf welche sie zeigte.

Der Apotheker sagte ihr endlich, er glaube ihren Teufel schon zu kennen; seine Tochter sei auch einmal von einem besessen gewesen, und nach allem, was sie von dem ihrigen sage, scheine es derselbe. Er habe gewöhnlich ein Kleid von himmelblauem Taffent an, und könne den Geruch von gewissen Dingen nicht vertragen, welche der Apotheker in seiner Officin habe. Darum sei dieser Teufel auch nicht sehr schwer zu vertreiben, und er habe ihn wirklich durch den Dampf von jenen Dingen gezwungen, aus seiner Tochter zu fahren, welches mit gewaltigem Krachen, ähnlich dem Rollen des Donners, geschehen sei. Hierdurch brachte der Apotheker Agnesen dahin, daß sie ihn dringend bat, sie ebenfalls vom Teufel zu befreien. Er versprach es ihr gern, sagte aber, daß dieses nicht sogleich geschehen könne, weil die Beschwörungsformeln womit er ihn vorzüglich bannen müße, nicht jeden Tag wirksam wären, weshalb es nöthig sei, einen dazu günstigen Tag abzuwarten. Daß die Kunst des Apothekers dem Fräulein hierdurch nicht verdächtig wurde, bedarf wohl kaum einer Erinnerung, da es leicht einzusehen ist, daß eine Person, deren Wahn so weit geht, sich vom Teufel besessen zu glauben, auch ohne Mühe von der Tagewählerei überredet werden kann.

Der Apotheker traf nun die nöthigen Vorkehrungen, Agnesen von ihrem unglücklichen Wahne zu heilen. Er wußte, daß die Brüder Montgolfier Luftbälle hatten steigen lassen, und er selbst hatte bereits in seinem Zimmer einige Versuche im Kleinen gemacht; an der äußersten Gränze Frankreichs war aber diese Erfindung noch fast unbekannt, und besonders hatte Agnese noch nichts davon erfahren, daher sie leicht damit getäuscht werden konnte. Der Apotheker verfertigte also aus blauem Taffent einen Luftball in Teufelsgestalt und nach Agnesens Angabe. Er gab ihm die Länge des größten Riesen, und die gehörige Weite, um nach der Füllung so dick zu werden, wie die Linde, welche ihm Agnese bei der Beschreibung ihres Teufels gezeigt hatte, setzte ihm Hörner auf, und versah ihn mit Pferdefüßen, um nichts an der Gestalt fehlen zu lassen, welche Aberglaube und Einfalt dem Teufel zu geben pflegen. Diesen Luftball auf eine andere Manier brachte er in das Schloß des Edelmanns, ließ die nöthigen Materialien zur Füllung und einiges Räucherwerk von einem übeln Geruche ebenfalls dahin schaffen, machte etliche treue Bediente des Edelmannes zu seinen Vertrauten, unterrichtete sie in allem, was sie bei der Ausführung zu thun hätten, und wartete einen zu derselben günstigen Tag ab.

Den Teufel mit Anstand und auf die von ihm beschriebene Weise durch die Lüfte fahren zu lassen, hatte er einen Tag dazu bestimmt, an welchem es Donnern würde. Da es eben Sommer war, stiegen öfters Gewitter auf, und an einem sehr schwülen Tage, wo sich welche voraus sehen ließen, gieng er zu dem Edelmanne, ließ sich aber vor Agnesen nicht eher sehen, bis wirklich ein Gewitter am Himmel stand, von welchem er

vermuthen konnte, daß es bald anfangen würde, sich zu entladen. Jetzt stellte er sich, als ob er eilig aus der Stadt gekommen wäre, weil heut zum Teufelsbannen ein glücklicher Tag sei.

Er führte Agnesen nebst ihrem Vater in den Garten, wo hinter einer dichten Laubwand der seidene Teufel mit allen, zu seinem Emporsteigen, nöthigen Vorkehrungen verborgen war. Von Zeit zu Zeit halb laut Agnesen unverständliche Wörter murmelnd führte er sie durch viele Gänge des weitläufigen Schloßgartens, um den Ausbruch des Gewitters abzuwarten. Endlich rollte der erste Donner durch die Luft, und Agnese, welcher bei jedem Gewitter bange war, äußerte dießmal noch größere Aengstlichkeit, weil sie nicht zweifelte, dieser Donner sei ein Werk des Teufels, durch die Beschwörungsformeln des Apothekers hervorgebracht. Man hatte sich unterdessen der Laubwand genähert, und so wie der zweite Donnerschlag ertönte, und durch seine Heftigkeit noch mehrere vermuthen ließ, führte der Apotheker Agnesen hinter die Wand, und ließ sie die Teufelsgestalt erblicken, welche noch ungefüllt ganz schlank war. Der Apotheker und seine Gehülfen stürzten sich auf dieselbe los; Agnese sank halb bewußtlos in die Arme ihres Vaters. Die Gehülfen des Apothekers waren beschäftigt, den Teufel zu beräuchern und dabei zugleich zu füllen, während der Apotheker selbst Beschwörungsformeln murmelte. Die Gestalt wuchs an Dicke, je mehr die hinein gefüllte Luft sie aufblähete. Auch ihre Scheuslichkeit vermehrte sich hierdurch, und die mit Füllen beschäftigten Leute kam selbst beim Anblicke derselben ein Grausen an. Die Füllung war geschehen und in dem Augenblicke, wo ein neuer starker Donnerschlag die Luft erschütterte gab

der Apotheker das Zeichen, den teuflischen Aerostaten los zu lassen. Noch rollte der Donner, als er in die Luft stieg; das Steigen gieng trefflich von statten, und von dem Sturmwinde des Gewitters getrieben, verlor er sich in weiter Ferne aus den Augen. Matt war ihm Agnesens Blick gefolgt; so erschöpft aber auch das arme Mädchen war, leuchtete doch aus ihrem Blicke freudiges Entzücken. Man eilte jezt mit ihr zurück in das Schloß.

Die menschenfreundliche Täuschung des Apothekers war ihm ganz nach seinem Wunsche gelungen. Agnesen hatte ihr Wahn völlig verlassen, und glücklich lebte sie nun im Genusse der Jugend und des Reichthums zur Freude ihrer Eltern und aller, welche sie kannten und, wegen ihrer seltenen Herzensgüte, liebten und schätzten. Darum waren auch die Bedienten, welche bei der Vertreibung des Teufels mit geholfen hatten, recht herzlich froh über Agnesens Genesung, und würden schon aus Liebe gegen das Fräulein die Art, wie die Genesung bewirkt wurde, nicht verrathen haben, hätten sie sich auch nicht gegen ihren Herrn, welcher sie reichlich beschenkte, eidlich dazu verbindlich gemacht.

Man hat schon mehrere Beispiele, daß durch einen Wahn kranke Personen, welche durch eine wohlthätige Täuschung geheilt wurden, wieder in denselben Wahn verfielen, wenn ihnen irgend ein Zufall entdeckte, daß man sie blos getäuscht habe. Der Apotheker und alle, welche das Mittel zu Agnesens Genesung kannten, hielten es daher für höchst nöthig, daß ihr solches auf immer ein Geheimniß bliebe. Alle Nachforschungen von Personen, welche Agnesens Krankheit und ihre Herstellung wußten, waren vergeblich, und weder der

Apotheker noch seine Gehülfen konnten überredet werden, das Heilverfahren zu entdecken. Damit es nicht durch Auffindung der seidenen Teufelsgestalt verrathen werden möchte, hatte man dieser einen vertrauten Bedienten auf dem schnellsten Pferde seines Herrn nachgeschickt, und er brachte sie wirklich mit der Versicherung zurück, daß niemand sie ihn hätte aufheben sehen.

Der seidene Teufel wurde also nicht gefunden und sein Dasein blieb Agnesen und, so lange sie lebte, auch allen andern nicht geweiheten ein Geheimniß; dieß hatte aber die Folge, daß man in der Gegend umher wieder anfieng, mehr als jemals an das Dasein eines wirklichen Teufels zu glauben. Agnese selbst entdeckte es einigen Freundinen, daß sie es zwar nicht bemerkt habe, wie der Teufel aus ihr heraus gefahren sei, doch hätte sie ihn leibhaftig vor sich stehen, dann in die Lüfte sich erheben und in denselben verlieren sehen. Dieß brachte einige Leute, welche vorher Agnesens Besessenheit nur für einen Wahn kranker Einbildung gehalten hatten, dahin, zu glauben, der Teufel müße doch wohl wirklich sein Unwesen in dem armen Mädchen getrieben haben, und manche andere Leute, welche alles, was Agnese von dem ausgetriebenen Teufel erzählte, ebenfalls für Gaukelei der Einbildungskraft zu halten geneigt waren, wurden dadurch in ihrer Meinung irre, daß mehrere Personen, welche zunächst bei dem Garten des Edelmannes wohnten, betheuerten, sie hätten deutlich gesehen, wie eines Tages, unter einem Gewitter, eine ungeheure scheusliche Teufelsgestalt aus dem Garten empor gefahren, und durch die Lüfte geflogen sei. Wären alle, welche von dieser Teufelsbeschwörung den wahren Hergang wußten, früher als Agnese gestorben: so würde in der Gegend

ihres Wohnortes der Glaube sich schwerlich verloren haben, daß wirklich ein Teufel aus ihr gefahren sei. Doch Agnese starb, wenig Jahre nach ihrer Genesung, an den Kinderblattern, und vielleicht entriß sie die Vorsehung ihren jammernden Eltern deshalb so frühzeitig, damit dem Aberglauben, welcher mittelbar durch sie in ihrer Gegend veranlaßt worden war, gesteuert würde.

Der Apotheker war durch seine Cur in der ganzen Gegend in einen übeln Geruch gekommen, und eine Menge Menschen schienen nicht übel geneigt, ihm, ungeachtet seiner recht freundlichen Menschengestalt, für einen Zauberer oder wohl gar für den Obersten der Teufel zu halten, dessen Winke die niedrigen Bewohner der Hölle folgen müßten. Leicht möglich, daß der geglaubte Wundermann deshalb in seiner Apotheke nur um so mehr Zulauf bekam; es war ihm aber doch nicht gelegen, für einen Verbündeten des Teufels gehalten zu werden. Auch dachte er viel zu vernünftig, den Aberglauben befördern zu wollen, nun ihn keine Rücksicht mehr dazu nöthigte. Nach Agnesens Tode machte er also kein Geheimniß mehr aus der Art ihrer Heilung, und weil dennoch manche Leute zweifelhaft blieben, da viele bekanntlich eher geneigt sind, das Wunderbare als die Wahrheit zu glauben, verfertigte er noch einen Teufel von blauem Taffent, und ließ ihn, in Beisein einer großen Menge Menschen, als Luftballsteigen.

Dieses eben erzählte Beispiel, daß Besessenheit vom Teufel blos ein kranker Wahn ist, und am sichersten durch einen andern Wahn geheilt werden kann, erinnert uns noch an ein anders, wo die Heilung ebenfalls durch Täuschung geschah.

Ein Soldat von der Garnison zu Berlin gerieth auf einmal, man wußte nicht wie, auf den unglückse-

tigen Gedanken, daß er nimmermehr ein Kind des Himmels werden könne, weil er sich von dem Teufel habe verblenden lassen, mit ihm ein Bündniß einzugehen. Diese Seelenkrankheit wirkte so heftig auf den armen Burschen, daß er auch körperlich erkrankte, und so hinfällig wurde, daß der Regimentschirurgus genöthigt war, ihn in die Cur zu nehmen. Wie gewöhnlich bei Seelenkranken schlugen seine Arzneymittel nicht an, weshalb er seinen Patienten endlich der Cur eines geistlichen Arztes, des Feldpredigers, überließ. Auch dieser wendete alle Gründe, welche Vernunft und Schrift ihm darboten, vergeblich an, den Wahn des Soldaten zu widerlegen, und ihn davon zurück zu bringen. Gleichwohl gab er die Hoffnung zu seiner Herstellung noch nicht auf, sondern versuchte nun ein ganz entgegengesetztes Verfahren. Er stellte sich, als ob er selbst nach und nach zu glauben anfienge, daß die Seele des Kranken dem Teufel schwerlich zu entreißen sei. Er war traurig mit ihm, und beklagte ihn herzlich, belebte aber zu gleicher Zeit seine Hoffnung einigermaßen, indem er ihm sagte, es werde sich vielleicht noch ein Mittel auffinden lassen, wie man dem Teufel einen Strich durch die Rechnung machen könne, und er wolle darüber recht angelegentlich nachsinnen. Endlich, da der Feldprediger das Vertrauen des Kranken in dem erforderlich hohen Grade zu besitzen glaubte, trat er einmal sehr eilfertig und höchst vergnügt, mit einem königlichen Edicte in der Hand, in das Zimmer des Kranken. Auch die Miene des Soldaten erheiterte sich schon bei diesem bloßen Anblicke, ohne noch einmal bestimmt die Ursache zu wissen, warum der Besuchende dießmal so hoch erfreut zu ihm komme.

„ Liebster Freund! — redete der Feldprediger ihn an — er hat doch hoffentlich sein Bündniß mit dem Teufel nicht schriftlich gemacht? Er bekam ein freudiges Nein, und die lebhafteste Versicherung des Kranken zur Antwort, daß er sich wohl gehütet habe, dem Teufel irgend etwas schriftlich zu versprechen.

Nun Gott sei tausendmal gelobet — rief der Feldprediger jetzt aus — dann kann ich ihm endlich die fröhliche Botschaft bringen, daß er gänzlich, und auf immer aus den Klauen des Teufels befreiet ist. Unserm guten Landesvater unserm Fritz, ist er diese Befreiung schuldig; denn seh nur hier, und les' er selbst, da stehts ganz deutlich gedruckt in dem königlichen Edicte, welches Friedrich der Einzige schon im Jahr 1764 öffentlich im ganzen Lande bekannt machen ließ. Da stehts und selbst der Teufel soll es nicht auskratzen, daß alle Contracte oder Bündnisse im ganzen Lande null und nichtig sein sollen, wenn sie nicht schriftlich gemacht, nicht förmlich auf einen Stempelbogen niedergeschrieben und zu Papiere gebracht worden sind.

Wer war froher, als unser Seelenkranker, da er diese ihn entzückende Worte des Trostes und der Beruhigung vernahm! Sein ganzes Wesen verwandelte sich jetzt plötzlich — sein dickes Blut, fieng durch Beihülfe des Regimentsarztes, allgemach wieder an, den Kreislauf rascher zu vollenden, und hatte man ihn bisher nur schwermüthig, still, menschenscheu und mit gesenktem Haupte gesehen: so war er nun wieder beredt, umgänglich und vollkommen beruhigt. Seine dahin geschwundenen Körperkräfte kehrten nach und nach wieder zurück. Seine bisher herrschende Krankheitsidee, als ob er unrettbar und auf ewig ein Besitz des Satans bleiben müße, war durch den entzückenden

Gedanken an das königliche Edict auf immer aus seiner Seele verdrängt. Er lebte von nun an noch mehrere Jahre in Gesundheit und ungestörter Zufriedenheit, und hielt den ohnehin schon so sehr geliebten Fritz für die Quelle seines Glücks, für seinen ersten irdischen Wohlthäter.

10.

Der heilige Antonius spukt in einem Dorfe.

Noch im Jahr 1727 stand in dem Dorfe Leuben im Königreiche Sachsen eine kleine Kapelle, welche vormals zum Begräbniße der Rittergutsbesitzer gedient hatte. Da sie weder zu diesem Behufe noch zum Gottesdienste mehr gebraucht wurde, beschloß man, sie in ein Wirthschaftsgebäude umzuschaffen. Eine Bildsäule des heiligen Antonius, welche sich noch in einem Winkel der Kapelle erhalten hatte, wurde nun in ein darüber befindliches Backhaus gebracht, wo man ihr noch ferner ein ruhiges Plätzchen gönnen wollte. Maurer und Zimmerleute begannen ihr Werk, aber der Heilige schien die Entweihung seines Eigenthums sehr übel zu nehmen, und rumorte des Nachts so gewaltig darin herum, daß man zu glauben begann, er wolle die dicken Mauren seiner Kapelle abbrechen, und an einen andern Ort transportieren. Man hörte ein Lärmen und Hämmern an den Mauern, und wenn die Arbeitsleute des Morgens wieder kamen, fanden sie, daß der Pol-

tergeist manches, was sie in Ordnung gelegt, durch einander geworfen hatte. Sie fuhren indeß mit ihren Arbeiten emsig fort, wurden auch darin von dem erzürnten Heiligen nicht gestört, denn dieser polterte nur des Nachts und hörte mit dem Glockenschlage Eins jederzeit auf.

So sehr man sich auch während dieser Spukerei gefürchtet hatte, verlor sich doch die Furcht wieder, weil Antonius nie einem Menschen etwas zu Leide that, und nach Vollendung des Wirthschaftsgebäudes auch zu poltern aufhörte. Dieß machte dem Schafknechte (Hans) Muth zu einem kühnen Streiche, welcher zugleich sehr unvernünftig war; denn kein vernünftiger Mensch muß mit etwas, das andern Leuten zur Verehrung dient, ein muthwilliges Gespött treiben.

Als eines Tages die Herrschaft nicht zu Hause war, kam das sämmtliche Gesinde auf den Einfall, sich einmal recht lustig zu machen. Knechte und Mägde giengen in die Schenke, waren fröhlich, tanzten, spielten und tranken. Hans, der ein Gläschen zu viel getrunken haben möchte, brachte das Bild des Heiligen herbei geschleppt, steckte ihm seine Tobackspfeife in den Mund, und trieb sonst sein Gespött damit. Die ganze Gesellschaft tanzte um das Bild herum, machte mancherlei Kurzweil und zuletzt gieng der Muthwille so weit, daß manche dem guten Antonius Nasenstüber gaben. Nach Mitternacht, wo der ganze Spaß ein Ende hatte, eilten Alle dem Bette zu; Hans hatte kein anders als in der Horde bei seinen Schafen. Der Weg dahin führte ihn vor der vormaligen Kapelle vorbei, doch mit dem Muthe, den er sich getrunken hatte, fiel es ihm nicht ein, etwas zu fürchten; aber Entsetzen ergriff ihn, als er jetzt plötzlich den gemißhandelten

Heiligen leibhaftig vor sich stehen sah. Schrecken lähmte seine Glieder so, daß er nicht vermochte, davon zu laufen oder sich zur Wehr zu stellen, als Antonius über ihn herfiel und sich mit derben Faustschlägen für die erlittenen Schmähungen seines Bildes rächte. Empfindlich gezüchtigt kroch Hans endlich in sein enges Bett, wo Schmerz und Angst ihn nicht schlafen liessen. Die folgenden Nächte fürchtete er die Wiederkunft des beleidigten Heiligen. Er kam wohl nicht wieder, hatte aber dem Schafknechte mit einemmale so übel mitgespielt, daß er lange Zeit mit einem dickgeschwollenen Kopfe herumgehen mußte.

Dieser Vorfall verbreitete im ganzen Dorfe und in der umliegenden Gegend große Furcht. Mit dem Hofmeister der Kinder, welcher sich sonst, da Antonius noch in der Kapelle lärmte, um so mehr gefürchtet hatte, weil sein Schlafgemach gerade gegenüber war, gieng die Herrschaft zu Rathe, wie der aufgebrachte Heilige wohl am sichersten zu versöhnen sei. Man beschloß, sein Bildniß ordentlich zu vergraben, und nun hörte man nichts weiter von Antonius Spukereien. Nach einiger Zeit entdeckte es sich durch Zufall, wie diese ganz natürlich zugegangen waren.

Nicht Antonius hatte in der Kapelle rumort, sondern etliche der Männer, welche bei Tage daran arbeiteten. Wie von manchem alten Gebäude, gieng auch von dieser Kapelle die Rede, daß große Schätze darin verborgen lägen. Etliche Mäurer waren bei der Arbeit auf Stellen in den Mauern gestoßen, welche zu diesen verborgenen Schätzen zu führen schienen. Sie theilten sich ihre Bemerkungen mit, beschlossen weiter nachzuforschen, um dieß verborgener zu können, und von ihren Mitarbeitern und andern Leuten im Dorfe nicht gestört

zu werden, wählten sie dazu die Stunden der Nacht, in welchem die Gespenster vornehmlich ihr Unwesen treiben sollen.

Der andere Spuk des heiligen Antonius war also zugegangen. Bei dem Lärm in der Schenke hatte sich auch ein böhmischer Knecht befunden, welcher als ein eifriger Catholik an der Verspottung des Heiligenbildes großes Aergerniß nahm, und seine Schmach glaubte rächen zu müßen. An allen Spöttern war dieß freilich nicht möglich, und selbst an dem Ursächer des Ganzen, dem Schafknechte, nicht leicht, denn Hans war ein so stämmiger Bursche, daß der Böhme besorgen mußte, im offenen Kampfe mit ihm den Kürzern zu ziehen, wenn auch keiner seiner Mitgenoßen ihm zu Hülfe käme. Darum spielte er um Mitternacht in der Nähe der Kapelle, in Worten und Gestalt, die Rolle des Heiligen, und wir haben gesehen, daß diese List ihm vollkommen gelang.

11.

Wie der Teufel Richtern erschien, welche sich eben mit einem Teufelsprocesse beschäftigten.

Zu Aix in Frankreich lebte 1711, ein Priester, Namens Gaufrid, welcher über die Möglichkeit eines Bündnisses mit dem Teufel so oft nachgrübelte, daß er endlich die Vernunft darüber verlor, und sich in allem Ernste einbildete, er habe sich dem Teufel verschrieben. Er war nicht so glücklich, wie die beiden Gemüthskranken, deren Geschichte die neunte Erzählung enthält. Zwar hielten auch ihn manche Personen für krank, sein Wahn brachte aber sein Leben in große Gefahr, als Gemüthsangst ihn auf den unglücklichen Einfall brachte sich bei dem Parlamente selbst als ein Zauberer und Teufelsbeschwörer anzuklagen. Zum Beweise der Wahrheit erzählte er, daß er einem kränklichen Fräulein in der Stadt mit Hülfe seines Verbündeten eine ganze Legion Teufel angezaubert habe.

Der größere Theil der Parlementsräthe war von den Vorurtheilen eingenommen, welche in ihrem Zeitalter noch ziemlich allgemein herrschten. Nur etliche erhoben sich darüber, und auf die Vorstellung derselben erfolgte der Beschluß, bevor man ein entscheidendes Urtheil über den armen Gaufrid fälle, untersuchen zu lassen, ob das Fräulein auch wirklich besessen sei, oder

nicht eine Krankheit hätte, die auf gewöhnliche Weise zu heilen wäre. Etliche Aerzte erhielten den Auftrag, die Krankheit des Fräuleins zu untersuchen, und zu versuchen, ob sie sie zu heilen vermöchten. Das Fräulein litt an epileptischen und hysterischen Zufällen, welche um so schwerer geheilt werden konnten, weil sie schon sehr eingewurzelt waren. Die Aerzte versicherten dem Parlement, das Fräulein sei nicht von einem Teufel besessen, viel weniger von einer Legion, leide aber an einem Uebel, gegen welches alle Mittel der Arzneikunst nur unsicher und im glücklichsten Falle langsam wirkten. Da der größere Theil der Parlamentsräthe einmal geneigt war, was man wirklich nur als einen Beweis der Unzulänglichkeit der Arzneikunst betrachten mußte, vielmehr der Gewalt des Teufels zuzuschreiben, hatte der Proceß des Geistlichen seinen Fortgang.

In voller Sitzung war man eben beschäftigt, ein Urtheil zu sprechen, als sich im Schornsteine ein großer Lärm erhob. Die Thür vor dem Kamine fiel in das Zimmer, und ließ die Herren des Parlementes eine schwarze Gestalt erblicken, welcher ihre aufgeregte Einbildungskraft Hörner und Klauen anfügte, um sie zum leibhaftigen Teufel zu formen. Erschrocken sprang die ganze Versammlung auf, und suchte das weite; den ob sie sich schon die Macht zutraute, über des Teufels Werke Urtheile fällen zu können, besaß sie doch nicht Muth genug, um mit ihm selbst in nähere Berührung kommen zu wollen.

Einer der Parlementsräthe blieb mit seinem Mantel an der Bank hängen, glaubte sich von dem Teufel gefaßt, und stürzte zu Boden. Zitternd und halb bewußtlos wagte er es doch einmal, rückwärts zu blicken. Der Teufel stack noch im Kamine, und der Parlementsrath

glaubte zu bemerken, daß er nicht weniger zittere, wie er selbst. Dennoch würde sich sein Muth schwerlich so weit erhoben haben, den furchtbaren Besuch im Kamine näher zu untersuchen, hätte nicht jetzt das schwarze Wesen mit einer kindischen und weinerlichen Stimme gefragt: um Gotteswillen, Herr, wo bin ich? Diese Worte überzeugten den Parlamentsrath, daß es nicht der Teufel sein könne, welcher mit ihm ein Gespräch anfieng. Er stand auf, setzte die Unterhaltung weiter fort, und aus derselben wurde es bald deutlich, daß das schwarze Wesen im Kamine nichts weiter war als ein kleiner Savoyard, ein Kaminfeger, welcher es bei der Arbeit versehen hatte, und durch den Schornstein ins Kamin herab gefallen war. Die weisen Herren kamen von ihrem Schrecken zurück; das erlebte Beispiel, daß man zuweilen den Teufel erblickt, wo er gar nicht ist, machte sie aber nicht weiser. Auch in dem Zufalle, welcher den Savoyarden in das Kamin herabführte, als sie eben mit einem Teufelsprocesse beschäftigt waren, erblickten sie immer noch ein Werk des bösen Feindes, und verurtheilten deshalb Tags darauf den armen gemüthskranken Geistlichen zum Scheiterhaufen.

12.

Ein Leichenzug um Mitternacht schreckt fast ein ganzes Dorf.

In einem Dorfe in England fanden die Bauern eine angenehme Unterhaltung darin, wenn sie zusammen kamen einander Geister- und Hexengeschichten zu erzählen. Der Prediger des Ortes war mit dieser Unterhaltung nicht zufrieden, weil sie den Aberglauben in seiner Gemeine beförderte, und ihn besonders den Kindern einflößte. Diese hörten den Vätern aufmerksam zu, und glaubten ihren Erzählungen um so eher, da Kinder ihren Eltern im Allgemeinen grossen Glauben beimessen. Die nachtheiligen Folgen der Unterhaltung in diesem Dorfe äusserten sich auch bald. Mit der dadurch erhitzten Einbildungskraft schauderte oft jung und alt, wenn sie des Nachts von ihren Gelagen nach Hause giengen, und der Weg sie dem Kirchhofe vorbei führte, oder sich irgend ein Geräusch hören ließ. Der Pfarrer ermahnte deshalb seine Kirchkinder, sich nicht auf eine so alberne, als nachtheilige Weise zu unterhalten, und stellte ihnen die Nichtigkeit des Gespensterglaubens vor, richtete aber damit wenig aus, weil den Bauern ihre Geschichten zu lieb waren, und mancher unter ihnen selbst etwas nicht Geheueres gesehen zu haben glaubte. Der Pfarrer und seine Kirchkinder stritten sich daher zuweilen über die Gespenster

und, wie mehrentheils in solchen Streiten, trug auch hier nicht die Vernunft den Sieg davon, und der Pfarrer konnte es nie dahin bringen, seine Bauern zu einer genauern Untersuchung zu vermögen, wenn sie einmal etwas Gespensterartiges erblickten, so oft er sie auch hiezu ermahnte.

Eines Morgens kamen mehrere der Gemeindeglieder zu ihm, ein Gesicht der vergangenen Nacht zu erzählen. „Wir zwölf, hob der Sprecher an, die wir hier mit gesunden Sinnen vor Ihnen stehen, bezeugen ehrlich und einmüthig, daß wir ein furchtbares Spielwerk des Teufels gesehen haben. Es schlug eben zwölf Uhr, da hörten zwei von uns, welche zunächst bei der Schäferei wohnen, sonderbare, Grausen erregende Töne, und sahen schwarze und weisse Gestalten umher wanken. Sie riefen uns Nachbarn, und bald waren wir, Weiber und Kinder ungerechnet, unserer zwölf beisammen."

Das ist brav, erwiederte der Pfarrer. So zahlreich werdet ihr wahrscheinlich muthig auf die Erscheinung losgegangen sein und das Nichtige derselben entdeckt haben.

„Nein Herr, fuhr der Sprecher fort, es war zu schauerlich anzusehen, um solchen Muth zu fassen. Hören Sie nur selbst. Auf einer Bahre stand ein hoher hoher Sarg, mit einem weissen Tuche überhangen. Dieß war nicht fern von der Schäferei; schwarze Teufelsgestalten giengen darum her, nahmen endlich die Bahre auf ihre Schultern, und trugen sie fort, wobei sie kaum hundert Schritte bei uns vorübergiengen."

Bezweifeln zu wollen, was zwölf Männer gesehen zu haben bezeugten, fiel dem Pfarrer nicht ein, doch

war er weit entfernt, zu glauben, daß es ein Spuk des bösen Feindes gewesen sei, im Gegentheile hielt er das Ganze für ein Spiel muthwilliger Leute oder Diebe, welche den Aberglauben und die Furcht seiner Bauern benutzt hätten. Sehr wahrscheinlich wurde diese Vermuthung, weil der Schäfer bald nachher den Bauern anzeigte, daß ihm vorige Nacht zehn der fettesten Hämmel gestohlen worden wären. Vorurtheilsfreien Leuten würde es nun sogleich eingeleuchtet haben, daß die erblickten Leichenträger Diebe gewesen wären und statt des Sarges, die gestohlenen Hämmel auf der Bahre gelegen hätten, aber die Bauern dieses Dorfes waren durch ihre Lieblingsunterhaltung so abergläubisch worden, daß sie vielmehr dafür hielten, der Teufel, welcher ein Vergnügen an bösen Streichen finde, habe das Gaukelspiel mit dem Leichenzuge gemacht, um dadurch das Werk der Finsterniß der Diebe zu begünstigen.

Diese freueten sich der gelungenen List, und beschlossen, sie öfters zu benutzen; weil sie aber vielleicht erfahren haben mochten, wie angelegentlich der Pfarrer die Bauern ermahnte, eine ähnliche Spukerei muthig zu untersuchen, glaubten sie auf einem benachbarten Dorfe weniger Gefahr zu besorgen zu haben.

Mit ihrem Leichenzuge setzten sie sich nach der Schäferei in Marsch; allein die Bauern, welche von jenem Ereignisse bereits gehört hatten, auch nichts von dem Aberglauben wußten, welcher ihre Nachbarn gelähmt hatte, gesellten sich so geschwind als still zusammen, bewaffneten sich mit Dreschflegeln und Heugabeln, und traten dem Leichenzuge furchtlos entgegen. Als die Leichenträger Gefahr sahen, setzten sie die Bahre nieder, und suchten zu entfliehen, die

Bauern hatten aber so gute Maßregeln genommen, daß alle Ausgänge hinlänglich besetzt waren, und von den Dieben nicht einer zu entkommen vermochte. Die wackern Bauern überlieferten die Gefangenem dem Richter, und im Verhör gestanden sie auch den, in dem andern Dorfe begangenen, Diebstahl.

13.

Etwas Unsichtbares reißt den Leuten die Mützen vom Kopfe.

Der Prediger Herzlieb im Magdeburgischen brachte seine Schuljahre im Waisenhause zu Halle zu. Einst in der Nacht, wo es schon ziemlich spät war, hatte er noch auf einem der Höfe etwas zu verrichten. Gespensterfurcht kannte er nicht; er wußte aber, daß zuweilen muthwillige Schüler sich im Finstern auf dem Hofe verstecken, um Vorübergehende zu necken oder furchtsam zu machen. Die Nacht war eben sehr finster; weil nun Herzlieb keine Laterne hatte, nahm er einen tüchtigen Stock mit, wahrscheinlichen Neckereien damit zu begegnen.

Kaum hatte er in dem Hofe einige Schritte gemacht, als etwas seine Nachtmütze faßte und sie auf die Erde warf. Herzlieb fieng an zu schelten, und drohete, mit seinem Stocke blind um sich zu schlagen, wenn man sich den ungebührlichen Spaß noch einmal erlauben würde. Er setzte seine Mütze wieder auf und

gieng weiter. Kaum hatte er vier Schritte gethan, so riß man ihm die Mütze zum zweitenmale herunter. Erzürnt schlug er mit dem Stocke um sich her, traf aber niemand, worüber er sich um so mehr wunderte, da er den Stock mit grosser Behendigkeit zu führen verstand. Gleichwohl fürchtete er nichts Uebernatürliches, sondern vermuthete, der neckende Schalk werde sich gebückt haben und hierdurch seinen Streichen entwischt sein. Er dachte, wenn er noch einmal kömmt, soll er mir nicht wieder entwischen, denn ich will dann so niedrig über der Erde wegschlagen, daß ich ihn sicher treffen muß.

Die Mütze war schmuzig worden, doch setzte er sie wieder auf. Damit nicht wieder jemand sie ihm herunter reissen könne, focht er, indem er vorwärts schritt, so geschickt um sich herum, daß er ganz gewiß glaubte jedem, der seine Mütze ergreifen wollte, einen tüchtigen Streich zu versetzen. Dennoch wurde sie ihm abermals herunter gerissen, und so hart er auch jetzt über der Erde wegschlug, traf er gleichwohl nichts. Nun wurde es ihm doch etwas schauerlich, zumal da er auch seine Mütze nicht wieder finden konnte; allein beherzt von Natur und voll Eifer zu entdecken, wer oder was eigentlich sein Spiel mit ihm treibe, behielt er Entschlossenheit genug, noch länger zu verweilen, um zu lauschen, ob er irgend ein Geräusch zu vernehmen vermöchte. Er stand einige Augenblicke still, aber nicht das kleinste Geräusch war zu erspähen, auch wollte sich ihm niemand wieder nähern. Licht zu holen und etliche seiner Mitschüler mit zu nehmen, kehrte er um, und Furcht beflügelte seine Schritte, weil es ihm vorkam, als ob das nicht zu entdeckende Etwas ihn etlichemal bei den Haaren fasse. Im Hause nicht

weiter verfolgt, gelangte er glücklich auf sein Zimmer. Er weckte seine schon schlafenden Mitschüler, erzählte ihnen sein Begegniß und forderte sie auf, mit einer Laterne versehen und mit guten Stöcken bewaffnet, ihn zu begleiten, und vielleicht noch zu entdecken, wer ihn geneckt habe. Sie waren bereit hierzu, und still trat der Zug zur Thür heraus. Der Beherzteste schritt muthig voran, und hatte nicht fern von der Thür Herzlieb's Schicksal. Auch ihm riß etwas die Mütze vom Kopfe, vermittelst der Laterne wurde aber jetzt die Ursache sogleich entdeckt.

Wäsche zu trocknen hatte man Tages vorher Leinen (Seiler) über den Hof gezogen, und sie Abends abzunehmen vergessen. Indem diese über den Kopf hinstreiften, hatten sie die Mützen herabgezogen, und bei Herzlieb, da er wieder in das Haus gieng, ein Gefühl, als ob ihn jemand bei den Haaren fasse, um so mehr hervorgebracht, da er zu dieser Zeit, erschrocken und etwas ängstlich, zu einem unbefangenen Urtheile nicht mehr fähig war. Auch die Ursache, warum er zum drittenmale seine Mütze nicht wieder fand, erklärte sich nun sehr natürlich. Theils war sie etwas weiter von ihm weggefallen, theils auch schon so schmuzig worden, daß sie wenig mehr von der weissen Farbe hatte, welche die erstenmale ihr Wiederfinden erleichterte.

Hätte Herzlieb nicht den Muth gehabt, den ihm begegneten Zufall näher zu untersuchen, sondern sich, wie dieses bei Furchtsamen mehrentheils der Fall ist, mit seiner Angst in dem Bette verborgen, und wären dann die Leinen des andern Tages früh abgenommen worden, so daß durch sie die Ursache des sonderbaren Ereignisses nicht hätte verrathen werden können: so würde vielleicht Herzlieb bis an sein Ende von dem

Wahne bethört worden sein, daß ihn wirklich ein Gespenst geneckt habe. Auf ähnliche Art schafft die Furcht öfters Gespenster, wenn sie Personen der Entschlossenheit beraubt, durch welche hier ein junger muthiger Mann, statt eines Gespenstes, eine sehr natürliche und belachenswerthe Ursache entdeckte.

14.

Ein Liebhaber läßt seine spröde Schöne nach Belieben träumen.

Gustav liebte mit ganzer Seele Eleonoren, eine der spröden Schönen, die es nur nach langer Zeit über sich gewinnen können, liebenden Männern zu gestehen, daß ähnliche Gefühle in ihrem Busen glühen. Gustav glaubte zu bemerken, daß er seiner Geliebten nicht gleichgültig sei. Sie behandelte ihn mit Achtung, und zeichnete ihn vor andern Männern aus; wenn er aber dem Ziele, an welches seine Ungeduld sich schon so sehnlich wünschte, etwas näher zu kommen suchte, wich Eleonore ihm aus oder behandelte ihn wohl gar kälter als gewöhnlich. Gustav hatte mehr Menschenkenntniß, als die meisten jungen Männer, und besonders war die Erfahrungsseelenkunde eins seiner liebsten Studien. Jene überzeugte ihn, daß Eleonore, so gleichgültig sie sich auch zuweilen gegen ihn stellte, ihm dennoch herzlich gewogen sei, und letztere erleichterte es ihm, ein Mittel auszusinnen, welches Eleonoren früher in seine Arme führen möchte.

Er hatte wahrgenommen, daß seine Geliebte wie so viele ihres Geschlechtes, welche sich ein wenig zur Schwärmerei neigen, an Ahnungen und die Bedeutsamkeit der Träume einigen Glauben habe. Hierauf gründete er einen Plan, zu dessen Ausführung er sich einst in Eleonorens Schlafgemach schlich, als er vermuthete, daß die Festigkeit des ersten Schlafes sie verhindern würde, sein leises Eintreten zu bemerken. Glücklich gelangte er auch in das Schlafgemach, welches der Schimmer der Sterne nur in so weit erhellte, daß Gustav wahrnehmen konnte, wie sanft und fest Eleonore schlief.

Verborgen hinter den Umhängen ihres Bettes suchte er sie, aus ihrem tiefen Schlafe, bis zu demjenigen leichten Schlummer zu erwecken, in welchem allein der Mensch so träumt, daß er sich nach dem Erwachen des Traumes noch deutlich bewußt ist. Deshalb nannte er seinen und Eleonorens Namen leise, dann lauter, bis er bemerkte, daß Eleonorens tiefer Schlaf sich verminderte, ohne daß sie jedoch gänzlich erwachte. Nun flüsterte er ihr von Zeit zu Zeit behutsam einzelne Wörter zu, welche sämmtlich die Absicht hätten, in ihrer Seele Bilder hervorzubringen, aus welchen sie einen ihm günstigen Traum zusammensetzen würde. Die schöne Schläferin schlummerte fort, und so weit sich ihre Züge dem spähenden Liebhaber, welcher dem Gotte der Träume in sein Amt griff, im Halbdunkel der hellen Sternennacht verriethen, glaubte er daraus schliessen zu können, daß sie angenehm träume. Endlich fieng sie an, sich etwas unruhig zu bewegen, weshalb Gustav für nöthig hielt, sich zu entfernen, ehe sie völlig erwache. Zugleich wünschte er aber, daß sie erwachen möchte, damit sie nicht vielleicht

gleich wieder in einen festen Schlaf fiele und des Traumes vergäße, von welchem sich Gustav so grosse Wirkung versprach. Darum machte er, so bald er unbemerkt aus dem Zimmer gekommen war, ein Geräusch; wobei er die doppelte Absicht hatte, theils Eleonoren vollends zu erwecken, theils sie glauben zu machen, sie habe eine Ahnung gehabt, um durch diesen Glauben die Wirkung des Traumes noch mehr zu verstärken.

Zu erforschen, wie weit ihm seine List gelungen wäre, machte er des Morgens, so frühe es die Schicklichkeit erlaubte, seiner Geliebten einen Besuch. Zu seinem Entzücken fand er sie heiterer als je, und herzlicher als jemals die Art, wie sie ihn empfieng. Dieß machte ihn muthiger. Als daher Eleonore einige Verwunderung äusserte, ihn so ungewöhnlich früh bei sich zu sehen, erzählte er ihr, daß ihn ein entzückender Traum von ihr vergangene Nacht zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht habe, und daß er darum dem Wunsche nicht habe wiederstehen können, zu sehen, ob vielleicht der Tag ihn nur um den zehenten Theil so glücklich machen werde, wie der Traum der schönsten Nacht seines Lebens. Eine reizende Röthe, welche Eleonorens Wangen überflog, machte den Menschenkenner schon einigermassen mit ihren geheimen Gedanken bekannt, und bald entdeckte sie ihm solche, und das wechselnde Roth bei dem Geständnisse, wie der schmelzende Blick des schimmernden Auges machten nicht nur Eleonore um vieles schöner, sondern erfüllten auch den sehnenden Liebhaber mit Hoffnungen des günstigsten Erfolges von seinem gewagten Unternehmen.

„Unsere Seelen müssen sich in dieser Nacht begegnet sein, gestand ihm endlich Eleonore, denn auch ich

habe fast die ganze Nacht von Ihnen geträumt, und bei dem Erwachen hatte ich eine Ahnung."

Die gespielte List hatte ganz den Erfolg, welchen Gustav davon gewünscht hatte. Eleonore wurde von diesem Tage an traulicher gegen ihn, verbarg die Empfindungen ihres Herzens nicht mehr, und machte ihn nach kurzer Zeit zum glücklichsten Gatten. Nur etwas störte ihn im vollen Genusse seines Glückes. Er bemerkte an seiner Gattin so viel Neigung, auf Träume Werth zu setzen und an Ahnungen zu glauben, daß er besorgte, diese Neigung könne ihrer und seiner Ruhe gefährlich werden. Dieses zu verhindern entdeckte er ihr einst, daß er selbst jenen Traum, auf welchem sich ihr Glaube gründete, ihr zugeflüstert und vor ihrem Schlafzimmer das Geräusch gemacht habe, welches sie für eine Ahnung genommen hatte. Diese Entdeckung war übrigens von keinen nachtheiligen Folgen für das häusliche Glück der Eheleute, denn Gustav hatte sich die volle Liebe seiner Gattin bereits in einem so hohen Grade erworben, daß sie ihm jene List gern verzieh, ob sie ihn schon deshalb ein wenig ausschalt.

15.

Aus dem Zimmer, wo der verstorbene Herr liegt, läutet es den Bedienten.

Zu Marseille starb ein noch nicht lange verheiratheter Mann plötzlich. Die junge Wittwe, welche ihn zärtlich geliebt hatte, hoffte, daß er vielleicht nur scheintod wäre, und wollte ihn deshalb nicht eher aus dem Bette nehmen lassen, bis der Geruch des Leichnams den wirklichen Tod hinlänglich bewiese. Dieser Geruch zeigte sich; ehe man aber noch die Leiche in den schon bereit stehenden Sarg legte begab sich ein Furcht erregendes Ereigniß.

Ueber dem Bette hieng die Quaste einer Klingelschnur, mit welcher der Verstorbene sonst seinem Bedienten geläutet hatte. Diese wohlbekannte Klingel ertönte, als eben das Kammermädchen sich im Vorsaale befand. Das Mädchen glaubte, ihre Frau befinde sich vielleicht bei der Leiche, und öffnete deshalb furchtlos die Thür, um, wegen des Leichengeruchs, mit nur etwas hineingestecktem Kopfe zu fragen, ob die Frau etwas zu Befehlen habe. Vergeblich wartete das Mädchen etliche Augenblicke auf Antwort, und als es endlich in das Zimmer trat, war kein Mensch darin zu erblicken, als der auf dem Bette unbeweglich liegende Leichnam. Die Kammerjungfer suchte sich zu überreden, daß ihr Gehör sie getäuscht habe, doch über-

lief es sie kalt, und sie sprang mit geflügelten Schritten aus dem Zimmer. Nicht fern von der Thür hörte sie es abermal klingeln. Sie wollte noch schneller entfliehen, doch faßte sie Muth, als sie jemand die Treppe herauf kommen hörte. Es war der Bediente Johann, welcher verwundert fragte: wer denn da oben klingle, da doch die Frau mit ihren Kindern unten sei? Zu erfahren, ob Johann in Untersuchung dessen, was sie erschreckt hatte, vielleicht glücklicher sei wie sie, erwiederte Julie in einem möglichst ruhigen Tone: sie wisse nicht wer eben bei dem seeligen Herrn wache, und forderte dann den Bedienten auf, selbst nachzusehen. Unbefangen trat er in das Zimmer, weil aber seine überall herumschweifenden Blicke nirgends jemand fanden, verließ er, ebenfalls nicht ohne Schrecken, das Zimmer, und bedenklich äusserte er gegen Julie: er begreife nicht, wer geklingelt habe, da doch keine Seele darin sei. Indeß beide einander betroffen ansahen, ertönte das Glöckchen zum drittenmale, und setzte die noch Zitternden in neuen Schrecken. Doch es war heller Mittag, wo die Gespenster bekanntlich nicht zu erscheinen pflegen, wodurch die Zagenden wieder etwas Muth bekamen. Johann ermannte sich zuerst, doch gieng sein Muth nicht so weit, sich allein in das verdächtige Zimmer zu wagen. Unter dem Vorwande, daß zwei mehr sehen als eins, suchte er Julien zur Begleitung zu überreden. Sie zögerte; Johann ergriff ihre Hand, und halb gezwungen folgte sie ihm. Sich schon von fern zu überzeugen, ob der seelige Herr auch wirklich noch tod sei, öffneten sie die Thür und blickten furchtsam nach dem Bette hin. Ohne die kleinste Bewegung lag die Leiche darauf, und der Duft derselben, welcher dießmal ihren Geruchsnerven

stärker auffiel, weil sie die Thür hastig und weit aufgestossen hatten, überzeugte sie auch noch durch einen andern Sinn, daß der Herr eine vollkommen tode Leiche war. Sie wagten sich in das Zimmer, blickten wild rings um her, entdeckten aber nochmals nichts, ob sie gleich nach jedem Winkel schaueten, und nur zu furchtsam waren, auch unter dem Bette Nachforschungen vorzunehmen. Erblaßt wankten sie bald wieder an die Thür hin, verschlossen diese, und eilten zu ihrer Frau, ihr stammelnd zu erzählen, was ihnen begegnet war.

Früher würde die Wittwe gehofft haben, ihr Gatte sei wieder erwacht, jetzt aber erlaubte ihr seine schon angefangene Verwesung eine solche Hoffnung nicht mehr. Furcht ergriff sie jedoch nicht, denn sie war eine vernünftige Frau, die sich von dem Schrecken der Erzähler nicht mit hinreissen ließ. Sie meinte, man werde entweder nicht recht gehört oder nicht recht gesehen haben, und gieng mit den Erzählern selbst nach dem Zimmer. Schon an der Thür hörten sie von neuem klingeln; schnell stiessen sie die Thür auf, und sahen, daß die Schnur der Klingel sich noch bewegte, welche Kraft sie in Bewegung gesetzt habe begriffen sie aber nicht, denn auch dießmal war nichts im Zimmer zu sehen. Erstaunt blickten sie einander an; Julie und Johann, deren Haare sich sträubten, wollten entfliehen, doch Madam befahl ihnen, zu bleiben und sich ganz ruhig zu verhalten, um abzuwarten, ob es in ihrer Gegenwart noch einmal klingeln werde. Eine ziemliche Zeit warteten sie; nichts regte sich im Zimmer; endlich sahen sie ein junges Kätzchen, das der Leichengeruch angelockt haben mochte, unter dem Bette hervor kommen, auf einen Stuhl, dann auf das Bett springen. Damit zu spielen, häckelte es nach der Klingelquaste,

und der Zug derselben ließ die Klingel ertönen. Das erstemal hatte Julie dieses Kätzchen gesehen, aber nicht vermuthet, daß das Klingeln von ihm herrühre. Bei den andern Untersuchungen hatte sich die Katze unter dem Bette verborgen; vermuthlich weil durch das Geräusch, durch das heftigere Oeffnen der Thür ein Instinkt in ihr erwachte, der sie bemerken ließ, daß sie etwas Ungerechtes gemacht habe. Wahrscheinlich mußte sie an dem Spielwerke Gefallen finden, weil sie es so oft wiederholte. Daher bekam sie von neuem Muth dazu, da jetzt die drei Anwesenden im Zimmer so still waren, und sie im geringsten nicht störten, indem sie sich dem Spielwerke allmählig näherte.

Wäre die Katze aus dem Zimmer entwischt, während Julie und Johann darin waren, die bei ihrer Erschrockenheit die Flucht wohl kaum bemerkt hätten; so würden sie sich wahrscheinlich nie den Glauben haben nehmen lassen, daß der seelige Herr gespukt und an der Klingel gezogen hätte.

16.

Ein Student wird an einem Sarge festgehalten.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nachdem Christian Thomasius den Glauben an Gespenster und Hexen zuerst mit Nachdruck und Erfolg bekämpft hatte, und man nach und nach den Wahnglauben finsterer Jahrhunderte abzulegen begann, studirten zu Wien einige junge Leute, welche es sich zum Vorsatze machten, gemeinschaftlich daran zu arbeiten, um die Vorurtheile ihrer Väter abzustreifen. Sie fühlten sich von der Nichtigkeit derselben vollkommen überzeugt, konnten aber doch ihren Zweck nicht ganz erreichen, weil jene Vorurtheile ihnen in der Kindheit ebenfalls beigebracht worden waren, und die Macht solcher Eindrücke sich nicht so leicht verlöschen läßt. Nur einer von ihnen, Namens Bernhardi, rühmte sich, sie gänzlich besiegt zu haben.

„Ich weiß so gut wie du, sagte einer der übrigen, daß Teufel und Geister keine Macht haben, uns zu schaden; ich bin so fest wie du überzeugt, daß Gott ein viel zu liebevoller und gütiger Vater ist, als daß er uns der Gewalt böser Geister preis geben sollte; aber dessen ungeachtet kann ich das einfältige Geschwäz meiner Wärterin in den Kinderjahren über diesen Gegenstand noch immer nicht ganz aus dem Kopfe los werden. Und wenn ich auch an den Popanz, womit

sie mich als Kind zu bedrohen und zu stillen pflegte, und an den schwarzen Mann, von welchem sie mir dann vorschwatzte; nicht mehr glaube, sondern dergleichen schädliches Geschwätz als thörichte Albernheiten verlache: so ist doch ein dunkles Gefühl von einem unerklärlichen Zusammenhange der Nacht und Dunkelheit mit den Geschäften der unsichtbaren Geister in mir zurückgeblieben, dessen ich mich, bei allen bessern Ueberzeugungen und Ueberredungen meines Verstandes, kaum erwehren kann. Besonders bin ich schlechterdings nicht im Stande, des Abends spät, z. B. vor dem Beinhause unseres Kirchhofes, ganz kaltblütig und ruhig vorbei zu gehen. Unwillkührlich überfällt mich allemal ein Schauder, und ich nehme dann grössere und geschwindere Schritte, ungeachtet ich fest überzeugt bin, daß die Toden wohl ruhen werden, und daß diejenigen, welchen die Knochen dieses Beinhauses einst angehörten, uns nicht mehr schaden können."

Bernhardi spottete über das offene Geständniß seines Freundes, und prahlte von sich: er sei von einem solchen Grausen so weit entfernt, daß er um Mitternacht dicht vor jenem Beinhause vorbei gehen, und der vor wenig Tagen dort beigesetzten Leiche einen Backenstreich geben wolle, ohne daß es ihn nur kalt überlaufen solle. Seine Freunde faßten ihn beim Worte, doch erliessen sie ihm und der unschuldigen Leiche den Backenstreich, und machten nur zur Bedingung, daß er eine Gabel in den Sarg stechen sollte, um dadurch zu bewähren, daß er wirklich dort gewesen sei. Bernhardi gieng den Vorschlag ein, und des andern Tages in der Mitternachtsstunde gab man ihm den Schlüssel zum Begräbnißgewölbe. Mit der Gabel in der Hand

trat er im Schlafrocke den Weg dahin an; vorgeblich ganz ohn alle Furcht, obschon seine Freunde bemerkt haben wollten, daß sein Gesicht ein wenig sich veränderte, da er von ihnen weggieng.

Bernhardi hätte in einer Viertelstunde zurück kommen können, und doch war er um ein Uhr noch nicht wieder da. Seine Freunde besorgten, daß ihm irgend ein Unglück begegnet sein müsse, weshalb sie einmüthig beschlossen, ihn aufzusuchen. Mit etlichen Laternen versehen wanderten sie ab, in Hoffnung, daß er ihnen noch auf dem Wege begegnen würde. Getäuscht in dieser Erwartung fanden sie ihn nicht eher, als vor der offenstehenden Thür des Gewölbes. Hier lag er hingestreckt, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Todenbläße bedeckte sein Gesicht; sein Mund stand weit auf, als ob er schreien wollte, und seine Augen waren wie gebrochen. Sobald das erste Entsetzen seiner Freunde vorüber war, trafen sie die schleunigsten Maßregeln zu seiner Rettung.

Vor allen Dingen band man in der Geschwindigkeit dem Scheintoden die Halsbinde ab, eröffnete ihm die Gürtelschnallen und die Weste, und lösete seine Strumpfbänder, weil alle dergleichen Einpressungen des menschlichen Körpers den ohnehin gehemmten Kreislauf des Bluts noch mehr erschweren. Der stärkste unter den Anwesenden ladete ihn sich dann auf den Rücken, und schleppte ihn ungesäumt in seine Wohnung zurück. Andere suchten geschwind einen Arzt auf; oder dachten sonst, als vernünftige Menschen, mit vieler Geistesgegenwart auf die Rettung ihres Freundes. Niemand verlor einen Augenblick durch unnützes ängstliches Bedauern, oder durch schädliches, zeitverderbendes Geschwätz; denn alle wußten, daß hier mit einer

Viertelstunde Versäumniß vielleicht alles verloren sei. Kaum hatten sie den Ohnmächtigen auf der Stube, so entkleideten sie ihn vollends, legten ihn auf die rechte Seite der Brust, damit das Blut nicht noch mehr nach der Gegend des Herzens hingeleitet würde; besprengten ihm das Gesicht fleißig mit frischem Wasser, und hielten ihm ein Fläschchen mit flüchtigem Salze (in dessen Ermanglung man gewöhnliches Riechwasser, oder auch blos scharfen Weineßig nehmen kann) unter die Nase.

Nach den mancherlei Hülfsleistungen, welche man an den Ohnmächtigen verwendete, gab er einige schwache Zeichen des Lebens von sich, welche die Aerzte und ihre Gehülfen ermunterten, in ihren Bemühungen noch eifriger fortzufahren. Schön sahen sie solche belohnt, als endlich Bernhardi völlig ins Leben zurückkehrte. Nur eins mangelte ihm noch, die Sprache, die er erst später und mühsam wieder erlangte. Man bestürmte ihn mit Fragen; unfähig sie zu beantworten, verlangte er ein Schreibezeug und schrieb Folgendes nieder:

„Empfindlich bin ich für meinen Vorwitz und meine Prahlerei bestraft. Ob ich schon glaubte, die Eindrücke aus den Jahren der Kindheit gänzlich besiegt zu haben, ergriff mich doch Entsetzen, als ich nach dem Sarge zuwanderte; indeß gelangte ich glücklich dahin, ohne etwas Gespensterähnliches zu erblicken. Nicht ohne Schaudern stieß ich die Gabel in den Sarg, und wollte eben eiligst wieder aus der Gruft entfliehen, als mich etwas bei dem Schlafrocke festhielt. Ich riß mich los, stürzte aber sinnlos zu Boden, und weiß nicht, was hierauf weiter aus mir geworden ist."

Ohne die Wahrheit von Bernhardi's Zeugnisse in Zweifel zu ziehen, widerstrebte es doch der gesunden

Vernunft seiner Freunde, daß ein Gespenst, welches als Geist keine Hände haben kann, ihn festgehalten haben sollte. Sie vermutheten, daß dieses von irgend einer andern Ursache geschehen sein müsse, und um dieser auf die Spur zu kommen, beschlossen sie, ohne dem Kranken ein Wort davon zu sagen, insgesammt nach der Gruft zu wandern. Zur mehreren Vorsicht bewaffneten sie sich; denn obschon Geister durch Waffen nicht verletzt werden könnten, hat doch vielfältige Erfahrung bewiesen, daß Waffen, gehörig gebraucht, gegen Gespensterspuk oft von dem besten Erfolge sind, und überdieß den Muth der Untersucher erheben. Die andere Nacht um dieselbe Stunde zogen sie gegen den Feind ihres Freundes zu Felde; zu mehrerer Vorsicht mit verschiedenen Laternen versehen, damit auszuspähen, was in der Finsterniß oft furchtbar erscheint. Mit der gehörigen Vorsicht gegen die aus Leichengrüften emporsteigenden, der Gesundheit nachtheiligen, Dünste untersuchten sie alle Winkel und alle Särge. Endlich erblickte einer in dem Sarge des zuletzt Begrabenen dieselbe Gabel, welche Bernhardi mitgenommen hatte. Fest stack sie in dem Deckel des Sarges, und an ihr hieng ein Stück Cattun von Bernhardis Schlafrocke. In dem Grausen, das ihn befiel, hatte er den Schlafrock mit der Gabel angestochen, und so konnte es freilich nicht fehlen, daß er sich zurückgehalten fühlte, als er eilig die Flucht ergreifen wollte. Glücklicherweise stack die Gabel fest genug, um sie nicht mit dem Schlafrocke herausreissen zu können. Der Hergang des ganzen Ereignisses würde nicht so vollkommen entdeckt worden sein, wenn die Gabel von welcher Bernhardi versicherte, sie in den Sarg gestochen zu haben, am Boden gelegen, und das daran-

hängende Stück Cattun das Räthsel nicht völlig gelöst hätte. Durch dieses wurde überzeugend bewiesen, daß ihn kein anderer böser Geist bethört hatte, als der Geist des Aberglaubens und der Vorurtheile, welche man ihm in der frühern Kindheit beigebracht hatte. Bernhardi schrieb deshalb ehe er noch seine Sprache wieder erlangte seinen Freunden auf einem Zettel: „Glücklich diejenigen, deren Mütter und Wärterinen vernünftig genug sind, in die, allen Eindrücken empfängliche, Seele des Kindes nicht die Keime der abergläubischen Furcht zu legen, welche in reifern Jahren durch alle Vorstelluugen der Vernunft, und durch alle richtigere Begriffe so schwer wieder auszurotten ist."

xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx

17.

Auch etwas von Wechselbälgen.

Die Kindbetterinen älterer Zeit wurden häufig von der Furcht gepeinigt, daß Gespenster sich in ihre Zimmer schlichen, um ihre wohlgestalten Kinder auszutauschen, und dafür Wechselbälge in die Wiege zu legen. Die Furcht vor diesen Kobolden oder Wechselbalgsträgern hat sich zwar ziemlich verloren, doch beängstigt er noch hier und da eine Kindbetterin.

In Erfurt war vor kurzer Zeit eine Frau Mutter eines Kindes geworden, über welches sie der Schmerzen der Geburt um so schneller vergaß, weil es sich

an Stärke und Schönheit vor vielen andern Kindern auszeichnete. In einer der ersten Nächte nach ihrer Niederkunft wurde sie durch ein Klopfen an der Thür aus ihrem leichten Schlummer erweckt. Sie fragte die bei ihr wachende Wartefrau, was dieß gewesen sei; aber diese, ein altes, abergläubisches Weib, wies erschrocken nach der Thür, ohne ein Wort antworten zu können. Die Kindbetterin schalt sie, und beschuldigte sie der Feigheit; aber die Alte rechtfertigte sich, meinte, es werde wohl der Wechselbalgsträger sein, und äusserte, die Mutter sei selbst an diesem Unglück Schuld, denn weil sie vergessen habe, drei Kreuze über das Kind zu machen, und über ihrem Bette ein männliches Kleidungsstück aufzuhängen, habe der Kobold Muth bekommen, und wolle nun seine Tücke an dem unschuldigen Würmlein auslassen. Weder Bitten noch Drohungen konnten das alberne Weib vermögen, die Thür zu öffnen. Unterdessen klopfte es noch einmal, und weil die Kindbetterin durchaus wissen wollte, was dieß sei, die Wartefrau aber nur erschrocken nach der Thür hinblickte, ohne sich zu bewegen, erhob sich jene endlich, so entkräftet sie auch war, von ihrem Bette, und öffnete unerschrocken die Thür. Hierdurch überzeugte sie sich sofort, daß weder für sie noch ihr Kind etwas zu befürchten war, denn sie sah, daß ihr treuer Haushund, welcher gewöhnlich die Nacht vor der Thür zubrachte, im Kriege mit seinen Erbfeinden begriffen, bei dem Kratzen mit der Pfote an die Thür gestossen, und dadurch ein dem Klopfen ähnliches Geräusch veranlaßt hatte.

18.

Ein Todtenkopf springt vom Tische herunter.

Ein Student auf einer Universität, in deren Nähe vor mehreren Jahren eine Schlacht geliefert worden war, gieng einst über das Schlachtfeld, und sah, daß ein Bauer einen Todenkopf, den er bei dem Pflügen gefunden hatte, auf die Seite warf. Alle Knochen desselben waren noch unversehrt, nur in der Stirn befand sich ein Loch, wie von einer Flintenkugel, durch die vermuthlich der Besitzer des Kopfes getödet worden war. Der Student nahm diesen Schädel mit sich, und gab ihm einen Platz in seinem Schlafgemach, so heftig auch seine Aufwärterin dagegen eiferte, weil sie sich scheuete, so oft sie das Bett machen mußte. Vergeblich stellte er ihr mehrmals vor, daß dieser unbelebte Menschenschädel ihr so wenig zu thun vermöge, als ein Kalbskopf, den sie ja wohl öfters unter den Händen gehabt und zur Speise zubereitet habe. Die Aufwärterin fand wohl die Vorstellungen des Studenten vernünftig, und fieng an, sich selbst ihrer Furcht zu schämen, doch vermochte sie nicht solche zu überwinden, und eines Tages sagte sie dem Studenten: sie gehe nicht wieder in die Kammer, weil sie heut ganz deutlich gesehen habe, daß der häßliche Schädel sich bewege. Der Student nahm alle Vernunftgründe zusammen, um ihr zu beweisen, daß dieses nicht möglich,

sondern ein bloses Spiel ihrer Einbildungskraft gewesen sei. Wirklich brachte er sie dadurch so weit, daß sie ihren Vorsatz, nicht wieder in die Kammer zu gehen, aufgab.

Des nächsten Tages kam der Student von einem Spazierritte zurück. Er hörte, daß seine Aufwärterin sprachlos und todkrank im Bette liege, und kein Mensch wisse, was ihr begegnet sei. Er eilte zu ihr, und fand sie unter den Händen geschäftiger Aerzte, durch deren Hülfe die Kranke, von einer guten Natur, bald so weit gebracht wurde, daß sie das Bewußtsein, auch die Sprache einigermassen wieder erlangte. Mit gebrochenen Worten konnte sie erzählen, der Todenkopf lebe, sei vom Tische herabgesprungen, und habe sie in den Fuß beissen wollen. Der Student vermuthete, daß der Schädel durch irgend eine Erschütterung, wahrscheinlich die eigene Schuld der Aufwärterin, herabgefallen sei, und die Einbildungskraft des Mädchens das übrige hinzugethan habe. Er gieng auf sein Zimmer, fand den Schädel wirklich am Boden liegen, nicht fern von seinem Bette, welches die erschrockene Aufwärterin nur halb gemacht hatte. Noch bei seiner vorigen Meinung setzte er den Kopf, ohne ihn näher zu betrachten, wieder an seine Stelle auf den Tisch, und machte geschwind Vorbereitungen zum Empfange etlicher Freunde, die er zu sich eingeladen hatte. Bei ihrer Ankunft erzählte er ihnen das Vorgefallene, wobei sich die Blicke der Zuhörer auf den Schädel richteten. Zu grossem Erstaunen bemerkte man, daß er sich bewege; die Bewegung wurde stärker, und bald darauf fiel der Kopf vom Tische herab, und rollte wieder nach der Gegend des Bettes hin. Schaudernd fuhren alle Anwesende zusammen; auch dem Besitzer

des Schädels grauste ein wenig; doch schon seit längerer Zeit mit dem Kopfe vertraut, erlangte er bald wieder hinlängliche Besonnenheit, um ihn aufzuheben und genauer zu besichtigen. Die Untersuchung wurde ihm nicht schwer; aus dem Loche in der Stirn ragte der Schwanz einer grossen Maus hervor, welchen er faßte, und seinen Freunden lachend zurief: „seht, da habe ich das Gespenst am Schwanze.“

Man gieng sogleich zur Aufwärterin, um sie zu überzeugen, daß kein Gespenst sie erschreckt habe. Damit jedoch der unvorbereitete Anblick des Kopfes ihr nicht neuen Schrecken verursachen möge, erzählte man ihr erst, woher dessen Beweglichkeit gekommen war; dann zeigte man ihr, zu Widerlegung allen Zweifels, das Mäuschen in der Falle. Hinein hatte es gut kommen können, heraus konnte es aber nicht wieder, weil sich auf der innern Seite des Schädels verschiedene stechende Splitter befanden, welche die Gewalt der eingedrungenen Kugel losgerissen hatte.

19.

Eine Antwort vom Galgen.

Ein Beurlaubter von einem preußischen Cürassier-regimente kehrte wieder nach seinem Standquartier zurück, konnte es aber bei Tage nicht erreichen. In der Nacht fort zu wandern, grauete ihm, weil der Weg vor einem Galgen vorbei führte, an welchem kürzlich ein Verbrecher gehangen worden war. Im nächsten Dorfe vor diesem ihm furchtbaren Platze begegnete er einem Kameraden von seinem Regimente, welcher in Ordonanzgeschäften ausgeschickt worden war, und auch noch diese Nacht zurück kommen sollte. Der Beurlaubte fragte ihn, ob er nicht langsam reiten und ihn mitnehmen wolle, welches der Cürassier wohl zufrieden war, denn auch ihn schauerte, und überdieß hatte sein Pferd, das sich leicht scheuete, schon bei Tage Capriolen gemacht, als er bei dem Hochgerichte vorbei ritt.

Beide Soldaten machten sich auf den Weg, und sprachen mit einander von dem Gehangenen, woran sie nicht wohl thaten, denn durch die anhaltende Beschäftigung damit, regten sie ihre schon beunruhigte Einbildungskraft noch mehr auf. Beide fürchteten sich wirklich, aber jeder schämte sich seine Furcht zu gestehen oder nur zu verrathen. Sie stellten sich beherzter, als sie waren und besonders suchte der Beurlaubte die Beklommenheit seines Herzens unter einem sehr

schlechten Witze zu verbergen. Indem sie bei dem Galgen vorüber giengen, sagte er zu dem Gehangenen: du bist ein Narr gewesen, daß du dich hast hängen lassen. Komm und trinke ein Gläschen mit!

Sogleich antwortete eine Baßstimme: warte, ich will gleich mit gehen; und zugleich erhob sich eio Geklirr, als ob der Gehangene aus seinen Ketten heraussteigen wollte, oder mit ihnen herabstiege. Schon bei der Annäherung des Galgens hatte sich das Roß so sehr gescheut, daß es seinen Reiter beinah, trotz aller seiner Kunstfertigkeit, herabwarf; jetzt wo dieser, erschrocken, ihm unwillkührlich die Spornen in die Seiten setzte, raste es schnaubend davon. Vergeblich bemühte sich der Beurlaubte seine Schritte ebenfalls zu beflügeln, um nicht zu weit hinter dem fliehenden Roße zurück zu bleiben, auch dem vom Galgen Herabgestiegenen zu entkommen. Schrecken hatte seine Füße gelähmt; bei aller Anstrengung konnte er keinen beträchtlichen Vorsprung gewinnen. Immer rasselte es hinter ihm her. In wie weiter Entfernung wußte er nicht, denn er wagte es nicht, sich umzusehen.

Das flüchtige Pferd, welches der Reiter nicht aufzuhalten vermochte, vielleicht auch aus Furcht nicht aufhalten wollte, erreichte bald das Thor, wo die Ordonanz das schreckliche Ereigniß der Wache kürzlich erzählte, und sie aufforderte, den gejagten Kameraden zu erwarten. Als dieser das Thor erreichte, fiel er ohnmächtig nieder, und wurde von seinem Kameraden in die Wachtstube gebracht, wo sie ihm alle Hülfe leisteten. Noch waren sie damit beschäftigt, da klopfte es wieder am Thore, und der Schildwache wurde es schauerlich, denn sie hatte es von fern her rasseln hören, bis es vor dem Thore noch einmal heftig klirrte,

und dann still war. Mußte sie nicht glauben, daß dieses der Gehangene mit seinen Ketten sei? Die ganze Wache versammelte sich; man öffnete das Thor, und erblickte einen wohlbekannten Eisenhändler, der mit einem Schubkarren seine Waare des andern Tages auf dem Jahrmarkte im Städtchen feil halten wollte, und noch in der Nacht herein gefahren war, um des Morgens nichts zu versäumen.

Tag und Nacht auf der Straße, kannte dieser Mann keine Furcht, und ruhete, wenn die Last seines Karrens ihn zu sehr ermüdete, auf dem Wege ein wenig aus, wo er eben ein schickliches Plätzchen fand. Heut war eine rauhe Novembernacht gewesen, die ein scharfer Nordwind noch unangenehmer machte. Vor diesem suchte der Eisenhändler Schutz hinter dem Gemäuer des Galgens, wo die Cürassier ihn nicht sehen konnten, weil er sich mit seinem Karren auf der der Straße entgegengesetzten Seite befand, und die Mauer beide verbarg. Die Huftritte des schweren Cürassierroßes und sein Schnauben, als es scheu wurde, würden den Mann auch aus dem Schlafe erweckt haben; er schlief aber nicht, sondern ruhete nur etwas aus. Die muthwillige und prahlerische Anrede des Beurlaubten brachte ihn auf den Einfall, zu versuchen, ob dieser Mensch wirklich so viel Muth habe, als er sich das Ansehen gab. Deshalb antwortete er im Namen des Gehangenen; deshalb setzte er sich mit seinem rasselnden Karren sofort in Bewegung, als der Cürassier auf seinem Pferde davon flog, und sein Kamerad ihm nachzukommen suchte. Ob er dieß gleich aus Mangel an Kräften nicht vermochte, blieb doch der Mann mit seinem schweren Karren bald weit hinter ihm zurück, aber in

der nächtlichen Stille tönte das Rasseln desselben auch von fern her.

Der Eisenhändler hatte dem Curassier nur eine leichte Strafe für seinen Vorwitz zugedacht, und es war ihm schmerzhaft, daß er dafür sehr hart gestraft wurde. Die heftige Anstrengung bei dem Laufen, Angst und die starke Bewegung, in welche sein Blut durch seine erhitzte Phantasie gesetzt wurde, zogen ihm einen Blutsturz zu, an dessen Folgen er starb.

xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx

20.

Eine unterirdische Musik.

Die Ammen wußten sonst, und wissen vielleicht noch jetzt viel von den Elfen oder Erdmännchen zu erzählen, welche kaum ein oder zwei Schuh lang sein, gewöhnlich unter der Erde wohnen, zuweilen aber auch hervorkommen, den Orten aber, wo sie hausten, keinen Schaden, sondern vielmehr Segen bringen sollten. Mehr als ein Mährchen erzählt, wie diese Geschöpfe in verkleinerter Menschengestalt bisweilen unter den ungeheuren Oefen alter Ritterburgen Hochzeiten feierten, liebliche Musik dazu machten, auch wohl der Hausfrau, durch die Braut, ein kleines Brod überreichen liessen, welches dem ganzen Hause, so lange man es aufbewahrte, großes Glück bringen sollte. Der Glaube an diese gutmüthigen Geister hat sich, wie der Ge-

spensterglaube überhaupt, ziemlich verloren; dann und wann äussert er sich aber noch hier und da, und unter andern erhielt er im Jahr 1792 in der Stadt Havelberg neues Ansehen.

Bei einem unbewohnten Magazine hörten die Vorübergehenden einige Nächte sanfte musicalische Töne, wie Flötenspiel oder das entzückende Beben einer Harmonica, welche nur zuweilen durch ein heftiges Platzen unterbrochen wurde. Sie schienen aus der Erde hervorzukommen, und wurden am deutlichsten vernommen, wenn man sich den Kellerlöchern in dem Magazingebände näherte. Der liebliche Klang lockte manche Vorübergehende an, stehen zu bleiben, und sich daran zu ergötzen; weniger beherzten dünkt es eine Geistermusik. Diese entflohen und bald verbreitete sich in ganz Havelberg das Gerücht, in dem Magazine trieben Erdgeister ihr Wesen, und machten Zaubermusik.

Der Kaufmann Holdefreund hatte die Keller dieses Magazins gemiethet, und zu einer Niederlage für verschiedene Waaren gemacht. Auch zu seinen Ohren kam das allgemeine Stadtgerücht, und er beschloß sogleich, die Wahrheit desselben zu untersuchen. Fern von dem Wahne, daß in seinen Kellern Gespenster wohnen könnten, besorgte er, Diebe möchten vielleicht deren Rolle spielen, um auf solche Weise leichter zu ihrem Zwecke zu gelangen. Mit etlichen handfesten Leuten rüstete er sich die nächste Nacht zur Untersuchung. Auch sie hörten die Zaubermusik, sobald sie zu dem Magazine kamen, ohne eine Ursache derselben entdecken zu können. Menschen konnten nicht in den Kellern sein, denn alle Thüren des unbewohnten Hauses waren fest verschlossen, und durch die Kellerlöcher war kein Eingang möglich, den man hatte sie gegen Ratten und Mäuse

inwendig mit Drathgittern, gegen Diebe auswendig mit eisernen Stäben, überdieß auch noch innerhalb mit starken hölzernen Läden verwahrt.

Beruhigt wegen der Gegenwart der Diebe gieng der Kaufmann mit seinen Leuten in den Keller, die Ursache der sonderbaren Töne auszuforschen. Einige Zeit suchten sie vergeblich. Man entdeckte nirgends eine Ursache, hörte auch jetzt nichts. Doch bald darauf fühlten die Untersuchenden einen Luftzug, und sogleich nahm die Musik wieder ihren Anfang. Mit Wohlgefallen horchten sie zu, da erschreckte sie ein heftiger Knall. Alle blickten nach der Gegend, woher er gekommen war, und sahen, daß der Wind einen offenstehenden Laden mit Gewalt zugeworfen hatte. Dieser Bemerkung folgte bald die Entdeckung des ganzen Zauberspieles.

Man hatte vergessen, zwei von den gegenüber gelegenen Vorhängläden inwendig zu verriegeln, und ein heftiger Westwind, der diesen Abend tobte, spielte damit, und warf sie auf und zu, so oft ein spukender Windstoß seinen ungewöhnlichen Weg durch den Keller nahm. Herr Holdefreund, der unter andern auch mit Glaswaaren handelte, hatte hier eine Niederlage von Flaschen aller Art. Zufällig lagen diese mit den offenen Hälsen sämmtlich in einer solchen Richtung, daß die Luft mit jedem Windstoße in sie hinein- oder vor ihnen hier hinfahren konnte, und dadurch, nach Maßgabe der größern und kleinern Flaschen und Flaschenöffnungen, grobe und feine Töne aller Art hervorbrachte. Um sich ganz zu überzeugen, daß der Wind das einzige hier gegenwärtige Gespenst war, verschloß man die dem Spiele der Zugluft ausgesetzten Laden, und augenblicklich verstummte das Concert der luftigen

Geister. Man ließ sie hierauf wieder frei hängen, so daß der Wind sie nach wie vor, auf und zuwerfen konnte, und die, jetzt nicht mehr räthselhafte, Zaubermusik begann von neuem.

21.

Eine weiße Gestalt erschreckt in einem Gasthofe die Reisenden im Bette.

Siegfried reißte öfters in Geschäften durch ein Städtchen, und kehrte allemal bei seinem Vetter, dem Gastwirth Robert ein, bei welchem er so einheimisch wurde, daß er immer dasselbe Zimmer im obern Stock erhielt. Der Gastwirth, ein wohlhabender Mann hatte eine einzige Tochter, Röschen, die so schön aufblühete, wie die Blume, von welcher sie den Namen trug. Jung, schön und reich machte das artige Mühmchen auf den ehelustigen Vetter Siegfried um so mehr Eindruck, weil er in seiner Heimath noch kein Mädchen mit diesen vereinigten Eigenschaften gefunden hatte, ausser zweien, bei welchen seine Bewerbungen um ihre Liebe nicht glückte. Er beschloß daher, zu versuchen, ob Röschen und das Glück bei ihr ihm günstiger wären, und kam nun zuweilen auch an den Ort, wenn keine andern Geschäfte ihn dahin riefen, als seine Herzensangelegenheiten. Sein früherer Unstern in der Liebe machte ihn vorsichtig und benahm ihm einigermaßen das Vertrauen

zu sich selbst. Um nicht noch einmal mit einem Korbe abziehen zu müßen, wollte er sich nicht eher gegen Röschen erklären, bis er einer beifälligen Antwort im voraus gewiß wäre. Er bemühte sich demnach, ihre Liebe und die gute Meinung ihrer Eltern zu erwerben, und glaubte leztere zu besitzen, da er an ersterer immer noch zweifelte, obschon Röschen ihm Beweise von Zuneigung gegeben hatte, die jedem minder furchtsamen hinreichend gewesen sein würden.

Er übernachtete auch einmal beim Vetter Robert, und die Ueberlegung, ob er es wohl ohne Gefahr wagen dürfe, die Wünsche seines Herzens offen zu erklären, hielt ihn bis Mitternacht in seinem Bette wach. Jezt zeigte die Glocke die Geisterstunde an, und schon dieß machte unsern Siegfried, welcher sehr furchtsam war, etwas ängstlich; aber welch Entsezen ergriff ihn, als er bald darauf an seiner Thür etwas rasseln hörte, diese sich öffnen und eine Gestalt, in einem weißen Todtenhemde und einer das Gesicht verdeckenden Haube, hereintreten sah. In der einen Hand trug sie ein Bund Schlüssel, in der andern ein Nachtlicht, und beides legte sie auf einem Tische ab. Der arme Siegfried zitterte an allen Gliedern, und war seiner Sinne kaum mehr mächtig, doch sollte sein Entsetzen noch einen höhern Grad erreichen. Die Leichengestalt näherte sich seinem Bette, lüftete das Deckbett ein wenig und schlüpfte hinein. Glücklicherweise stand das Bett an beiden Seiten frei, daher Siegfried auf der entgegengesetzten dem schreckenden Besuche entwischen konnte.

So wie er aus dem Bette kam, eilte er die Treppe hinab, die er mehr hinunter fiel als gieng, und flog nach dem wohlbekannten Schlafgemache des Wirthes, welches er zu neuem Schrecken verschlossen fand. Es

dauerte eine Weile, ehe sein Klopfen den Wirth aus seinem ersten Schlafe zu erwecken vermochte, und noch längerer Zeit bedurfte es, bis der Wirth endlich durch vieles Fragen von ihm heraus bringen konnte, welch Unglück ihm denn eigentlich begegnet sei. Siegfried erzählte, brauchte aber viel Zeit dazu, weil er seine Gedanken immer noch nicht gehörig wieder sammeln konnte, und die Sprache ihm einigermaße den Dienst versagte. Da Robert begriff, wovon die Rede sei, meinte er, der Herr Vetter habe geträumt, wogegen dieser wiederholt versicherte, daß er noch gar nicht geschlafen hätte.

Robert faßte endlich den Entschluß die Sache selbst zu untersuchen; zu furchtsam aber, sich allein an ein Gespenst zu wagen, weckte er Petern, den Hausknecht. Mit diesem setzte er sich in Bewegung, ohne sogleich seinen Zweck zu erreichen, weil das Zimmer verschlossen war. Siegfried, zu welchem die Untersucher zurück kehrten, meinte, er werde wohl in der Angst die Thür zugeworfen haben. Man mußte also, da sich der Schlüssel im Zimmer befand, erst einen Hauptschlüssel suchen, mit welchem man endlich, nach dem seit Siegfrieds Flucht bereits eine Stunde verflossen war, das Zimmer öffnete. Vergeblich suchte man überall; das Gespenst war verschwunden, wenigstens konnten es sich die Erstaunten, wegen der verschlossenen Thür, nicht anders denken.

Robert wußte nicht recht, was er von dem ganzen Vorfalle glauben sollte. Er beschuldigte den Vetter vom neuem geträumt zu haben, wogegen dieser seine frühere Versicherung verstärkt betheurte, auch heilig versicherte, daß er nicht etwa Spaß mache, was Robert überhaupt nicht von ihm vermuthete, weil er ihn als

einen ernsthaften Mann kannte, auch seine Absichten auf Röschen errathen hatte, bei welchen sich ein so alberner Streich nicht muthmassen ließ. Robert war eben klug genug, um einzusehen, daß ein Gespenst seinen Gasthof in gar übeln Ruf und ihn um alle fernere Einkehrung bringen könne. Man gieng zu Rathe, was weiter zu thun wäre, und ergrif nach reiflicher Ueberlegung, wobei Siegfried besonders oft bemerkte, daß Robert deshalb nichts gefunden haben könne, weil er erst nach ein Uhr wo, die Gespenster wieder entwichen, in das Zimmer gekommen sei, folgende Maßregeln.

Zuerst gelobten sich die Vettern gegenseitig, und Peter wurde endlich dazu verpflichtet, niemand etwas von dem Vorgefallenen zu sagen, vornehmlich den Weibern im Hause nicht. Damit diese nicht etwas merkten, wollte Robert selbst den Vetter Siegfried die folgende Nacht in ein anders Zimmer bringen, denn er war durch nichts zu vermögen, das Spukzimmer wieder zu betreten. In diesem wollte Robert mit Petern Posto fassen, obschon beiden im voraus nicht wenig vor dieser Unternehmung grauete. Robert glaubte, ein solches Opfer der Ehre seines Hauses und seinem eigenen Vortheile schuldig zu sein, und Peter befand sich zu wohl in seinem Dienste, um nicht aus dieser Hinsicht den Willen seines Herrn zu befolgen.

Damit das Gespenst ihm nicht wieder entwischen möge, gieng Robert mit seinem Gefährten vor eilf Uhr in das Zimmer. Beide hatten sich mit Hirschfängern bewaffnet, und eine Laterne mitgenommen, welche sie brennend auf den Tisch setzten. Robert nahm Besitz von einem Großvaterstuhle im entlegensten Winkel des Zimmers; Peter mußte sich hart an die Thür setzen.

Das Gespenst machte ihnen die Zeit etwas lang, und sie dünkte ihnen noch länger, weil sie gewohnt waren, sich bei guter Zeit mit den Fuhrleuten niederzulegen, weshalb ihnen heute der Schlaf übel mitspielte, und sie endlich übermannte, so viele Mühe sie sich auch gaben, wach zu bleiben.

Ein Rasseln an der Thür schreckte Petern auf. Es dünkte ihm, wie Kettengeklirr, und erschrocken blickte er nach seinem Herrn. Da er diesen entschlafen sah, glaubte er auch nicht auf seinem gefährlichen Posten bleiben zu müßen, sondern verkroch sich hinter den Großvaterstuhl, nachdem er seinen Herrn zuvor unsanft aus dem Schlafe aufgerüttelt hatte. Der erste Blick von Roberts schlafetrunkenen Augen fiel auf die weiße Leichengestalt, welche unterdessen eingetreten war. Roberts Schrecken war um so größer, da er Peter nicht sah, bis auch er hinter den Großvaterstuhl kroch, wo Peter zu Boden gesunken war, sobald er das Gespenst erblickt hatte. Halb besinnungslos zog zwar Robert seinen Hirschfänger, doch nur um ihn ungebraucht in seinen zitternden Händen zu halten, bis er diesen vor Schrecken entfiel, als das Gespenst sich mit leisen Tritten dem Stuhle näherte. Er kam jedoch mit dem blosen Schrecken davon; denn die Leichengestalt, genau so, wie Siegfried sie beschrieben hatte, kehrte wieder um, sezte das Nachtlicht auf den Tisch, legte das Schlüsselbund ab und schlüpfte ins Bett. Hier lag sie so ruhig, daß Robert glaubte, den günstigen Augenblick zum Rückzuge benutzen zu müßen, welcher indeß so wenig ehrenvoll war, wie mancher unserer Zeit. Robert ließ seine Waffen im Stiche, bekümmerte sich auch nicht im geringsten um seinen Kampfgenossen, sondern sorgte nur für seine eigene Sicherheit, ergriff die Laterne,

und eilte so wenig besonnen die Treppe hinab, daß er die Laterne an dem Pfeiler zerschlug. Die Dunkelheit vermehrte seine Angst, doch erreichte er sonder Schaden sein Schlafgemach, wo er, ohne sich erst auszuziehen, im Bette Schutz suchte, und sich tief in dasselbe verkroch. Noch hier schüttelte ihn die Angst, bis ihn endlich ein wohlthätiger Schlaf davon befreiete. Während er schlummert müßen wir uns nach Petern umsehen.

Fest hatte dieser die Augen verschlossen, nachdem ihn der Anblick der weißen Gestalt zu Boden warf. Er fühlte sich etwas ruhiger, nun er nichts mehr sah, deshalb wagte er es auch nicht die Augen wieder aufzuschlagen. Er ergab sich in sein Schicksal, und erwartete zitternd und ängstlich sein letztes Stündlein, das er um so gewisser nahe glaubte, als der Lärm der zerbrochenen Laterne ihn von neuem erschreckte. Da ihm weiter nichts böses widerfuhr, verminderte sich seine Angst allmählig, und wich zuletzt, wie bei seinem Herrn, dem Schlafe.

Robert rief nach seinem Erwachen alle Leute im Hause zusammen, um ihn von dem armen Peter Kunde zu geben, von welchem er nicht wußte, was weiter aus ihm geworden sei. Andere Leute wußten es noch weniger, denn sie erfuhren jetzt erst die Schrecknisse der vergangenen Nacht. Bei hellem Tage wagte man es, Petern in dem furchtbaren Zimmer aufzusuchen, obschon nicht ohne Furcht, ihn mit umgedrehten Halse zu finden. Zu allgemeiner Freude lag er unversehrt hinter dem Stuhle in festem Schlafe, aus welchem man ihn rütteln mußte. Mit einem lauten Schrei erwachte er, vergaß aber dieses letzte Schrecken bald über der Freude, sich noch lebendig zu sehen.

Der Lärm über den nächtlichen Spuk war im Hause zu allgemein geworden, um sich nicht auch bald durch das ganze Städtchen zu verbreiten. Damit er nicht auch sofort in die Ferne erschallen möge, ersuchte man den Vetter Siegfried, welcher des Morgens abreiste, kein Wörtchen von dem erlebten Spuk zu sagen, was er um so herzlicher versprach, da Röschen selbst, mit einem Händedrucke, ihn darum bat.

So klein das Städtchen war, worin sich diese Geschichte zutrug, gab es doch daselbst verschiedene vernünftige Leute, welche dabei an keine Geistererscheinung glauben wollten, und es dem Gastwirthe und seinem Hausknechte gar sehr verübelten, daß sie das anscheinliche Gespenst nicht näher untersucht hätten. Manche glaubten, beide hätten nur geträumt, weil es bald bekannt wurde, daß sie das Gespenst im Schlafe überrascht hatte. Robert und Peter wurden in der ganzen Stadt ausgelacht, was Roberten, der etwas ehrgeizig war, so unerträglich wurde, daß er den Magistrat ersuchte, Polizeiwache in das Spukzimmer zu stellen, und protocolliren zu lassen, was sich daselbst ereignen würde. Da er den guten Ruf seines Hauses einmal vernichtet glaubte, suchte er wenigstens seine Ehre zu retten, und gedachte dann den Gasthof zu verkaufen.

Man wußte in diesem Städtchen eben nicht viel von der Polizei, wie solches zuweilen auch wohl in größern Städten der Fall ist. Es gebrach daher auch an hinreichenden Polizeiwächtern auf einen so scharfen Posten, doch schafte der Stadtwachtmeister Rath, und brachte vier beherzte Männer zusammen, mit welchen er die nächste Nacht im Zimmer aufmarschirte. Kein Gespenst ließ sich blicken, obschon die Wächter munterer

waren, als Robert mit seinem Peter, auch weit über die Gespensterstunde blieben. Eben so wenig sahen sie in den beiden folgenden Nächten, so daß Robert mit einem nicht kleinen Kostenaufwande nichts weiter erlangte, als daß man noch mehr und noch allgemeiner über ihn lachte wie vorher.

Gespensterfurcht flüsterte Siegfrieden zu, nie wieder in das Haus seines Vetters zu kommen, Liebe zu Röschen sprach aber mächtiger zu ihm. Von ihr besiegt rüstete er sich bald wieder zu einer Reise, auf welcher ihn ein Freund begleitete, welcher andere Geschäfte im Orte hatte. Fest entschlossen, nicht über Nacht in dem furchtbaren Hause zu bleiben, besuchte er seine Schöne bei Tage, wo Röschen ihn so herzlich und dringend einladete, bei ihrem Vater Logis zu nehmen, daß er ihren Bitten nicht zu widerstehen vermochte. Er verbat sich nun wenigstens sein gewöhnliches Zimmer, doch sein Freund Holzmann, welcher mehr Herz hatte wie er, überredete ihn, in seiner Gesellschaft in dem verdächtigen Zimmer zu bleiben, um die Erscheinung, wenn sie sich wieder blicken liesse, gemeinschaftlich zu untersuchen. Siegfried war eben nicht begierig, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; nur die, mit etwas Spott vermischten, wiederholten Aufforderungen seines Freundes, die Vorstellung, daß es Pflicht wäre, den Gasthof seines Vetters wieder aus dem bösen Rufe zu bringen, den er, wahrscheinlich unschuldigerweise, erlangt hatte, und Röschens Bitten, durch zärtliche Blicke und manchen sanften Händedruck gewichtvoller gemacht, vermochten ihn endlich zu einem Entschlusse, an dessen Ausführung er nicht ohne heimliches Schaudern denken konnte. Holzmann, mit der Schwachheit seines Freundes bekannt, suchte seinen Muth einiger-

massen zu beleben, indem er ihn versicherte, daß er seiner Hülfe gegen das vorgebliche Gespenst nicht bedürfe, sondern die Entlarvung desselben ganz allein auf sich nehme. Er wünsche Siegfrieds Gesellschaft blos wegen seines eigenen Besten, damit Röschen seine Furchtsamkeit nicht merke, weil diese Eigenschaft bei Mädchen und Weibern eine schlechte Empfehlung wäre.

Frei von Gespensterfurcht besorgte Holzmann Betrug oder Neckerei, und rüstetete sich deshalb, diesen zu begegnen. Er zündete, ausser dem Nachtlichte, noch ein zweites an, hieng zwei geladene Pistolen bei seinem Bette auf und dieselbe Zahl bei dem Bette seines Freundes, ob er schon voraus vermuthete, daß dieser schwerlich Gebrauch davon machen würde. Nach diesen Vorkehrungen legten sich beide nieder; Holzmann vollkommen ruhig; Siegfried nicht ohne ängstliches Warten der Dinge, die da kommen sollten. Beide Freunde waren erst um eilf Uhr auf ihr Zimmer gegangen, und hatten so vielerlei mit einander zu plaudern, daß sie noch wach waren, als sie gegen Mitternacht ein Geräusch an der Thür vernahmen. Sie wurde aufgeschlossen, und dieß überzeugte den vernünftigen Holzmann noch mehr, daß hier von keinem Gespenste etwas zu besorgen sei, weil Gespenster nach dem Volkswahne Thüren von selbst öffnen, ohne dazu Schlüssel oder Dietriche zu bedürfen. Auch vor Dieben hatte er wenig Angst, als die uns schon bekannte Gestalt hereintrat; denn sie hatte ja keine Waffen und den Umrissen ihres Körpers nach konnte Holzmann des Sieges, selbst im bloßen Faustkampfe, gewiß sein. Indeß sprang er doch auf, und mittlerweile Siegfried eiligst die Flucht ergriff, nahm jener in die eine Hand das Licht, in die andere ein Pistol, um auf die spu-

kende Gestalt los zu gehen. Ein Blick auf dieselbe verrieth ihm durch einen unverhüllten Busen ihr Geschlecht, und das sanfte Wogen desselben ließ keinen Zweifel an ihrem wirklichen Leben übrig. Unbesorgt ließ Holzmann die Gestalt ihr Wesen weiter treiben, und sah sie thun, was wir schon wissen. Nachdem sie in das Bett geschlüpft war, trat Holzmann mit seinem Lichte näher, und erkannte in dem Gesichte, wovon er bis dahin, wegen der verhüllenden Haube, wenig sehen konnte, die Züge des schönen Röschens. Mit festverschlossenen Augen sah er sie vor sich liegen, wie in einem tiefen Schlafe, der durch einen süssen Traum angenehm gestört wird. Röschens Mine verriethen dieß, und Holzmann, ein Menschenkenner, errieth sogleich das ganze Geheimniß.

Röschen war eine Nachtwandlerin. Dem Vetter Siegfried herzlich gewogen, träumte sie lebhaft von ihm, so oft er bei ihrem Vater übernachtete, und weil Mondsüchtige im Traume wirklich körperlich thun, was andern Träumern nur Phantasie vorgaukelt, that sie, was das züchtige Mädchen wachend nimmermehr gethan haben würde — sie schlich sich in das Bett ihres Geliebten.

Sobald Holzmann Röschen erkannte, eilte er nach dem Schlafgemache ihres Vaters, welcher, nebst seiner Gattin, schon von dem furchtsamen Siegfried geweckt worden war. Holzmann erzählte und bat, ihm eilig zu folgen, damit Röschen nicht vielleicht indeß wieder in ihr eigenes Bette zurückgieng. Man hatte noch einigen Zweifel; doch bald folgte ihm die Mutter, welche schon etliche mal Spuren von Mondsucht an ihrer Tochter bemerkt hatte, aber auch ohne diese keinen Augenblick gezweifelt haben würde, daß sie unmöglich anders als

mondsüchtig in das Bett eines jungen Mannes kommen könne. Von Röschens Gegenwart in demselben hatte sie sich bereits überzeugt, als auch Robert und Siegfried herbei kamen, dieselbe Ueberzeugung zu erhalten. Der besonnene Holzmann verlangte, die Schlafende nicht zu stören, theils um nicht vielleicht ihrer Gesundheit zu schaden, theils und vornehmlich aber, um ihr die Scham zu ersparen, welche sie empfinden würde, wenn sie sich in ihrem gegenwärtigen Zustande den Blicken zweier jungen Männer ausgesetzt sähe. Wirklich war Röschen, obschon ihre Phantasie bei Nacht etwas ausschweifte, ein recht sittsames Mädchen. Man ließ sie also ruhig liegen, bis sie nach einiger Zeit selbst wieder aufstand, mit immer noch fest verschlossenen Augen Licht und Schlüssel wieder nahm, die Thür verschloß, und ruhig nach ihrem Kämmerlein gieng.

Sobald sich die Eltern entfernt hatten, machte Holzmann seinem blöden Freunde bemerklich, daß er nach dem, so eben erhaltenen, Beweise von Leidenschaft keine abschlägliche Antwort zu befürchten habe, wenn er Röschen um Herz und Hand ersuche. Der Beistimmung der Eltern im voraus gewiß, wagte es Siegfried des andern Morgens, und bald folgte einigen spukhaften Nächten eine frohe Hochzeitnacht, welche in demselben Zimmer gefeiert wurde, wo Röschen ihren Liebhaber zweimal erschreckte, und ihn nun dafür reichlich schadlos hielt.

22.

Noch ein Beispiel von einem Doppelgänger.

Ein, Mann, welcher seinen Namen nicht öffentlich bekannt machen wollte, daher wir ihn einstweilen G*. nennen, gieng den 23. October 1779 Abends nach der Militärschule zu Brandenburg, um einer getroffenen Abrede gemäß, einem Lehrer an derselben, Herrn Pfennigk, zu einem gemeinschaftlichen Besuche abzurufen. Herr Pfennigk war eben an seinem Schreibtische beschäftigt, und gab auf den Ruf seines Freundes zur Antwort, daß er in fünf Minuten kommen werde. Kaum war diese Antwort erfolgt, als G. den Gerufenen schon vor sich stehen sah. Er äusserte seine Verwunderung über eine Geschwindigkeit, über die er um so mehr erstaunte, weil P. nichts weniger als geschwind war, erhielt aber keine Antwort; auch gieng P. nicht weiter, sondern blieb immer etwas seitwärts vor ihm stehen. G. wollte ihn bei der Hand ergreifen, erwischte aber nichts als die Mauer. Er vermuthete, sein Freund wolle einen Scherz mit ihm treiben, und sei ihm deshalb entwischt, worin er um so mehr bestärkt wurde, weil er ihn in diesem Augenblicke zur Rechten nur einen Schritt von sich entfernt erblickte. Er griff zum zweitenmale nach ihm, und verfehlte ihn wieder. Dicht an die Mauer gedrückt, stand er jezt zur Linken.

Sie sind heut unbegreiflich schnell, sagte G. Er erhielt abermals keine Antwort, wunderte sich aber darüber

weniger, als über die Behendigkeit seines sonst ziemlich unbehülflichen Freundes. Dem Spiele ein Ende zu machen, langte er mit beiden Armen nach ihm. Er entwischte ihm zum drittenmale, doch an einen Ort, wo G. glaubte, ihn gewiß fassen zu müssen, weil hier an kein Entkommen zu denken war. An der Thür zur sechsten Classe der Schule befand sich ein Vorsprung, in welchem G. nun seinen Freund sah. Er wußte, daß die innere Thür verschlossen war, und der Eingang zu derselben war so schmal, daß man ihn mit beiden Armen ausspannen konnte. Mit ausgestreckten Armen und mit ebenfalls ausgesprizten Beinen gieng G. vorwärts, in der vollen Ueberzeugung, daß sein schäkernder Freund ihm nun nicht länger zu entwischen vermöge. Dennoch erfaßte er nichts, als die innere fest verschlossene Thür. Ein fürchterliches Grausen und ein Entsetzen, wie er es noch nie empfunden hatte, überfiel ihn. Er prallte aus dem Eingange zurück, schrie laut auf, und stürzte halb von Sinnen auf den Prediger Fischer, welcher eben vorbei gieng, und den Rector besuchen wollte. Fischer fragte nach der Ursache des Schreckens; G. erzählte sie in aller Kürze, und beide bemühten sich nun sehr angelegentlich, die trügerische Gestalt wieder zu finden, allein sie war verschwunden. Noch suchten beide vergeblich, als sie bemerkten, daß der wirkliche Pfennigk seine Stubenthür zuwarf und die Treppe herab kam. Er hatte das Schreien gehört, und verwunderte sich über die Veranlassung dazu nicht weniger, als der Prediger.

Den Vorfall zu bezweifeln kannte man G. als einen zu wahrheitsliebenden und von jeder Furcht weit entfernten Mann. Wirklich war es ihm auch gar nicht eingefallen, daß er etwas anderes, als den wirklichen

P. vor sich haben könnte, bis er ihn auch da nicht erfaßte, wo nur ein Geist oder eine Truggestalt ihm entschlüpfen konnte. Gemeinschaftlich dachten drei Vorurtheilsfreie Männer über diesen Vorgang nach. G. versicherte, seine Einbildungskraft habe ihm noch nie einen ähnlichen Streich gespielt, auch sei sie gar nicht mit P. beschäftigt gewesen, sondern mit Gedanken, welchen er nachgehangen habe, bis Ps. Bild vor ihm erschienen sei. Man kam auf den Einfall, daß irgend jemand in der Nähe ein natürliches Gaukelwerk gemacht haben möge, blickte überall umher, ohne jedoch das geringste zu entdecken.

G. hatte in seinem Leben nicht an Gespenster oder Ahnungen geglaubt, gleichwohl kam er jetzt auf den Gedanken, daß die gehabte unerklärbare Erscheinung vielleicht eine Ahnung gewesen sein könne, wurde aber in dieser Vermuthung wieder zweifelhaft, weil die Lehre von den Ahnungen sagt, daß sie nur bei sehr lebhaftem Andenken erfolgen. G. hatte aber nicht eher an P. gedacht als bis er ihm rief, und P. war an seinem Schreibtische so ganz beschäftigt, daß er gar nicht weiter an G. sondern allein über den Gegenstand dachte, mit welchem seine Feder sich eben beschäftigte.

Auch deshalb wurde G. zum Glauben an Ahnungen noch wenig bekehrt, weil er dafür hielt, wenn es wirklich welche geben sollte, müßten sie wenigstens einen vernünftigen und wichtigen Zweck haben, diesen auch deutlich genug bezeichnen, was ihm begegnet war, bezeichnete aber gar nichts, und es war durchaus nicht zu errathen, wovor es ihn allenfalls warnen könne. Er zeichnete sich dennoch Tag und Stunde genau auf, und erkundigte sich bei seinen wenigen auswärtigen Freunden, ob vielleicht von einem derselben die Ahnung

herrühren könne. Auch dieß führte ihn zu keiner Vermuthung. Keiner seiner Freunde war gestorben oder nur krank gewesen; nicht einer hatte in der bezeichneten Stunde an ihn gedacht. Immer würde G. im Dunkeln geblieben, und zum Glauben an Ahnungen vielleicht versucht worden sein, wäre es nicht nach einiger Zeit zufällig herausgekommen, wie jenes gaukelnde Bild vor seine Augen gestellt wurde.

Einer von den Lehrern an der Schule hatte einen physicalischen Apparat, darunter eine magische oder Zauberlaterne. Ein Zögling, welcher viel bei ihm aus- und eingieng, und etwas malen konnte, kam auf den muthwilligen Einfall, mit dieser Laterne gelegentlich die Leute furchtsam zu machen. Er malte sich eine Gestalt, die er als Geist wollte erscheinen lassen, und weil er zufällig dem Gespräche zuhörte, in welchem G. Herrn Pfennigk abzurufen versprach, gab er seinem Gemälde einige Züge von P. und die Farbe seines Kleides. Der Mauer von Ps. Wohnung gegenüber versteckte er sich in eine Classe der Schule, und warf, sobald er P. rufen hörte, dessen Bild vermittelst der Laterne auf die Mauer. Da er in Gs. Rücken operirte, konnte dieser nicht bemerken, woher die muthwillige Spielerei kam, welche jedoch bald würde entdeckt worden sein, wenn sie der Schüler noch länger fortgesetzt hätte, als der Prediger von einer entgegengesetzten Seite über den Hof kam. Deshalb löschte er seine Laterne sogleich aus, und schlich sich auf sein Zimmer, daher man ihn nicht mehr in der Classe fand, als man daselbst wegen der Ursache der Erscheinung nachsuchte; denn man vermuthete eine solche, als nachher wirklich entdeckt wurde, da der Schüler seine

Gaukeleien fortsetzte, bis man ihn erwischte und für seinen Muthwillen bestrafte.

Pfennigks Bild hatte wenig Aehnlichkeit; die meiste hatte ihm erst Gs. Einbildungskraft geliehen, was ihm sehr zu verzeihen ist, denn wen konnte er an der Thür seines Freundes anders vermuthen als ihn selbst!

23.

Eine Schildwache wird durch das plötzliche Erscheinen und Verschwinden eines Schimmels erschreckt.

In dem vormals preussischen Amthause Himmelreich bei Münden brachte einmal ein spukender Schimmel Furcht unter die Leute. Eine Schildwache von den daselbst liegenden Reitern erblickte einst plötzlich in der Geisterstunde, hart an einer ihr gegenüberstehenden Mauer, einen Schimmel, von welchem sie nicht begreifen konnte, wie er auf einmal dahin kam, weil vor dem Thore kein anderer Weg als bei der Schildwache vorbei gieng, unter den Pferden im Amtshause kein einziger Schimmel sich befand, und weil überdieß ein Pferd nicht so leise auftreten kann, daß man es nicht hört. Die Schildwache hatte dessen ungeachtet nichts gehört und doch stand der Schimmel ihr gegenüber und guckte sie an, so wie sie ihn wieder anguckte. Die

sonderbaren Umstände bei der plötzlichen Erscheinung des Schimmels, wurden der Schildwache doch etwas bedenklich, und dem Reiter begann zu grausen, ungeachtet seines kriegerischen Berufs und seines genauen Umgangs mit Pferden. Je mehr er sich dieses Pferd ansah, um so mehr vergrößerte sich sein Schaudern; denn er bemerkte, daß es vorn große Hörner und hinten, statt der Hufe, Menschenfüsse hatte. Den höchsten Grad erreichte sein Entsetzen, als das Pferd mit dem Schlage Eins so plötzlich wieder verschwand, als es erschienen war.

Die Mähr von diesem spukenden Pferde verbreitete sich bald im Orte, und kam auch dem Major zu Ohren, welcher die Reiterbesatzung in Himmelreich befehligte. Dem Geschwätz bald möglich ein Ende zu machen, ertheilte er den Befehl, wenn wieder einmal eine Schildwache das gespenstische Pferd sähe, solle sie sogleich seinen Kammerdiener rufen, damit dieser seinen Herrn zur Untersuchung wecken könne. Nach einiger Zeit zeigte sich der Schimmel wieder, und die Schildwache erfüllte den erhaltenen Befehl um so lieber und schneller, weil ihr bei der Erscheinung ein wenig grauete. Der Major eilte mit seinen Hausleuten herbei; der Amtmann kam auch, mit noch Mehreren, und da einmal im Hause alles wach worden war, besahen sich diejenigen, welche das Gespenst nicht näher untersuchen wollten, solches wenigstens aus den Fenstern.

Alle erblickten den Schimmel nicht fern von der Mauer, die durch das gegenüberstehende Gebäude im Schatten lag, woraus hervorgieng, daß es keine Gaukelei des eben hellleuchtenden Mondes sein konnte, der wohl zuweilen solche Gaukeleien macht, wenn sein Licht auf einen Gegenstand fällt, und dieser einen vergrößer-

ten Schatten wirft, welchen eine erhitzte Einbildungskraft leicht zu einem Gespenste gestaltet, wenn es dem Beobachter an Muthe gebricht, die Erscheinung näher zu untersuchen. Hier hatten die Beobachter um so mehr Muth, weil ihrer viele waren. Sie stellten ihre Untersuchungen erst von fern an, und konnten an dem Pferde weder die Hörner noch die Menschenfüsse entdecken, welche die Einbildungskraft der ersten Schildwache beigefügt hatte. Gute Pferdekenner fanden an der Gestalt des Schimmels manches auszusetzen, woraus sie um so mehr vermutheten, daß es eine bloße Truggestalt sei.

Der Major gieng jetzt, mit einigen Andern, auf die Gestalt los, welche immer undeutlicher wurde, je mehr sie sich ihr näherten, bis sie sich endlich zu einem Schatten auflösete, durch den sie nach der Mauer hin greifen konnten. Man sah um sich her, zu erforschen, woher dieser Schatten käme, und vermuthete sogleich, daß ihn ein Licht veranlaße, welches in einer gerade gegenüber liegenden Kammer brannte. Indeß die Beobachter wieder auf ihren ersten Platz zurücktraten, wo sich ihnen die Pferdegestalt von neuem zeigte, begaben sich einige in die Kammer, und setzten das Licht an eine andere Stelle. Der Schimmel verschwand, erschien aber wieder, da man das Licht genau wieder auf die vorige Stelle setzte. Nachdem man dieß einigemal wiederholt, und dadurch auch die leichtgläubigsten Gespensterfreunde überzeugt hatte, daß wenigstens dieser Schimmel kein Gespenst sei, forschte man nach, wodurch das Bild desselben hervorgebracht wurde. Eine der Fensterscheiben war blind geworden, und der angelaufene Theil derselben zeigte die Gestalt eines Pferdes, welche sich vergrößert an der gegenüber liegenden

Wand darstellte, wenn ein Licht von einer bestimmten Höhe der Scheibe genau gegenüber stand. War das Licht höher oder niedriger: so zeigte sich nichts, daher das Pferd nur selten erscheinen konnte.

24.

Ein, mit Ketten rasselndes Gespenst erschreckt einen Reisenden.

Der Oeconomieverwalter Lehman, auf einem magdeburgischen Gute, machte einmal eine Reise und übernachtete in dem Dorfe Welsleben, wo er in dem Gasthofe schon wohl bekannt war. Als er in sein Schlafgemach trat, erblickte er bei seinem Bette eine abscheuliche Gestalt, die ihn nicht wenig erschreckte. Es war die häßlichste Weibesgestalt, welche sich hier vor dem Bette niedergehuckt hatte. Ueber das braune, scheuslich verzogene, Gesicht hiengen lange schwarze Haare wild herab, und an jedem Arme trug sie Ketten, mit welchen sie fürchterlich rasselte, als sie sich gegen den auf sie zugehenden Mann zur Wehr zu setzen drohete. Höchst erschrocken prallte Lehman zurück, das Gespenst verfolgte ihn aber nicht, sondern verschwand, ließ aber einen Gestank zurück, welcher dem Inhaber des Zimmers fast unerträglich wurde. Von der Reise sehr ermüdet, legte er sich dennoch nieder, und als ein Mann, welchen keine Gespensterfurcht beherrschte, sann er nach, wie das erlebte Abenteur wohl natürlich zu-

gegangen sein könne. Er glaubte, der Wirth habe vermuthlich einen albern Spaß mit ihm machen wollen, und ihn durch ein ungestaltes Kind erschrecken lassen. Entschlossen, dem Wirthe darüber des andern Morgens derbe Wahrheiten zu sagen, wälzte er sich eine zeitlang auf dem Bette herum, und suchte vergeblich den Schlaf; das gehabte Schrecken und der abscheuliche Gestank im Zimmer verscheuchten ihn von seinem Lager.

Unwillig stand er endlich auf, und weckte den Wirth, um seine Rechnung zu bezahlen, und ihm die verdienten Vorwürfe zu machen. Mit einer Wahrheit verkündigenden Miene versicherte der Wirth seine Unschuld, erinnerte den Verwalter an ihre lange Bekanntschaft, aus welcher es ihm ja wohl deutlich werden müsse, daß er keinen so unvernünftigen, als schädlichen Spaß machen werde. Er rief sogleich alle Leute im Hause zusammen, doch kein Mensch wußte den Vorfall nur einigermassen aufzuklären. Man suchte in dem Zimmer nach, fand aber hier nichts, als sehr natürliche unfläthige Ursachen des Gestankes, wovon man den Thäter nicht zu errathen vermochte; denn seit etlichen Tagen hatte kein Fremder im Gasthofe übernachtet, und von seinem Gesinde und seinen Kindern war der Wirth vollkommen überzeugt, daß sie solche Unflätherei nicht gemacht haben würden. Der Wirth forderte den Verwalter auf, sich noch zu verweilen, damit sie im Dorfe nachforschen und vielleicht erfahren könnten, was ihn erschreckt habe. Dringende Geschäfte erlaubten ihm keinen Aufenthalt, weshalb er mit dem Anbruche des Morgens abreiste, und von der Zeit erwarten wollte, ob sie die Dunkelheit aufklären werde.

Der Verwalter erzählte sein Begegniß einigen Bekannten, durch die es in mehreren Umlauf kam, so

daß er noch vielen andern Leuten erzählen mußte, welche neugierig waren, es von ihm selbst zu hören. Gespenstergeschichten reitzen immer die Neugierde sehr; Gläubige wollen sie zur weitern Verbreitung ihres Glaubens hören, und Ungläubige hören sie ebenfalls gern, theils weil sie in ihren Meinungen noch nicht ganz fest sind, theils auch, um ihren Witz an einer natürlichen Erklärung des Ereignisses zu versuchen. Am meisten lieben alle Classen solche Erzählungen, wenn sie von Personen kommen, welche man als Gespensterleugner kennt. Als ein solcher hatte Lehman bis hieher gegolten; immer mehr neigte er sich aber nun zum Glauben an Gespenster, weil die öftern Erzählungen jenen nächtlichen Vorfall immer lebhaft in seinem Gedächtnisse erhielten, und weil nach Verlauf von zwei Jahren die natürliche Veranlassung noch immer nicht aufgeklärt war. Hiervon trug indeß Lehman die Schuld allein, denn er forderte den Gastwirth zu keiner Nachricht auf, und dieser, welcher sehr ungern schrieb, versparte die Mittheilung derselben, bis Lehman nach Verlauf jener Zeit wieder einmal zu ihm kam, und ihn sehr neugierig fragte, ob er noch nichts erfahren habe?

„Wären Sie, antwortete ihm der Wirth, damals nur noch etliche Stunden geblieben, so hätte sich Ihnen, wie mir, das Räthsel aufgelöst. Mein Feldnachbar J. hatte ein kleines häßliches Weib, das schon seit einiger Zeit schwermüthig war, und dessen Naserei einen so hohen Grad erreichte, daß der Mann nöthig fand, die Rasende an Ketten zu legen, um Unheil zu verhüten. Bei Ihrem Hiersein wußte ich davon noch nichts, sonst würde ich gleich auf den Einfall gekommen sein, daß diese Unglückliche Ihnen Furcht einge-

sagt habe. Wirklich war sie es, was Sie für ein Gespenst ansahen. Sie hatte ihre Ketten zersprengt, sich, von uns unbemerkt, in das Zimmer geschlichen, welches aus Versehen nicht verschlossen worden war. Daß sie sich gegen Sie wehren zu wollen schien, geschah vermuthlich aus Furcht, wieder angelegt zu werden. Da dieß nicht geschah, machte sie sich eilig davon, und wenn Sie nicht so bestürzt gewesen wären, würden Sie gewiß gesehen haben, daß die Frau nicht verschwand, sondern, wie alle Menschen, auf ihren Füssen fortgieng. Durch eine Hinterthür war sie in den Garten entkommen, wo ihr Mann, der sie mit seinen Knechten überall suchte, sie bei dem hellen Mondschein, welcher, wie Sie sich erinnern werden, eben damals war, sah und wieder nach Hause führte. Um keinen Lärm zu machen, und mich nicht aufwecken zu müssen, brach der Mann etliche Zaunstecken aus, und führte seine Frau durch diese Oeffnung. Nicht lange nach Ihrer Abreise kam er zu mir, und erzählte mir Alles, damit ich nicht bei dem Anblicke der Verletzung des Zaunes vielleicht gegen jemand einen falschen Argwohn bekommen möchte. Haben Sie noch einige Zweifel so kann Ihnen der Mann der indeß gestorbenen Frau die Wahrheit meiner Erzählung bestätigen."

Lehman zweifelte nicht an der Wahrheit; aus Vorsicht aber, daß er nicht vielleicht in der Folge auf den Einfall kommen möchte, der Gastwirth habe die ganze Erzählung, nur erfunden um ihn von seiner, seit jenem Vorfalle immermehr überhandnehmenden, Gespensterfurcht zu heilen, erkundigte er sich bei dem Wittwer, auch noch bei verschiedenen andern Bewohnern des Dorfes, welche alle die Erzählung des Gastwirthes vollkommen bestätigten. Gewiß war diese Vor-

sicht Lehmans sehr vernünftig, denn die meisten Menschen haben so viele Neigung zur Gespensterfurcht, und ihn würde sie vielleicht nie wieder verlassen haben, wenn er nicht zufällig noch einmal nach Welsleben gekommen wäre, und erfahren hätte, was ihn dort früher erschreckte.

25.

Von der Wiedererscheinung verstorbener Personen.

Ringleben, ein Schlesier, lernte auf der Universität einen jungen Westphalen kennen, Namens Helsen, mit welchem er in Meinungen und Gesinnungen so vollkommen übeinstimmte, daß beide die innigsten Freunde wurden. Unangenehm fühlten sie sich oft im Genuße ihrer Freundschaft gestört, wenn sie sich daran erinnerten, daß sie einander, nach der Trennung auf der Universität, wahrscheinlich nie wieder sehen würden, weil die Länder ihrer Heimath so weit von einander entfernt waren. Dieß veranlaßte beide, ihre Hoffnung des Wiedersehens auf jenseits zu beschränken, daher sie sich über Unsterblichkeit und den muthmaßlichen Zustande nach dem Tode öfter mit einander unterhielten, als solches unter jungen Leuten gewöhnlich der Fall ist.

Helsen war etwas schwärmerisch, deshalb kam er einst bei einem Gespräche dieser Art auf den Einfall, eine gegenseitige Uebereinkunft zu treffen, daß derjenige,

welcher zuerst sterben würde, dem Andern erscheinen sollte, wenn es nur irgend möglich wäre, daß abgeschiedene Seelen zu ihren Lieben unter dem Monde zurückkehren könnten. Ringleben, minder schwärmerisch, befand sich eben in einer Stimmung, wo die Ueberredungen seines Freundes mächtiger auf ihn wirkten, als zu einer andern Zeit, und ihn so weit brachten, daß er seine Aufforderung erfüllte. Beide Jünglinge entschlossen sich zu einem Besuche nach dem Tode, und gaben sich die Hand darauf.

Die Stunde der Trennung schlug, und traurig trat jeder die Rückreise in sein Vaterland an. Sie schrieben sich anfänglich; ihr Briefwechsel wurde aber nach und nach seltener, und mancherlei Zerstreuungen, nebst den Arbeiten des Berufs, machten, daß er zuletzt gänzlich aufhörte. Dreißig Jahre waren bereits seit ihrer Trennung verflossen, und seit langer Zeit hatten sie sich nicht mehr geschrieben, als eines Tages Ringleben, der unterdessen Geheimerrath geworden war, lebhafter als seit langer Zeit an seinen Jugendfreund erinnert wurde. Er hatte eine zärtlich geliebte Gattin verloren, und den Grabhügel derselben besucht, wo er den Gedanken faßte, ihr ein Denkmal errichten und ihr Brustbild in erhabener Arbeit darauf anbringen zu lassen. Zu diesem Behufe mußte er dem Bildhauer ein Gemälde von ihr vorlegen, weshalb er in seinem Schreibtische nach einem Miniaturgemälde suchte, welches er vor einigen Jahren hatte machen lassen.

Auch von Helsen besaß er ein solches Gemälde; beide lagen an einem Orte, und zufällig kam Ringleben Helsens Bild zuerst in die Hand, und brachte sein Andenken um so lebhafter in seine Seele, da er

durch seine Lage zu wehmüthigen Erinnerungen gestimmt war. Was mag der gute Helsen machen? Lebt er auch wohl noch? Diese Gedanken drängten sich ihm zuerst auf, und eine Menge andere schlossen sich denselben an. Helsen war auf der Universität zuweilen kränklich gewesen, weshalb sein Freund es wahrscheinlicher fand, ihn über den Sternen, als noch auf der Erde zu vermuthen. Einmal mit dem noch nicht vergessenen Jugendfreunde beschäftigt, suchte Ringleben die Briefe desselben und einige Gedichte, die er von ihm besaß, hervor, und las sie wieder durch, wodurch er sich ganz in die Zeit seiner Jugend und in die Tage des genußreichen Umgangs mit dem entfernten Freunde zurücksetzte. Unterdessen war die Nacht heran gekommen; Ringleben legte sich nieder, aber das Andenken an seine Gattin und Helsen hielt ihn wach. Nothwendig mußte er sich dabei auch an das Versprechen erinnern, welches beide Jünglinge sich, mit mehr Empfindung, als Vernunft, gegeben hatten. Der Erinnerung folgte der Gedanke: wie wenn Helsen dieses Versprechen erfüllte, wenn er es vielleicht in dieser Nacht erfüllte?

Neben Ringlebens Schlafzimmer befand sich sein Studirzimmer, an dessen Eingange sich Vorhänge befanden, zwischen deren Oeffnung man durchsehen konnte. Wie alle, welche der Schlaf flieht, suchte ihn Ringleben bald auf dieser bald auf jener Seite, und hatte sich um Mitternacht eben wieder einmal so umgewendet, daß er gegen die Wand seines Schlafzimmers blickte. Ein Schimmer, der sich an demselben verbreitete, setzte ihn um so mehr in Verwunderung, weil das Gemach keine Fenster hatte, durch welche der Mond hätte scheinen können. Er wendete sich deshalb

nach dem Studirzimmer, und wurde einen düstern Schimmer darin gewahr, der sich auch in sein Schlafgemach verbreitete. In der Meinung, daß sein Bedienter, der etwas vergessen haben möge, darin sei, rief er diesem, erhielt aber keine Antwort. Er hob sich im Bette empor, und blickte unverwandt durch die Oeffnung des Vorhanges. Nicht ohne Entsetzen gewahrte er eine Gestalt, die er sogleich für Helsens erkannte. In einem weissen Gewande, das sie gänzlich verhüllte, stand sie einige Augenblicke still, und als der schaudernde Ringleben noch einmal seinem Bedienten rief, winkte ihm die Gestalt, als ob sie ihm andeuten wolle, daß er schweigen möchte. Jetzt nannte sie leise Ringlebens Namen, und wer möchte sich darüber wundern, daß dieser zu zittern begann, da er so plötzlich die wohlbekannte Stimme seines Freundes hörte. Noch einmal rief es etwas lauter; Ringleben faßte sich einigermassen, vermochte aber nichts weiter zu sagen, als: bist du es? ists möglich? — Mit den Worten: wir werden uns wiedersehen! erinnerst du dich noch? trat die Gestalt näher, die Vorhänge schlugen sich von selbst zurück, und ein hellerer Glanz erleuchtete das Schlafgemach. „Ringleben kennst du mich? erfolgte jetzt die Frage, und hierauf, mit bebender Stimme die Antwort:" ich kenne dich, mein Helsen. — O Gott, rief dieser, ich sehe dich wieder! stürzte auf den staunenden Freund, umschlang ihn mit beiden Armen, und drückte ihn so heftig an seine Brust, daß Ringleben sich leicht überzeugte, kein Geist, sondern der leibhafte Helsen umarme ihn. Seine unerwartete Erscheinung klärte sich bald also auf.

Helsen stand als Regimentsquartiermeister bei einem preußischen Regimente in Westphalen, welches nebst

mehrern nach Schlesien marschirte, wo sich ein preußisches Heer zusammen zog. Der Marsch führte ihn nicht fern von dem Aufenthalte seines Freundes vorbei, und weil er hörte, daß er noch lebe, beschloß er, ihn zu besuchen, wozu er aber nur für die Dauer der Nacht Urlaub erhalten konnte. Er nahm also Extrapost, und langte um Mitternacht an. Ringlebens Bedienten, welcher vor dessen Studirzimmer schlief, entdeckte er sich als einen alten Bekannten seines Herrn, und überredete ihn, daß er ihn ganz unbemerkt in sein Zimmer führen möchte, wovon er alle Verantwortlichkeit zu übernehmen versprach. Leise traten sie ein; der Bediente mit einer Blendlaterne, die erst einen düstern Schimmer, dann hellern Glanz verbreitete. Das weisse Gewand, welches Helsen verhüllte, war ein weisser Mantel über seiner Uniform, und mit dem Winken, welches Ringleben auf sich deutete, zeigte er dem Bedienten an, daß er seinem Herrn nicht antworten solle. Der Bediente schlug nachher die Vorhänge zurück, und Ringleben, der sich bald überzeugte, daß alles natürlich zugegangen sei, fühlte sich durch die Freude, seinen Freund wieder zu sehen, reichlich belohnt für das anfängliche Schrecken.

Diese Geschichte erinnerte mich an eine ähnliche, welche ich als Gegenstück mittheile.

In Z. einer sächsischen Stadt lebte ein pensionirter Hauptmann in engen freundschaftlichen Verhältnissen mit dem dasigen Rentmeister. Beide unterhielten sich zuweilen über den Zustand nach dem Tode, und gaben sich einmal, eben zur Schwärmerei gestimmt, in einer schwachen Stunde das gegenseitige Versprechen, daß derjenige, welcher zuerst sterben würde, wenn er es vermöchte, wiederkommen und dem überlebenden Freunde

Nachricht von dem Leben jenseits des Grabes bringen sollte. Der Hauptmann, von beiden der ältere, bezahlte die Schuld der Natur zuerst. Nicht lange nachher wurde der Rentmeister von einem leichten Fieber befallen, von welchem sein Arzt ihn bald wieder herzustellen hoffte. Bei einem Besuche fand er einst den Kranken schwächer und heftiger erschüttert, als er, nach dem Gange der Krankheit, vermuthet hatte.

„Geben sie sich keine Mühe weiter, Doctor, sagte der Kranke zu ihm. Ihre Kunst richtet nichts aus, weil mein Stundenglas abgelaufen ist."

Der Arzt, dem ich dieses nach erzähle, fragte, woher dieser sonderbare Wahn ihm komme, da seine Krankheit doch gar nicht so gefährlich sei, ob er sie schon jetzt bedenklicher finde, als er nach seinem letzten Besuche erwartet habe. Der Kranke schwieg eine Weile, dann sagte er: Sie sind ein vernünftiger Mann und mein Freund, daher will ich Ihnen entdecken, was ich erst keinem Menschen anzuvertrauen gedachte. — Er erzählte ihm nun die mit dem Hauptmann getroffene Abrede, und fuhr hierauf also fort:

„Ungefähr eine Stunde, ehe Sie kamen, erschien mir der Geist des Hauptmanns, der auf einmal vor meinem Bette stand und, wie Geister pflegen, weder durch die Thür noch ein Fenster in das Zimmer gekommen war. Eingedenk unsers gegenseitigen Versprechens erschrack ich sehr wenig, fragte den Geist, wie es ihm gehe, und ob es ihm vergönnt wäre, mir von dem Befinden nach diesem Leben etwas Näheres zu erzählen, als alle unsere Spekulationen und Phantasien zu ergründen vermögen. — Viel kann ich Ihnen nicht entdecken, erwiederte er, doch so viel mittheilen, daß man nicht selten ein mühsameres Leben, als man

hier verlassen hat, dort wieder findet. Wir beide waren hier keiner anstrengenden körperlichen Arbeiten gewohnt, dennoch bin ich in der himmlischen Zinngießerei angestellt worden, und für Sie ist ein Platz in der Schmiede offen, wo Sie in wenig Tagen ihr Probestück machen werden."

Obschon der Arzt einige Anwandlung fühlte, zu lächeln, blieb er doch, aus Theilnahme und Mitleiden mit dem irreredenden Kranken, ernsthaft und bot alle Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß er blos geträumt habe. Den Hauptgrund dafür nahm er von den aus jenem Leben erhaltenen Nachrichten, weil solche allem, was man davon hofft und glaubt, so sehr widersprechend waren. Der Kranke versicherte wiederholt, nicht geträumt, ja nicht einmal geschlafen zu haben, worauf der Arzt ihn erinnerte, daß es ihm ja wohl nicht unbekannt sein werde, wie man in Paroxismen der Fieberhitze auch völlig wachend träumen und Erscheinungen haben könne, welche weiter nichts wären, als Gaukelei der erhitzten Einbildungskraft.

Ein so vernünftiger Mann der Rentmeister übrigens auch war, ließ er es sich doch durchaus nicht ausreden, den Geist des Hauptmanns wirklich gesehen zu haben. Diese Einbildung, vielleicht auch die ihm eröffnete, eben nicht sehr reitzende, Aussicht in die Ewigkeit, machten einen so heftigen Eindruck auf ihn, daß er nach wenig Tagen an einer Krankheit starb, von welcher sein Arzt mit Zuversicht glaubte, ihn heilen zu können, ehe die dazu gekommene Geisteskrankheit alle Anstrengungen seiner Kunst vergeblich machte.

Sattsam bewähren beide Geschichten, daß man mit der Wiederkehr nach dem Tode keinen Scherz treiben, noch in einem Anfalle von Schwärmerei sich ver-

leiten lassen soll, ein Versprechen zu geben und zu erhalten, welches durch Zufall oder Einbildungskraft lebensgefährlich werden kann. Ringleben würde über die unerwartete Erscheinung seines noch lebenden Freundes nicht erschrocken sein, hätten sie sich nicht jenes unbesonnene Versprechen gegeben. Ihm schadete das Schrecken vielleicht nur deshalb nichts, weil ihn unmittelbar darauf die lebhafteste Freude erschütterte, denn es ist bekannt, daß Einwirkungen der Leidenschaften auf die Gesundheit am sichersten dadurch geheilt werden, daß eine, der ersten entgegengesetzte, heftig aufgeregt wird. Der Rentmeister starb durch die Schuld eines Traumes, den er wahrscheinlich nicht gehabt haben würde, hätte er nicht mit seinem Freunde jene frevelnde Abrede genommen. Daß er wirklich blos geträumt hatte, mag es nun schlafend oder in der Fieberhitze geschehen sein, wird hoffentlich kein Mensch bezweifeln; denn nur ein Wahnsinniger oder ein Fieberkranker kann glauben, daß in dem Aufenthalte der abgeschiedenen Geister Zinngießereien und Schmieden anzutreffen wären.

26.

Ein spukendes Wesen mit feurigen Augen.

Eine Stiftsdame zu Herforden, Fräulein Hake, wünschte wegen Kränklichkeit ihre letzten Tage auf dem Lande hinzubringen. Verwandte von ihr besaßen das Gut Stechau bei Rathenau, und bewilligten ihr gern eine Wohnung daselbst. Diese befand sich im obern Stocke des Hauses, wo niemand schlief, als das Fräulein und ihre Kammerjungfer, doch konnte, wenn sie irgend einer Hülfsleistung bedurfte, der Verwalter leicht herbei gerufen werden. Die Kränklichkeit des Fräuleins war mit einem Mangel an Schlaf verbunden, daher sie, wenn sie auch schlummerte, das kleinste Geräusch erweckte.

In einer finstern Frühlingsnacht im Jahr 1773 hörte sie ein starkes Geräusch im Schornsteine, ähnlich demjenigen, wenn der Ruß abgekratzt wird. Es dauerte eine Weile fort, und nach dem Aufhören desselben tappte etwas im Vorzimmer herum, wie wenn ein kleines Kind mit beiden Füßen zugleich hüpft. Das Fraulein weckte die Kammerjungfer auf, und befahl ihr nachzusehen, was im Vorzimmer sei; allein das spukhafte Tappen in demselben erschreckte die Jungfer zu sehr, um eine Untersuchung der Ursache desselben zu wagen. Unzufrieden über die Furchtsame und selbst zu klug, um von Gespensterfurcht sich be-

thören zu lassen, steht das Fräulein selbst auf, den Verwalter herbeizurufen. Indem sie die Thür zum Vorzimmer öffnet, erblickt sie den kleinen Springer, doch in der dichten Finsterniß weiter nichts von ihm, als zwei feurig funkelnde Augen, welche furchtbar durch die Finsterniß leuchten. Zugleich hört sie ihn eine Bewegung machen, als ob jemand mit den Händen zusammen schlägt. Mit einem lautern Schrei ruft sie dem Verwalter, und weil die Gestalt mit den feurigen Augen näher kömmt, und in das Zimmer schlüpfen zu wollen scheint, schlägt das Fräulein erschrocken die Thür zu, und harrt mit Sehnsucht der Ankunft des Herbeigerufenen. Endlich kömmt er mit einem Lichte, man schreitet zur Untersuchung und erblickt sogleich eine grosse Nachteule, die durch den Schornstein herabgefallen war, mit ihren Flügeln das erste vernommene Geräusch, wie auch das zweite, dem Händeklatschen ähnliche, gemacht hatte, und indem sie im Zimmer herum hüpfte das gehörte Tappen verursachte. Daß sie vergeblich einen Ausweg suchte war sehr gut, denn wahrscheinlich würde diese sehr natürliche Erscheinung einer Eule den Glauben an eine Gespenstererscheinung veranlaßt haben, wenn man sich nicht deutlich überzeugt hätte, was vorher spukhaft polterte und feurig durch die Finsterniß leuchtete.

27.

Ein Leichmann wirft zwei Wächter zu Boden.

In Klöstern ist es üblich, bei Leichen bis zu ihrem Begräbnisse Novizen oder Studirende wachen zu lassen, welche daneben auch für ihre abgeschiedenen Seelen beten sollen.

Vor ungefähr dreißig Jahren starb in einem Kloster zu Mainz gegen Abend ein Mönch, welcher in dem Leichenzimmer auf einen Strohsack gelegt wurde, und zwei Studirende zu Wächtern erhielt. Zwei lustige Jünglinge vergaßen sie bald ihrer Obliegenheit. Statt zu beten, erzählten sie sich allerlei Schwänke, und sprachen dem mitgenommenen Weine so fleißig zu, daß er in kurzem ausgeleert war. Deshalb gieng A. die Flasche von neuem zu füllen, und B. dachte indeß darüber nach, seinem Collegen einen Possen zu spielen. Ihn zu erschrecken hob er den noch etwas warmen Leichnam auf, und setzte ihn auf einen gemauerten Sitz bei dem Ofen nieder. Er selbst legte sich nun an die Stelle der Leiche, verhüllte sein Gesicht, und konnte um so eher erwarten, seinen Gesellschafter zu täuschen, weil er dasselbe Gewand trug, wie die Leiche, auch beinah dieselbe Länge und Gestalt hatte.

Als A. nach seinem Aufenthalte von mehr als einer Viertelstunde in das Zimmer zurück kam, zuckte B. etlichemal mit dem Fuße. A., welcher an dieser Stelle nichts anders als die Leiche vermuthete, erschrack dar-

über nicht wenig, und blickte sich furchtsam nach seinem Gesellschafter um. Da er im Halbdunkel bei dem Ofen den Sitzenden erblickte glaubte er, es sei B., welcher während seines langes Ausbleibens eingeschlafen sein möchte. A. gieng auf den Sitzenden zu, aber bis zu welchem Grade stieg sein Entsetzen, als er in ihm den kaum gestorbenen Mönch erkannte, welcher die Augen aufschlug, und mit Händen und Füssen Bewegungen machte, als ob er aufstehen wollte. Heftig erschüttert stürzte A. sinnlos zu Boden. Ihm zu helfen sprang sein Gefährte auf, sank aber ebenfalls leblos nieder, weil er den Mönch, der sich indessen vollends aufgerichtet hatte, stöhnend sich entgegen schwanken sah.

Der Mönch war nur scheintod gewesen. Die Erdschütterung, als B. ihn auf die Bank setzte und die sanfte Wärme derselben mochte auf seine Wiederbelebung gleich stark mitwirken. Einsehend, daß seine bewußtlosen Wächter ihm nicht zu helfen vermöchten, nahm er den wohlbekannten Weg nach einem Schlafsaale. Beinahe hätte seine Erscheinung auf die Aufgeweckten gleichen Eindruck gemacht, wie auf seine Wächter, doch überzeugten sie sich bald, daß nicht des Mönches Geist, sondern er selbst wieder belebt zu ihnen kam. Man brachte ihn in ein Bett; indeß andere, auf des Mönches Aufforderung, in das Leichenzimmer giengen, den dort liegenden zu Hülfe zu kommen. Bei A. erreichten die Hülfsleistungen den gewünschten Erfolg; vergeblich waren aber alle Anstrengungen bei B., welchen ein Schlag getödet hatte. Ein Opfer seines Vorwitzes geworden, bestätigte er die Erfahrung, daß man durch angestellte Spukereien oft sich selbst oder andern schadet. Wer es gut mit den Menschen meint wird zu vernünftig sein gaukelnd für den Teufel das zu thun, wozu dieser selbst keine Macht hat.

28.

Ein gespenstischer Leichenzug kündigt Todesfälle an.

In Tangermünden in der Altmark herrschte 1763 ein Faulfieber, welches eine große Menge der Einwohner wegrafte. Das Gerücht verbreitete sich, daß sich des Nachts öfters ein Leichenzug sehen ließe, welcher vor den Häusern still hielte, und dadurch den Tod der darin liegenden Kranken voraus anzeige. Abergläubische glaubten allgemein, daß dieses eine Geistererscheinung sei, mehrere vernünftiger Denkende in der Stadt hielten aber das Ganze für eine Täuschung der Einbildungskraft, bis sie veranlaßt wurden, vielmehr eine Betrügerei dabei zu vermuthen. Die Zahl der Einwohner, welche diesen Leichenzug gesehen zu haben versicherten, wurde immer größer, und es befanden sich darunter viele Männer, die als wahre und vernünftige Leute galten, daher man an der Wahrheit ihrer Aussage kaum zweifeln konnte. Manche wollten gesehen haben, wie der Leichenzug plötzlich verschwinde, andere Nachrichten stimmten darin überein, daß er nicht verschwinde, sondern sich abwechselnd bald bei einem der Thore, bald in einem engen Gäßchen verliere. Ihm nachzugehen hatte noch niemand Muth gehabt. Der Prediger des Ortes, der Stadtarzt und etliche der Vernünftigsten beschlossen endlich, auszuspähen, wer diesen Betrug spiele, und hielten es um so mehr für ihre Pflicht, weil der Arzt versicherte, verschiedene Kranke, zu de-

ten Genesung er bereits große Hoffnung gehabt hätte, wären wahrscheinlich nur deshalb gestorben, weil man die Unvorsichtigkeit begangen habe, sie erfahren zu lassen, daß der spukhafte Leichenzug vor ihrer Wohnung still gehalten, wodurch ihr Geist heftig erschüttert und ein Rückfall ihrer Krankheit veranlaßt worden sei.

Die wackern Männer, welche sich vereinigten, die Betrüger zu entlarven, die, zu großem Nachtheile vieler ihrer Mitbürger, die Rolle der Gespenster spielten, waren in ihren Nachforschungen glücklich, und so ergab sich bald folgender Aufschluß. In der Nähe eines Thores befand sich ein Holzvorrath für den herannahenden Winter, und einige der Cürassiere von dem in der Stadt liegenden Regimente sahen bei den armen Bürgern, bei welchen sie einquartirt waren, so wenig Winterholz, daß sie besorgten, sehr frieren zu müssen, wenn sie nicht selbst einiges anschaften. Die Holzstöße bei dem Thore dünkten ihnen zu dem öffentlichen Gebrauche, zu welchem sie bestimmt waren, so groß, daß sie meinten, auch zu ihrem Privatgebrauche etwas davon nehmen zu können. Sie wußten indeß, daß ihre Spekulation von dem Gesetze nicht gut geheissen werden würde, und suchten sie deshalb zu verbergen; weil aber Holz sich nicht füglich unbemerkt forttragen läßt, ersannen sie ein Mittel, die Leute für ihren Zweck mit sehenden Augen blind zu machen. Die Schelme wußten, wie mächtig zu ihrer Zeit der Einfluß der Gespensterfurcht noch über den großen Haufen war, auch besassen sie vielleicht genug Menschenkenntniß, um sich zu erinnern, daß in Zeiten allgemeiner Noth der Aberglaube gewöhnlich weiter um sich greift. Sie hüllten sich deshalb in ihre blauen Mäntel, welche die Finsterniß der Nacht schwarz färbte, deckten auch einen über eine gewöhn-

liche Trage, die (sie aber nicht, wie) es gebräuchlich ist, sondern auf den Schultern trugen, damit sie einer Bahre gleichen möchte. So wanderten sie nach dem Holzhofe, verdeckten den genommenen Raub mit ihrem Mantel, und weil sie sahen, daß die Leute vor dem scheinbaren Leichenzuge erschrocken flohen, wurden sie bald kühn genug, mit ihrer Last, wenn sie zu schwer auf ihre Schultern drückte, ein wenig auszuruhen. Daß in den Häusern, wo sie still hielten, Leute starben, gieng, wie man leicht begreift, sehr natürlich zu; denn die herrschende Seuche verschonte kaum ein Haus der Stadt, und manche Leute starben, wie wir schon vorhin erwähnt haben, auch darum, weil der Leichenzug sie erschreckt hatte.

29.

Bei einem Banquier besorgt ein Verstorbener Geschäfte.

Ein Graf von Walkenried sollte nach Beendigung seiner Studien zu Göttingen, in Begleitung eines Hofmeisters, nach Paris reisen. Schon in Straßburg wurde der Hofmeister krank, und starb nach kurzer Zeit. Der junge Graf bat seinen Vater um Erlaubniß, die Reise allein fortsetzen zu dürfen, und sein Vater ertheilte sie ihm, weil er zu seinem Sohne das gute Zutrauen hatte, daß er gebildet und vernünftig genug sei, um keines Hofmeisters mehr zu bedürfen. Indeß em-

pfahl er ihn an einen Freund in Paris, damit dieser in der großen, für junge Leute so gefahrvollen Stadt ein wenig acht auf ihn haben möge. Dieser Freund war einer der ersten Banquiers, welchen der alte Graf, der am französischen Hofe Gesandter gewesen war, in Geschäften näher kennen gelernt, und so mancherlei Beweise von Freundschaft von ihm erhalten hatte, daß er glaubte, darauf rechnen zu können, daß er auch seinen Sohne ein rathender und leitender Freund sein würde. Den Banquier lebhafter wieder an sich zu erinnern, schickte er dem Sohne eine Dose mit, die einst der Banquier dem alten Grafen zum Geschenke gemacht hatte. Der Deckel enthielt das Gemälde des Grafen in seinen jüngern Jahren, mit welchem der Sohn gegenwärtig viele Aehnlichkeit hatte.

Nach seiner Ankunft in Paris miethete sich der junge Graf ein Logis, wo er zu seiner Freude zwei Engländer wieder fand, deren Bekanntschaft er bereits in Göttingen gemacht hatte. In ihrer Gesellschaft lernte er einen jungen Franzosen kennen, Herrn von Vigny, welcher in seinem Aeussern einige Aehnlichkeit mit dem Grafen hatte, im Character und in Gesinnungen aber noch mehr mit ihm überein kam. Dieß veranlaßte, daß sie in wenigen Tagen die innigsten Freunde wurden, und sich so fest an einander schlossen, daß die beiden Engländer und ihre übrigen Bekannten sie die Unzertrennlichen nannten.

Bei der Abreise von seinem Vater reichlich mit Gelde versorgt, befand sich die Casse des Grafen in so guten Umständen, daß kein Bedürfniß ihn zu dem Banquier trieb, und die angenehme Gesellschaft, wie die immerwährenden Zerstreuungen, in welchen er lebte, ließen ihm keine Zeit, an die Bestellung des Briefes

seines Vaters zu denken. Geschah es auch einmal flüchtig: so hielt eine vorgeschlagene Lustpartie ihn von der Ausführung ab, und er dachte dann, der Besuch bei dem Banquier habe Zeit, bis er in dem Falle sei, von dem an denselben erhaltenen Creditbriefe Gebrauch machen zu müssen.

Es läßt sich denken, daß die Zerstreuungen den Grafen ebenfalls hinderten, an seinen Vater zu schreiben. Besorgt um seinen Sohn und dessen Wohlbefinden schrieb der Vater an den Banquier, der sich nicht wenig wunderte, den jungen Herrn noch nicht bei sich gesehen zu haben, da er aus langer Erfahrung wußte, wie eilig die meisten waren, ihre Creditbriefe bei ihm abzugeben. Noch weit mehr stieg aber seine Verwunderung, als man nach einigen Tagen den Grafen bei ihm meldete, und er sich ihm auf eine Weise vorstellte, welche dem Banquier, ungeachtet seiner ausgebreiteten Bekanntschaften, in seinem Leben noch nicht vorgekommen war. Der Banquier erkannte sogleich in dem Gesichte des Eingetretenen die jugendlichen Züge seines Freundes wieder, und versicherte, nach dem Empfange des Briefes und der Dose, daß es dieser Belege gar nicht bedurft hätte, um den Grafen als den Sohn seines alten Freundes zu empfangen, ihm so viel als möglich gefällig zu sein, und ihm besonders seine Casse zu freier Verfügung anzubieten.

Um meiner selbst willen, antwortete der Graf, bedaure ich recht sehr von Ihrem gütigen Erbieten keinen Gebrauch machen zu können.

„Es macht Ihnen in Wahrheit Ehre, daß Ihre Börse nach einem schon so langen Aufenthalte in Paris meiner nicht bedarf. Haben Sie jetzt die Güte mit mir

zu frühstücken, und mir recht viel von Ihrem Herrn Vater zu erzählen."

Ein langer Aufenthalt, fuhr jener fort, ist mir nicht vergönnt, und für Frühstück und alle andere irdische Bedürfnisse danke ich Ihnen verbindlich, weil ich hienieden nichts mehr bedarf. Schon vergangene Nacht bin ich gestorben und diesen Morgen um drei Uhr beerdigt worden.

„Sie scherzen sonderbar Herr Graf."

Ich scherze nicht mein Herr, und würde Ihnen nicht beschwerlich fallen, wenn ich Sie nicht bitten müßte einiges zu besorgen, wozu ich selbst keine Zeit mehr hatte. Benachrichtigen Sie meinen Vater gefälligst von meinem Tode, und schicken Sie ihm diese Dose zurück, damit Sie ihn, ausser an Sie, auch an seinen Sohn erinnern.

Der Banquier, weit von dem Glauben entfernt, daß ein Verstorbener wirklich mit ihm rede, begann zu vermuthen, der Graf seie wahnsinnig worden. Ihn vielleicht zur Besinnung zu bringen sagte er zu ihm: aber besinnen Sie sich doch! Sie sind ja körperlich bei mir, wie können Sie denn tod sein!

Ohne ihm hierauf zu antworten legte der Graf zwei goldene Uhren, einen Ring von bedeutendem Werthe und zweihundert fünfzig Louisd'or auf den Tisch, mit der Bitte, allen diesen irdischen Tand, wovon er keinen Gebrauch mehr machen könne, seinem Vater zuzufertigen.

Die Angst des Banquiers nahm zu. Seinen Leuten konnte er nicht klingeln, denn zufällig stand der Graf zwischen ihm und der Klingelschnur; nach Hülfe rufen wollte er aber auch nicht, um nicht dadurch vielleicht den stillen Wahnsinnigen zu reizen. Aengstlich

blickte er nach einer Seitenthür, hatte aber nicht Kraft genug, durch dieselbe zu entschlüpfen. Der Graf, welcher seine Angst bemerkte, sagte zu ihm: sein Sie ruhig, denn Sie haben nicht das geringste von mir zu besorgen. Es schmerzt mich in Wahrheit, daß ich den Freund meines Vaters ängstigen mußte, als Toder wußte ich mir aber nicht anders zu helfen. Die Zeit nahet, in meine Gruft zurück zu kehren, darum kan ich mich nur noch wegen meines ungelegenen Besuches bei Ihnen entschuldigen. Weniges von mir kann Ihnen Herr Michel erzählen, in dessen Hotel in der St. Honoréstrasse ich gestorben bin. Leben Sie wohl!

Mit diesen Worten gieng die sonderbare Erscheinung wie ein gewöhnlicher Mensch zur Thür hinaus, und der Banquier behielt, bei allem Entsetzen, noch Besonnenheit genug, die Seinigen herbei zu rufen. Ganz kurz erzählte er ihnen den Vorfall, welchen die Zuhörer vielleicht für einen Traum gehalten haben würden, hätten sie nicht die Beweise der Wahrheit auf dem Tische liegen sehen. Man untersuchte alles genau; die Louisd'ors waren sämmtlich gut und gewichtig, die Uhren hatten einen beträchtlichen Werth, einen noch größern der Ring mit einem Solitaire, welchen die untersuchenden Kenner für ächt und von seltener Schönheit erkannten. Alles zusammen hatte einen Werth von mehreren tausend Livres, daher sich nicht vermuthen ließ, daß sich blos jemand einen Spaß mit dem Banquier gemacht habe, denn mit solchen Summen wird nicht leicht Spaß getrieben. Einiges Licht zu bekommen beschloß der Banquier zu Herrn Michel zu eilen, und fuhr ungesäumt dahin.

Kennen Sie, fragte er Herrn Michel, das Original zu diesem Dosengemälde?

Die Kleidung und die Frisur abgerechnet, hat es viel Aehnlichkeit von einem deutschen Grafen, welcher etliche Wochen bei mir logirte, antwortete Herr Michel.

Und wo ist der wahnsinnige Mensch hingekommen? fuhr der Banquier fort.

Wahnsinnig war er nicht, erwiederte Michel, das können alle Leute, welche so oft mit ihm bei mir gespeist haben, bezeugen. Wir alle waren ihm recht gut, und bedauren herzlich daß er so frühzeitig gestorben ist.

Gestorben! rief der Banquier und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl.

Wir haben ihn diesen Morgen begraben, versetzte Michel. Aber mein Gott warum erschreckt sie das so?

Der Banquier erzählte, was wir bereits wissen, und Michel, ungewiß, was er daraus machen sollte, sagte halb lachend, halb erschrocken: lassen Sie uns doch auf sein, noch von dem Kammerdiener bewohntes Zimmer gehen, damit wir sehen, ob der Graf vielleicht wieder von den Toden auferstanden ist.

Sie giengen und weil das Zimmer verschlossen war, öffnete es Michel mit dem Hauptschlüssel. Kein Mensch war darin; ein Kellner wurde abgeschickt, den Kammerdiener aufzusuchen. Ehe diestr noch kam, trat zu großem Entsetzen des Banquiers der Graf selbst in das Zimmer. Michel rief dem Banquier zu: beruhigen Sie sich; Sie sind nur getäuscht und dieser ist der verstorbene Graf nicht. Dann wendete er sich an den Eingetretenen und sagte ihm: Herr von Vigny, dieser Spaß ist etwas stark und boshaft.

Aufmerksame Leser, welche sich aus dem Anfange dieser Erzählung noch erinnern, daß Herr von Vigny viel Aehnlichkeit mit dem Grafen hatte, werden den

Zusammenhang des ganzen Ereignisses ohne weiters errathen. Wir sind ihnen indeß zu Beendigung der Geschichte noch Nachstehendes schuldig.

Der alte Graf hatte zu dem Character seines Sohnes etwas zu viel Vertrauen gehabt; es mangelte ihm noch an Festigkeit. Deshalb ließ sich der Graf überreden, bei den Mahlzeiten, an welcher, ausser den Engländern und Vigny, noch mehrere Franzosen Theil nahmen, mehr zu trinken, als seiner Gesundheit zuträglich war. Den ganzen Tag genoß er die hitzigsten Weine, weil seine Freunde fleißig mit ihm anstießen, und besonders vergaß man des Abends Maß und Ziel. Den Franzosen, dieser Genüße gewohnt, schadeten sie so wenig, wie den Engländern, welche sich daheim an noch hitzigere Getränke gewöhnt hatten; aber der junge Deutsche, welcher nie ein Trinker gewesen war, mußte allzutheuer bezahlen, was er weniger aus Neigung, als aus unzeitiger Gefälligkeit gegen seine unüberlegten Freunde that. Er bekam ein Entzündungsfieber, und die herbeigerufenen Aerzte vermochten ihn nicht zu retten, so dringend Vigny sie auch bat, alle Kräfte ihrer Kunst anzustrengen, so reichliche Belohnung er ihnen auch verhieß. Voll bitterer Reue, sich mit als die Ursache des frühzeitigen Todes seines Freundes anklagen zu müssen, suchte er seinen Fehler durch die sorgfältigste Pflege wieder gut zu machen. Seine Bemühungen vermochten jedoch so wenig, wie das Aufbieten aller Kunst der Aerzte. Walkenried starb, nachdem er einige Tage in Fieberhitze zugebracht hatte. Sein Zustand machte es unmöglich, seinem Freunde zusammenhängende Aufträge zu geben, indeß errieth dieser aus den abgebrochenen Worten in den Fieberparoxismen doch so viel, daß Walkenried wünschte,

daß die Dose, sein Ring, die Uhren und das übrigbleibende Geld durch den Banquier seinem Vater zurückgeschickt werden möchte. Durch seinen Kammerdiener konnte es nicht geschehen, denn er hatte den aus Deutschland mitgebrachten verabschiedet, und in Paris einen angenommen, den man zu wenig kannte, um von ihm überzeugt zu sein, ob er auch die ihm anvertrauten Schätze richtig an die Behörde überliefern würde.

In keinem Hause bewirthet man gern fremde Leichen, darum ließ Michel von dem Districtsarzte untersuchen, ob der Graf wirklich tod sei. Da dieser es versicherte, und den zur Beerdigung nöthigen Schein ausstellte, beschleunigte man die Beerdigung möglichst, so daß der Graf etwas länger, als vier und zwanzig Stunden nach seinem Hinscheiden bereits zur Erde bestattet war.

Vigny war ein muthwilliger junger Mensch, wie manche sonst angenehme Gesellschafter, und selbst der Tod seines Freundes und der Gedanke, daß er sich ihn zum Vorwurfe zu machen habe, vermochte seinen Muthwillen nicht zu bezähmen. Er beschloß daher, die Aufträge seines Freundes zwar zu besorgen, doch auf eine Weise, die ihm zugleich Gelegenheit gäbe, dem Banquier, welchem er nicht gewogen war, einen Poßen zu spielen. Sein Leichtsinn ließ ihn nicht vermuthen, daß der erschrockene Banquier Besonnenheit genug behalten würde, im Hotel sich zu erkundigen, und wenn er auch daran gedacht hätte, würde es ihm doch nicht eingefallen sein, daß sie sich eben im Zimmer des Verstorbenen begegnen könnten, und die Gegenwart des Hausbesitzers den gespielten muthwilligen Betrug aufdecken werde. Ohne weitere Fingerzeige

ermessen unsere Leser von selbst, wie leicht der Banquier zu dem Glauben, daß der Geist des Verstorbenen ihm wirklich erschienen sei, hätte veranlaßt werden können, wäre er nicht durch jene zusammentreffenden Zufälle vom Gegentheile überzeugt worden.

30.

Ein schnaubendes Etwas frißt einem Reisenden die Federn aus dem Kopfkißen.

Ein preußischer Officier, welcher in die Ukräne reiste, Remontepferde zu holen, übernachtete unterwegs einmal bei einem Freunde, dem Amtsrath Köhler, welcher ihn sehr herzlich aufnahm, sich aber gleich bei seinem Eintritte entschuldigte, daß er ihm, weil er bereits das ganze Haus voll Gäste habe, keine andere Schlafstelle anbieten könne, als in einem veralteten Saale im Hintergebäude. Durch seine Reisen schon an noch schlechtere Herbergen gewöhnt, war der Officier mit dieser um so mehr zufrieden, da er darauf rechnen konnte, ausser dem Schlafzimmer, alles Andere sehr gut zu finden.

Man setzte sich zu Tische, und die fröhliche Laune einiger der Gäste, so wie der gute Wein des Amtsraths verlängerte die Mahlzeit. Von mancherlei Gegenständen wendete sich die Unterhaltung auch auf Gespenstergeschichten, und einer suchte immer gräßlicher

als der andere zu erzählen, bis endlich der Amtsrath die Gesellschaft ersuchte, diese Art der Unterhaltung aus Schonung gegen den Officier abzubrechen, denn seine Phantasie dürfe nicht mit solchen Bildern angefüllt werden, weil er allein in dem alten Hintersaale schliefe. — In dem Spuksaale? fragte einer der Gäste erstaunt, begann aber sogleich von etwas anderm zu sprechen, als der Amtsrath ihm zu winken schien.

Wenn auch mein Schlafgemach wirklich der Spuksaal heißt, unterbrach ihn der Officier, so soll mich das doch nicht hindern recht ruhig in demselben zu schlafen, denn mit alten Soldaten pflegen sich Gespenster eben nicht sehr gemein zu machen.

Man unterhielt sich noch eine Weile von andern Dingen, und nachdem man spät von der Mahlzeit aufgestanden war, ließ sich der Officier in sein Schlafgemach führen. Er trat in einen Saal von ungeheurer Größe und Höhe, in dessen Wänden sich ein Menge zerfallener Nischen befand, und an welchem man es bemerkte, daß er schon seit langer Zeit keinem Menschen zum Aufenthalt gedient haben mochte, weil sein weiter Raum nichts enthielt, als eine Menge alter Familienbilder und in einem Winkel ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl, die wahrscheinlich erst heut zum Bedarf des Officiers dahin geschafft worden waren. Der Officier sah sich ein wenig in seinem weiten Schlafgemach um, und erblickte eine offene Seitenthür, welche er zumachen wollte; es befand sich aber keine Thür in der Oeffnung, die zu einem Nebengemache führte, noch verfallener, als der Saal, im Hintergrunde mit einer von der Zeit zerstörten Treppe, welche in einen Keller hinab gieng. Bei dem Anblicke dieses offenen Kellers fiel dem Officer unwillkührlich die kaum

halb ausgesprochene Benennung Spukfaal wieder bei, und hieran schloß sich plötzlich der Gedanke, der Keller möge wohl ein Burgverließ gewesen sein. Es fiel ihm ferner bei, wie viele Unglückliche vielleicht darin geschmachtet haben möchten, und wer könnte es ihm verdenken, daß ihm dabei ein wenig zu grausen begann.

Er gieng jetzt wieder nach dem Bette zu, und wollte im Vorbeigehen die Thür, durch welche er eingetreten war, und die ein ihn begleitender Bediente offen gelassen hatte, verschliessen. Auch dieß war ein vergeblicher Versuch; die Thür hatte weder Schloß noch Riegel, und den Officier überfiel wirklich eine Anwandlung von Furcht. Sich selbst Muth zu machen, erinnerte er sich, daß er von Dieben nichts zu besorgen habe, da er Börse, Uhr und Kleider im Zimmer des Amtsrathes zurück gelassen hatte, und im Schlafrocke in den Saal gegangen war. Dennoch verließ die Furcht ihn nicht gänzlich, und schon kam er auf den Einfall, in das Zimmer seines Freundes zurückzukehren, um die Nacht auf einem Stuhle hinzubringen, als es ihm beifiel, daß dieses nach seiner Aeusserung, Gespenster liessen sich nicht mit Soldaten ein, seinen Muth verdächtig machen würde. Er faßte also einen männlichen Entschluß, setzte den Stuhl vor die Thür, damit sie wenigstens kein Spiel des Windes werden möchte, legte sich nieder, und schlief ermüdet, ruhig ein.

Heftige Stöße an die Saalthür erweckten ihn nach einiger Zeit wieder. Erschrocken fuhr er auf, und bemerkte zu seinem Verdruße, daß das Licht verloschen war. Ein neuer heftiger Stoß sprengte die Thür auf, und von Tritten, wie wenn jemand auf Stelzen

geht, hallte der weite Saal wieder. Neben diesen war zuweilen ein gewaltiges Schnauben zu vernehmen. Beides näherte sich dem Kopfbande des Bettes immer mehr, und ein mehrmals wiederholtes Werda! wurde so wenig beantwortet, als die öftern Drohungen einigen Erfolg hatten. Der tobende Unhold ließ sich dadurch nicht im geringsten stören, im Gegentheile wurde er immer dreister, zupfte etlichemal stark an dem Kopfkissen und schien, nachdem Gehöre zu urtheilen, die Federn zu freßen. Ergriffen von dem Gedanken, daß die Reihe auch an ihn kommen könne, sprang der Officier aus dem Bette; allein auch jetzt ermannte er sich wieder, wünschte seinen Degen mitgenommen zu haben, und bückte sich nach dem Stiefelknechte unter dem Bette, dem Einzigen, was ihm zur Wehr zur Hand war. Indem er sich bückte bekam er von hinten einen so heftigen Stoß, daß er zu Boden fiel. Er sprang wieder auf, schlug mit dem Stiefelknechte um sich, und griff zugleich mit der andern Hand. Glücklicherweise faßte er, indeß er mit dem Stiefelknechte etwas traf, ein Horn, welches ihm schon einigen Aufschluß über die Natur des Gespenstes gab. Noch deutlicher veroffenbarte ihm sich diese, als der Schmerz von einigen folgenden Schlägen Töne hervorbrachte, die ihn nicht länger zweifeln liessen, daß der Stelzfuß nicht mehr und nicht weniger als ein Ziegenbock sei. Jetzt verschwand alle Furcht, und Reitz zum Lachen, nebst einem Gefühle von Schaam vor sich selbst traten an ihre Stelle. Er schob den Ruhestörer zur Thür hinaus, verrammelte diese sorgfältiger, befestigte sie mit einem Strumpfbande und schlief dann ruhig bis an den Morgen, wo ihm alles noch Dunkelgebliebene deutlich wurde. Unter dem Kopfkissen fand er ein klei-

nes Säckchen mit Hafer, wovon der Ziegenbock gefressen hatte, während es den Officier dünkte, er verschlinge die Federn.

Der Amtsrath hatte sich zur Belustigung seiner Gäste den ziemlich kindischen Spaß gemacht, die oft gerühmte Furchtlosigkeit vor Gespenstern bei seinem Freunde auf die Probe zu stellen. Sparsam ausgestreuter Hafer führte den Ziegenbock, welcher so zahm war, daß er im Hause überall herum lief, bis zum Bette des Officiers.

31.

Der Tod auf der Redoute.

Der Graf von S*. Kammerherr an einem herzoglichen Hofe und erster Günstling des Herzogs, verlor nach einer kurzen Ehe eine zärtlich geliebte Gattin, und war über diesen Verlust untröstlich. Er floh die Gesellschaften und alle Freuden des Lebens, und überließ sich gänzlich dem Gram, welcher an der Blüthe seines Lebens nagte. Vergeblich bemühte man sich, ihn aufzuheitern, und selbst der Fürst machte ohne Erfolg etliche Versuche. Der Graf, welcher sich sonst allen Genüßen hingegeben hatte, war jetzt nirgends zu sehen, als wenn sein Dienst ihn an den Hof rief, aber auch dann war er still und traurig, und die sonst heitere Stirn umwölkte düsterer Kummer. Zur Kar-

nevalszeit fragte ihn einst der Herzog, wie viele Bälle er besucht habe? und der Graf, welcher sonst auf keinem fehlte, gestund, daß er nicht an einem Theil genommen habe, weil seine Stimmung nicht dahin tauge.

Ihr Schmerz ist ehrenwerth, erwiederte der Herzog, mag auch in einer Hinsicht gerecht sein, ungerecht ist aber in mehreren, denn ich, mein Land und ihre Familie, wir alle haben ebenfalls gerechte Forderungen an Sie, welche Ihr endloser Schmerz unerfüllt läßt. Dieß ist kein Vorwurf, Graf, sondern blos die Stimme des rathenden Freundes. Suchen Sie Zerstreuung! Diese und die Zeit mildern ja jegliches Leiden. Uebermorgen gebe ich einen Ball, auf welchem ich Sie erwarte, und heiterer zu sehen hoffe wie heute.

Der Graf erschien, so unangenehm es ihm auch war. Er befand sich mehrentheils in der Gesellschaft des Herzogs, äusserte aber durch sein Benehmen bemerklich, wie wenig es ihm in diesem lauten Getümmel behagte. In einem Kreise, der den Herzog umgab, stand er einmal etliche Minuten still, und zufällig traf sein Blick auf eine Maske, welche sich gegenüber an einen Pfeiler gelehnt hatte, und den Grafen unverwandt anblickte. Hierdurch zog sie des Grafen Blick auf sich und sie blieben fester haften, da der Graf an der Maske eine täuschende Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Gattin entdeckte. Von dem ganz verlarvten Gesichte konnte er freilich nichts sehen, deutlich stellte ihm aber ein leichter Domino die übrige Gestalt dar, in welcher er der Aehnlichkeiten immer mehrere fand. Der Herzog bemerkte, daß der Graf in sich selbst

verloren, unbeweglich stand, und fragte ihn was seine Aufmerksamkeit fessle?

Eine Maske, welche mich sehr interessirt, erwiederte der Graf, so daß ich wohl zu wissen wünschte, wer sie wäre.

Dieß zu erforschen, müssen Sie sie anreden, entgegnete der Herzog, erfreut, daß sein Günstling zum erstenmale wieder von etwas angezogen wurde.

Der Graf schickte sich an, dem Rathe des Herzogs zu folgen, die Maske schien dieß aber verhindern zu wollen. So wie er sich ihr näherte, verließ sie eilig ihren Platz, und suchte sich in dem dichtesten Gewühle zu verlieren. Je mehr sie sich entfernte, um so eifriger suchte der Graf sie auf. Da alles dem Günstlinge des Fürsten Platz machte, konnte sie ihm nicht lange ausweichen. Mit einer gewöhnlichen Redoutenfrage redete er sie an und ihre Antwort setzte ihn um so mehr in Erstaunen, weil er in der Stimme die Töne seiner unvergeßlichen Gattin zu vernehmen glaubte. Dabei hatte sie etwas Feirliches und Trauriges, was auf seine Phantasie grossen Eindruck machte. Nach einigen kurzen Fragen und Antworten bot er ihr seinen Arm an, den Saal entlang zu wandeln. Ein geheimer Schauer ergriff ihn, als sie ihn nur ganz leise berührte.

Aber warum, fragte er, berühren Sie mich so schüchtern? Sehen Sie es vielleicht ungern, wenn ich Sie führe?

„Gern, sehr gern! Im ganzen Saale, Graf, sind Sie der Einzige, zu dem ich dieß sagen kann.“

Giengen Sie schon jemals, schon irgendwo mit mir?

„Oft! hier und anderswo, mit und ohne Maske!“

Sie kennen mich also genau?

„Genau? Ich schmeichelte mir einst damit, jetzt hoffe ich es noch mehr, als einst."

Und ich auch Sie?

„Ja wohl, ja wohl!"

Sonderbar! und Ihren Namen — darf ich ihn wissen?

„Sie dürfen wohl, doch nützen kann er Ihnen jetzt nichts; eher schaden!"

Schaden? Ihr Name mir schaden? Unbegreiflich! Unmöglich!

„Aber doch wahr! Sie sind hier, um sich zu zerstreuen. Ein einziges Wort von mir dürfte Ihre Gedanken gewaltig sammeln."

So ungefähr fieng ein Gespräch sich an, das mit jeder Secunde für den armen Grafen wichtiger und dunkler zugleich ward, das mit Bangigkeit ihn erfüllte, und wovon er doch nicht vermochte, sich loszureissen. Er lenkte das Gespräch auf verschiedene längst verflossene Begebenheiten seines Lebens; die Maske kannte sie alle; selbst manchen kleinen, ihm schon entfallenen Zug rief sie in sein Gedächtniß zurück. Da war kein Wort, das ihn aufzog, oder neckte, und doch auch keins, das nicht traf. Er kam mit heimlichem Zittern auf das Glück seiner Ehe; die Maske schwieg, oder sprach einsylbiger. Dumpf, unterdrückter schien ihre Stimme zu werden. Als der Graf in sie drang, ihm zu sagen was sie auch davon wisse, brach sie in die Worte aus: „Sie fühlen allerdings, was Sie verloren haben; doch da man hier Sie findet, scheinen Sie bereits nach Trost und nach Vergessenheit sich umzusehen."

Es war ihm, als ob sie bei dieser Rede sich losreissen wollte. Doch erhielt und beschwor er sie noch

stärker, ihm zu sagen: wer sie sei? und woher sie komme? Eine Bewegung mit der rechten Hand nach oben zu, antwortete auf diese Frage, und schien zu sagen: von dorther!

Nun konnte der Graf den Ausbruch seiner Empfindungen nicht mehr zurückhalten. Indem er, um nicht aller Augen zum Schauspiele sich darzustellen, sie bewog, in einem Winkel des Saals sich mit ihm niederzusetzen; indem er aufbot, was er nur an Beredsamkeit und Versprechungen aufzubieten vermochte, drang er unabläßig in sie, entweder ihren Namen ihm zu sagen, oder — was er noch sehnlicher wünsche — sich zu entlarven. Lange widerstand sie noch jetzt, oder schwieg vielmehr. Endlich als er sie, wenn sie jemals geliebt habe, beim Gegenstände ihrer Liebe beschwur, seine Bitte nicht länger zu verweigern, sprach sie gleichsam halb unwillig:

„Wohlan, ich will mich entlarven, aber nicht hier; wissen Sie ein einsames Nebenzimmer, und bestehen Sie durchaus auf Ihrem Eigensinn, so führen Sie mich hin!" Er stand auf.

„Aber ich fürchte, Graf, oder vielmehr, ich weiß gewiß, es wird Sie gereuen!"

Er beharrte darauf; Sie giengen. Dem Günstlinge des Fürsten war bald ein Nebenzimmer geöffnet. Als sie hinein traten, untersuchten die forschenden Blicke der Maske überall, ob sie auch ganz gewiß allein wären. Ueberzeugt davon, fragte sie ihren Begleiter noch einmal; ob er noch wünsche, ihr wahres Gesicht zu erblicken.

„Ja, ja! ich beschwöre Sie darum!"

Sie nahm die Larve weg, und der Graf sank, wie vom Blitze getroffen, zu Boden; denn er sah — einen Todenkopf.

Der Herzog hatte seinen Kammerherrn nicht gesehen, seit er mit der Maske den Saal hingegangen war. Seine Entfernung fiel ihm auf, und weil er ihn in geraumer Zeit immer noch nicht wieder sah, erkundigte er sich endlich überall, ob niemand ihn bemerkt habe. Mehrere zeigten ihm das Zimmer, in das er sich mit der Maske verloren hatte. Nicht ungern hätte es der Herzog gesehen, wenn dieses Verlieren dieselbe Ursache gehabt hätte, wie es auf Maskenbällen wohl zuweilen begegnet, allein die Unterhaltung, welche der Herzog mit Menschenkenntniß beobachtet hatte, ließ einen solchen Ausgang nicht vermuthen, zudem hatte sich der Graf so ganz keine Mühe gegeben, unbemerkt zu entschlüpfen, und sein Wegbleiben dauerte auch allzulange. Dieß alles bewog den Herzog, an der Thür des bezeichneten Zimmers zu klinken; sie sprang auf, und der Graf lag ohnmächtig am Boden. Eilig mußten Aerzte und Wundärzte herbei kommen, deren gemeinschaftliche Bemühungen den Grafen auch bald wieder ins Leben zurück brachten. Der Herzog fragte seinen Günstling, was ihm begegnet sei, und sobald er sein schreckliches Abenteuer mit abgebrochenen Worten erzählt hatte, wurde überall nach der Maske geforscht. Niemand hatte sie, seit ihrem Weggehen mit dem Grafen, wieder gesehen. Man fragte bei allen Kutschern nach ihr, aber keiner hatte sie weggefahren. Der Herzog versprach demjenigen, welcher einige Nachricht von ihr geben könnte, eine Belohnung, und endlich meldeten sich zwei Sänftenträger, welche Folgendes erzählten.

Eine Maske, welche eine Seitentreppe herab kam, verlangte weggetragen zu werden; sagte uns das Thor, zu welchen wir sie hinaus tragen sollten, und wollte uns dann weiter bezeichnen, wo sie aussteigen würde. Nicht fern vom Gottesacker ließ sie halten, stieg aus und gab uns hier diesen schimmlichen Ducaten. Neugierig wer die geheimnißvolle Maske sei, warteten wir eine Weile. Wir glaubten, sie würde in eins der Gartenhäuser gehen, aber plötzlich öffnete sie die Pforte des Gottesackers, und verschwand in einer Gruft rechter Hand.

Auf dieser Seite lag das Erbbegräbniß des Grafen, und der größere Haufe sah hierin einen Beweis mehr, daß die geheimnißvolle Maske niemand anders als die verstorbene Gräfin gewesen sei. Klügere, welche darüber spotteten, daß ein Geist zu seinem Wegkommen Sänftenträger bedürfen solle, hielten das ganze Ereigniß für ein Betrug, und manche, welche allenfalls an Geistererscheinungen zu glauben geneigt waren, bezweifelten doch, daß dieses eine solche Erscheinung gewesen sei, weil sie als Strafbesuch sehr ungerecht, als freundschaftlicher sehr zweckwidrig wäre. Zum Unglücke des Grafen beurtheilte er die Erscheinung auf keine der letztern Weisen, sondern glaubte wirklich, daß seine verstorbene Gattin ihm erschienen sei, um ihn lebhafter zu erinnern, ihrer nie zu vergessen. So leicht auch die Kenntniß ihres gutmüthigen Characters ihn hätte überzeugen können, daß wenn sie ihm auch erschienen wäre, sie ihn wenigstens nicht so lieblos erschreckt haben würde, kam er gleichwohl nicht von jenem Wahne zurück, hieng ihm vielmehr so unabläßig nach, daß er sich dadurch eine Krankheit zuzog, welche ihn nach zwei Jahren in die Gruft beförderte, aus welcher seine Gemahlin hervorgegangen sein sollte.

Vergeblich hatte der Herzog eine Belohnung auf die Entdeckung jenes Vorfalls auf der Redoute gesetzt. Nicht das geringste veroffenbarte sich, und viele Leute in der Residenz starben in der Meinung, daß die furchtbare Maske die Gräfin S. gewesen sei. Erst fünf und zwanzig Jahr nach des Grafen Tode erfuhr man, wer so boshaft gewesen war, die Rolle seiner Gemahlin zu spielen. Ein alterndes Hoffräulein entdeckte ihrem Beichtvater, von ihrem aufwachenden Gewissen bewogen, auf ihrem Sterbebette Folgendes, und der Beichtvater, so treulich er auch sonst Geheimnisse der Sterbenden bewahrte, glaubte hier eine Ausnahme machen zu müssen, um Wahrheit an die Stelle des Aberglaubens treten zu lassen, welchen er schon längst mit Unwillen in der Stadt so allgemein wahrgenommen hatte.

Graf S. beichtete die Baronesse U*. sei in ihrer Jugend der Gegenstand ihrer ersten und gewissermassen einzigen Liebe gewesen. Von ihr selbst aufgemuntert, habe er eine Zeitlang ihren Anbeter gemacht, und ihre Gunst im ausgedehntesten Sinne des Worts besessen. Sehr ernstlich sei es dabei auf ihrer, wahrscheinlich nie so auf seiner Seite, gemeint gewesen; denn nach einigen Monaten habe er sich in bester Ordnung zurückgezogen, und bald darauf öffentlich um die Hand seiner nachherigen Gemahlin geworben. Die Baronesse, durch diesen Wankelmuth unaussprechlich gekränkt, habe zwar noch einige Versuche gemacht, den Geliebten zurück zu rufen; als sie aber alle fruchtlos geblieben, habe sie heimlich sich selbst den Schwur der bittersten Rache geschworen, und um desto sicherer zum Ziele zu gelangen, in ihrem Aeussern eine so heitere Gleichgültigkeit angenommen, daß alle ihre bekannten, und auch der Graf selbst, dadurch sich täuschen lassen. Ein neuer

Liebhaber, blos deshalb von ihr mit vieler Offenheit angenommen und begünstigt, habe diesen Glauben wohl befestigt. Endlich sei es ihr selbst gelungen, sich das Zutrauen und die Freundschaft der neuvermählten Gräfin S. zu erwerben. So sei sie stets auch mit seinen geheimsten Umständen in Verbindung geblieben; habe immer nach einer Gelegenheit zur Rache sich umgesehen, und doch nie eine gefunden, die ihr genügen können.

Der Tod der jungen Gräfin, der ihr äusserst gelegen gekommen, habe sie einige Tage mit neuer Hoffnung erfüllt, doch des Grafen Betrübniß hätte sie kaum eines Blicks gewürdigt: und eben diese Betrübniß, in Verbindung mit jener Redoute, hätten sie nun auf den Einfall, ihn noch tiefer zu kränken gebracht. Ihre Taille, nur um ein weniges stärker, als der Verstorbenen Wuchs, sei durch eine Schnürbrust verändert, alles übrige jenem Urbilde nachgekünstelt worden. Seine Einbildung, und die Maske selbst, hätten manches Abgängige vollendet. Da sie zeitig in ganz anderer Kleidung auf dem Balle erschienen sei, absichtlich mit mehreren Personen gesprochen, absichtlich dicht beim Fürsten, ein paar mal die Larve abgenommen hätte, so sei der Graf, als sie in ihrer zweiten Verkleidung erschienen, mit keinem Gedanken auf sie gefallen. Der Todenkopf sei eine Larve unter der Larve gewesen. Daß der Schreck den Grafen verhindern werde, solchen genauer zu betrachten, habe sie im voraus gehofft. Selbst auf den schlimmsten Fall sei jede ihrer Reden einer zweifachen Deutung fähig gewesen. Jenes Zimmer, eine Tapetenthür und eine Hintertreppe habe sie längst gekannt. Eine Kammerfrau, ihre einzige Vertraute, ihre Erzieherin von der Wiege an, beleidigt durch den Grafen, der ihren Sohn bei einem Hof-

dienst anstellen sollen, und abgewiesen habe, sei ihr bei allem mit Rath und That an die Hand gegangen. Eben dieses habe immittelst auch die Thür des Kirchhofes, wohin sie sich tragen lassen, mit einem Dietrich geöffnet, habe dort ihrer, trotz der Nacht und des schauderhaften Ortes, mit der ersten Kleidung gewartet, und durch einen andern Ausweg sich geflüchtet. Schon wäre sie wieder auf den Ball zurückgekehrt gewesen, als man den halbtoden Grafen gefunden habe. Von nun an in Verdacht zu kommen, sei unmöglich gewesen.

32.

Ein Poltergeist, der sich nach einem Todesfalle im Hause hören ließ.

Dem Kaufmann Stollenberg zu Rathenau starb im Jahr 1780 seine Schwiegermutter, und bald darauf ließ sich zur Nachtzeit öfters ein so fürchterliches Poltern und Toben hören, daß alle Leute im Hause meinten, die gute Frau habe im Grabe keine Ruhe. Gewöhnlich kam der Poltergeist zuerst die Treppe herunter getappt, öffnete mit etlichen Schlägen die Küchethür, und rumorte dann in der Küche oder in einem Gemach neben derselben, worin sich viele hölzerne Wirthschaftsgefäße befanden. Bald schlug er gegen die Fäßer, bald machte er ein Geräusch auf dem Pflaster von Steinplatten, welches klang, als ob jemand, wie auf dem

Eise, darauf hinrutsche. Einige mal war schon Stollenberg von seinem Lager aufgesprungen, den ruhestörenden Polterer aufzusuchen und für seine Ungebühr zu züchtigen, doch hatte es ihm noch nie gelingen wollen, etwas zu entdecken.

Einmal wurde der Lärm so arg, daß er alle Leute im Hause aus dem Schlafe aufschreckte. Stollenberg forderte sie auf, sich ihm beizugesellen, um noch einmal im ganzen Hause nachzuforschen. Er selbst stellte sich, mit einem langen Stecken bewaffnet, an die Spitze. So gieng der Zug nach der Küchenthür, welche dießmal verschlossen war, da man sie doch sonst, wenn es polterte, immer offen gefunden hatte. In das Nebengemach zu gelangen, mußte man also erst die beiden Thüren der Küche öffnen. Stollenberg that dieses mit der, bei allen ähnlichen Untersuchungen, nöthigen Vorsicht, hielt zuvörderst seinen Stock schlagfertig durch die nur ein wenig geöffnete Thür in das Gemach, wo es rumorte, und streckte dann, sich darin umzusehen, den Kopf ein wenig hervor. Er erblickte seinen Hauskater, welcher auf den Hinterpfoten saß und in den vordern eine Mausefalle von Drath hielt, worin ein gefangenes Mäuschen seine ganze Katzenlüsternheit erregte. Stollenberg trat vollends hinein, hielt sich aber ganz still, die Katze nicht zu stören. Weil sie bei Tage auf einem vertrauten Fuße mit ihrem Herrn lebte, erschrack sie auch jetzt nicht über seine Gegenwart, und setzte das Spiel fort, durch dessen Anfang sie die Leute im Hause aufgeschreckt hatte.

Das Drathgeflecht der Mausefalle war zu enge, als daß der Kater mit seinen Krallen hätte hineingreifen können, und das Mäuschen wußte sich immer so geschickt zu wenden, daß er es auf keiner Seite zu er-

wischen vermochte. Der Kater machte daher Versuche, ob nicht der Käfig, der einen Leckerbissen für ihn verschloß, auf irgend eine Weise zu öffnen wäre. Bald schleuderte er die Mäusefalle gegen eins der Gefäße, bald stellte er sie auf den Steinboden und bewirkte durch einen kräftigen Schlag, daß sie darauf hinrutschte. Der Herr fand das Spiel seines Katers viel zu sinnreich, um ihn dafür zu züchtigen, daß er ihn und alle Leute unvorsetzlich aus dem Schlafe gestört hatte, vielmehr kam er ihm zu Hülfe und überließ ihm die Gefangene zur Beute.

Großentheils war also die Spukerei entdeckt, bis auf das Tappen die Treppe herunter und das Aufschlagen der Küchenthür. Auch davon maß Stollenberg seinem Kater die Schuld bei, und wunderte sich nicht, ihn heut in dem verschlossenen Gemache zu finden, weil er ein Fenster desselben offen sah. Hinter alles zu kommen, beschloß er einige folgende Nächte aufmerksam zu sein, und so sah er denn in einer der nächsten den Kater die hölzerne Treppe herunter kommen, auf welcher seine Fußtritte in der Stille der Nacht stärker wiederhallten. Die Küchenthür und alle Fenster waren zugemacht, die Thür jedoch nicht verschlossen. Der Kater sprang auf einen daneben stehenden Stuhl, machte von diesem einen Sprung nach dem Schlosse, und hieng sich mit einer Pfote daran, indeß er mit der andern so lange auf die Klinke schlug, bis die Thür sich öffnete.

33.

Wie ein Verstorbener umgieng.

In einem Dorfe im Magdeburgischen starb der Einwohner Neps, der in seinem Leben nicht viel getaugt und viellerlei böse Streiche gemacht hatte. Vorzüglich war er sehr im Verdacht, einen falschen Eid geschworen zu haben, und weil er im Leben sehr unruhig gewesen war, kam man bald auf die Meinung, er werde auch im Grabe keine Ruhe haben. Je öfter man davon sprach, um so glaubwürdiger fand man auch diesen Wahn, und bald wollten verschiedene Leute den Geist des wahrscheinlich zur Hölle gefahrenen in der Nähe seiner Grabstätte gesehen haben.

Ein Student aus Halle kam einst auf einer Reise durch dieses Dorf, um in der Schenke zu übernachten. Sein Pfeifchen rauchend, hörte er den Bauern zu, welche, wie fast alle Abende, von dem spukenden Neps sprachen. Der Student hielt ihnen eine Vorlesung über die Thorheit der Gespensterfurcht, brach aber ab, so bald er bemerkte, daß er in den Wind redete. Erschrocken kam jetzt ein Bauer in die Schenke gelaufen, mit der Nachricht, Neps stehe im Todeshemde leibhaftig an der Kirchhofsmauer. Nun hoffte der Student die Bauern überzeugen zu können, daß der Eingetretene durch etwas anders als den Verstorbenen erschreckt worden sei. Er forderte sie demnach auf, daß die

Beherztesten ihn nach der Kirchhofsmauer begleiten möchten, zu untersuchen was sich dort befinde, aber nicht einer von den Bauern war dahin zu vermögen. Nicht Furcht hielt den Studenten zurück allein zu gehen, sondern blos die Besorgniß, daß die Bauern seinem Berichte nicht glauben möchten, wenn er nicht durch Augenzeugen aus ihrer Mitte bestätigt würde. Endlich kam der Schmidt des Dorfes in die Schenke, ein starker kraftvoller Mann, den der Student für seinen Zweck zu gewinnen suchte. „Ihm, Herr Schmidt, sagte er zu ihm, sehe ich es an, daß ihm das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, und daß er gewiß mit mir gehen wird, um diese guten Leute hier zu überzeugen, das vorgebliche Gespenst an der Kirchhofsmauer sei entweder ein Spiel der Einbildungskraft oder etwas ganz Natürliches.

Der Schmidt war ein alter Soldat, welcher den ganzen siebenjährigen Krieg mit gemacht hatte; sein Ehrgeiz wurde rege, und weil es ihm schimpflich vorkam, daß ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren mehr Muth haben solle wie er, versprach er den Studenten zu begleiten. Sein Beispiel machte auch noch etlichen anwesenden jungen Burschen Muth, demselben zu folgen. Mit mächtigen Stöcken bewaffnet, gieng der Zug nach dem Kirchhofe, an dessen Mauer man wirklich etwas Weisses gewahrte, doch keine Menschengestalt, denn es hatte weder Kopf noch Füsse. Der Student und der Schmidt giengen darauf zu; als jener ihm schon ziemlich nahe war, bekam er, ohne zu sehen woher, einen Schlag vor die Stirn, wovon er rücklings niederstürzte, doch weniger von der Heftigkeit des Schlages selbst, als aus Schrecken über das Unerwartete desselben. Die jüngern Begleiter, welche

weiser zurück standen, sahen kaum den Vordermann stürzen, als sie plötzlich linksum machten. Doch der Schmidt führte einen kräftigen Schlag nach dem Schreckbilde, von welchem es zu Boden fiel. Der Student hatte sich indessen auch wieder aufgerafft, und beide entdeckten nun zu ihrer Freude, daß das Schreckbild weiter nichts war, als ein Hemd, welches, die Schulmeisterin zum Trocknen auf eine Stange nahe bei der Kirchhofsmauer gehangen, und abzunehmen vergessen hatte. Vom kraftvollen Schlage des Schmidtes zerbrach die verwitterte, morsche Sange, und das Hemd fiel leicht begreiflich herunter.

Beide Gespensterforscher spürten nun der Ursache nach, woher der Student den Schlag bekommen hatte, und fanden auch diese sehr bald. Ein Rechen, welchen die Schulmeisterin zur Unterstützung ihrer Trockenleinen gebraucht haben mochte, lag mit aufwärts gerichteten Zinken am Boden. Da der Student unbemerkt auf diese Zinken trat, gieng es sehr natürlich zu, daß der dadurch aufgeschnellte Stiel des Rechens ihn vor die Stirn schlug. Mit dem Hemde und dem Rechen, als Siegeszeichen, giengen der Student und der Schmidt nach der Schenke zurück, wo nun die jungen Bursche und der alte Bauer, welcher die Gespenstererscheinung zuerst in der Schenke erzählt hatte, von den übrigen nicht wenig ausgelacht wurden, daß sie vor einem Weiberhemde ausgerissen waren.

34.

Einer hört schiessen, ohne zu erforschen, wo.

Der Schulmeister eines Dorfes bei Rathenau lag im Februar 1797, mit seiner Ehefrau im ersten tiefen Schlafe, aus welchem beide durch einen Schuß aufgeschreckt wurden. Sie sprangen auf, zündeten Licht an, suchten überall im Hause herum, fanden aber alles still und ruhig und nirgends einen Menschen, von welchem der Schuß hätte herrühren können. Sie stellten nun auch Nachforschungen ausser dem Hause an, doch eben so vergeblich, und von den Nachbarsleuten hätte niemand den Schuß gehört, auch war nirgends der geringste Pulvergeruch zu verspüren. Die nächste Nacht hörten sie wieder einen Schuß, und zur Bestätigung, daß sie nicht vielleicht blos die Erinnerung an die vorige Nacht getäuscht habe, versicherten die ältesten ihrer Kinder, den Schuß ebenfalls gehört zu haben. Zu entdecken war in und ausser dem Hause so wenig wie gestern, auch fand man nirgends eine Oeffnung, durch welche vielleicht, die Schlafenden zu erschrecken, jemand ein Schießgewehr hätte hindurch stecken können. Gleichwohl wußte sich der Schulmeister das Schiessen nicht anders zu erklären, weil die Nachbarn abermals nichts gehört hatten.

Zu erfahren, ob ihn jemand ausser dem Hause necke, streuete er die dritte Nacht, bevor er sich niederlegte, rings um das Haus Sand und Asche, um darin

die Fußstapen des Schiessenden zu entdecken. Heut erfolgte ein weit heftigerer Schuß, als in den Nächten vorher. Der Schulmeister eilte hinaus, und suchte bei dem hellen Scheine des Vollmondes nach Fußstapfen, fand aber nicht die kleinste Spur. Nun wurde ihm wirklich ein wenig bange, doch als ein vernünftiger Mann kam er bald zu der Ueberzeugung zurück, daß die scheinbaren Schüße unstreitig von einer sehr natürlichen Ursache herkommen müßten, ob es ihm schon noch nicht hatte gelingen wollen, sie aufzufinden. Seine Frau war weniger ruhig. Sie vermuthete Ahnungen, wo ihr vernünftigerer Mann nur Zufälle sah, die sich schon noch aufklären würden.

Dieß geschah sehr bald. Bei dem Abwaschen einer neuen Thür, welche vor die Schulstube gemacht worden war, entdeckte die Schulmeisterin drei Risse in derselben, in welchen ihr überlegender Mann sogleich die Veranlassung der scheinbaren Schüsse erkannte, und sich davon um so mehr überzeugte, da er bei näherer Untersuchung fand, daß ein Riß viel größer als die beiden andern war, so wie ein Knall viel lauter als die übrigen getönt hätte. Die Schulmeisterin zweifelte noch, ob diese Risse das Knallen verursacht hätten, weil sie, wie viele ihres Geschlechtes, zum Glauben an Ahnungen sich mehr hinneigte, als ihr Mann, doch verschwand auch bei ihr jeder Zweifel, weil sich einst, in dem sie mit ihrem Manne und ihren Kindern das Frühstück verzehrte, wieder ein Knall, der einem Schusse sehr ähnlich war, hören ließ, und ihr Mann sie, nebst den Kindern, an die Thür führte, und ihnen einen neuen Riß darin zeigte.

35.

Eine gräßliche Stimme schreit wehe über Berlin.

Eine gespenstische Erscheinung auf dem Schlosse zu Rathenau setzte 1766 nicht nur diese Stadt, sondern den größern Theil von Berlins Bewohnern in Schrecken. Vor einem Fenster des Schlosses zeigte sich eine Gestalt, in einer rothen Mütze, und von dem Schlosse herab erschallte gewöhnlich Abends um sechs Uhr, in dumpfen, furchtbaren Tönen das Geschrei: Wehe, wehe über Berlin! Eine Menge Menschen hatte bereits diesen Unglücksruf gehört, und täglich versammelte sich eine größere gegen sechs Uhr in der Nähe des Schlosses, um sich mit eigenen Ohren zu überzeugen, ob auch andere Leute nicht falsch gehört hätten. Das Gerücht von diesem furchtbaren Ereignisse verbreitete sich auch bald in Berlin, und fand daselbst um so mehr Glauben, weil mehrere recht glaubwürdige Ohrenzeugen aus Rathenau die Wahrheit desselben bestätigten.

Obschon Berlin sich zu dieser Zeit nichts weniger als im Belagerungsstand befand, vielmehr Friedrich II und seine, durch ihn begeisterten, tapfern Krieger auf den im siebenjährigen Kriege errungenen Lorbeeren ausruheten, besorgten doch viele Leichtgläubige, es werde Berlin ergehen wie Jerusalem, als einst ein

Mensch auf dessen Mauern herumwandelte, und wehe über die Stadt rief. Diesen sich immer weiter verbreitenden Glauben und die daraus entstehenden Besorgnisse zu entfernen, ergieng von Berlin nach Rathenau der Befehl, dem Zeterschreier genau nachzuforschen. Die Wache auf dem Schlosse hatte dieses schon vorher gethan, aber noch nichts entdeckt, und sorgfältigere Untersuchungen blieben jetzt auch noch einige Zeit ohne Erfolg. Zwar spähete man bald aus, daß der Schreckensruf nicht von der Gestalt mit der rothen Mütze im Schloßfenster kam, denn diese Gestalt war weiter nichts, als ein Gesichtsbetrug von einer Figur in dem blind gewordenen Fenster und dem dahinter befindlichen rothen Vorhange entstehend. Zog man letztern hinweg, so verschwand die rothe Mütze, zusammt der Gestalt.

Diese Entdeckung leitete indeß zu keiner nähern Spur, und der unglückselige Schreier ließ sich noch öfters nach sechs Uhr vernehmen. Im ganzen Schlosse und rings um dasselbe hatte man schon nachgeforscht, nur auf dem Altane nicht, wo man es nicht nöthig glaubte, weil eben an der Ausbesserung desselben gearbeitet wurde, und man vermuthete, die dort befindlichen Leute würden es bemerken, wenn der Ruf von da her käme. Einem Officier fiel es endlich bei, daß vielleicht eben einer dieser Arbeiter der Weheschreier selbst sein könne. Er schlich sich deshalb um die Stunde des Rufes unbemerkt in die Nähe des Altans, und trat, so bald der Ruf ertönte, hervor. Unbemerkt gelangte er so bis dicht neben den Schreier, welcher ihm den Hintern zukehrte, auf den ihm der Officier einen tüchtigen Hieb mit dem Stocke versetzte, um sich noch vollkommener zu überzeugen, daß er ein ganz gewöhnlicher Mensch sei.

Es war ein Lehrjunge der Maurer, welche auf dem Altane arbeiten. Der Ruhe ein wenig zu pflegen, hatte er sich einst niedergelegt, und neben sich eine blecherne Röhre, zur Abführung des Regenwassers, entdeckt. Zur Kurzweil sprach er etliche Worte hinein, die, durch eine Art von Sprachrohr fortgetragen, weit erschallten, und die vorübergehenden Leute veranlaßten, stehen zu bleiben. Dieß machte dem Jungen Unterhaltung, die er zu angenehm fand, um sie nicht fortzusetzen. Kinder und alberne Leute finden mehrentheils Vergnügen darin, Andere zu erschrecken; ein Erfahrungssatz, welchen auch dieser Junge bestätigte. Darum wählte er jenen Schreckensruf, wofür er, als man ihn entdeckte und sich seiner bemächtigte, eine nachdrückliche öffentliche Züchtigung erhielt, welche ihn auf immer von dem Muthwillen heilte, andere Leute erschrecken zu wollen.

36.

Der Teufel will einen preußischen Grenadier verjagen.

Der preußische General de la Motte Fouqué commandirte 1742 im ersten schlesischen Kriege ein Grenadierbataillon. Von dem Marschall Schwerin erhielt er Befehl, die Stadt Kromerzig in Mähren zu besetzen. Der Oberste fand nach der Besitznahme für nöthig, auf einer Mauer, nahe bei der Wohnung eines catholischen Geistlichen, einen Posten auszustellen. Von einigen Bewohnern der Stadt erfuhren die Grenadiere bald, daß es bei dieser Mauer nicht richtig sei, und der Teufel in leibhaftiger Gestalt daselbst umgehe. Sie lachten über das Mährchen, und derjenige, welchen die Wache in der Geisterstunde traf, gieng deshalb nicht weniger furchtlos auf seinen Posten. Auch übermannte ihn die Furcht nicht, als in der Mitternachtsstunde eine Gestalt auf ihn los kam, genau so, wie man noch in alten Bilderbibeln den Teufel konterfeit sieht. Schwarz trat er daher, mit grossen Hörnern und einem langen Schwanze versehen, in den Klauen eine dreizakige Gabel, wie man sie an vielen Teufelsbildern erblickt, ohne den Gebrauch derselben genau zu kennen.

Der Grenadier, so barsch und verwegen er war, hatte ein menschliches Herz, und daher Mitleiden mit

dem armen Teufel. Er schoß deshalb nicht nach ihm, da er sein widerholtes Werda nicht beantwortete, so vollkommen er auch hierzu befugt gewesen wäre. Unter der Teufelslarve nichts weiter als einen gewöhnlichen Menschen vermuthend, verließ sich der Grenadier auf seine grossen körperlichen Kräfte, und im Falle der Noth auf seine Waffen. Er wünschte den Teufel lebendig zu fangen, und blieb ganz unbesorgt auf seinem Posten, obschon jener sich mit seiner Gabel kampffertig machte, und mit starken Schritten auf ihn los gieng. Als er ihm ganz nahe kam, hielt er ihm die Gabel vor den Leib, und drohete ihm mit dem augenblicklichen Tode, wenn er nicht von dannen weichen würde.

Der Grenadier sah seinen Vortheil ab, parirte die Gabel mit dem Bajonette aus, und umfaßte dann den Teufel mit beiden Armen so unsanft, daß er kläglich zu schreien begann und flehentlich bat, ihn loszulassen. Der Grenadier war unbeweglich, und hielt den Schreienden fest, bis er ihn etlichen herbeigerufenen Kameraden übergeben konnte, um ihn auf die nächste Wache abzuführen. Für Manche zum Schrecken, für die Meisten zur Belustigung wurde der Gefangene in seiner Teufelsmaske auf die Hauptwache, und dann vor ein militärisches Gericht gebracht. Zitternd und um Schonung bittend gestand er hier, daß er der Priester sei, bei dessen Wohnung die angegriffene Schildwache stehe. Das Werda derselben habe ihn im Schlafe gestört, bei Tage in seinen geistlichen Beschäftigungen; darum sei er auf den Einfall gerathen, zu versuchen, ob er sie verjagen könne.

Das Kriegsgericht lachte über die Einfalt des Pfaffen, und schon war man geneigt, ihn milder zu

behandeln, als er verdiente, da ließ sich eine Deputation der gesammten Geistlichkeit bei dem Obersten melden. Der Unfall ihres unwürdigen Mitbruders war bereits zu ihren Ohren gekommen, und ob sie schon wenig Mitleiden mit ihm hatten, wünschten sie doch, ihrem Stande die Schmach zu ersparen, daß ein Mitglied desselben vielleicht durch preußische Soldaten öffentlich ausgepeitscht würde. Die Abgeordneten erboten sich daher zu einer ansehnlichen Geldstrafe, versprachen auch den Gefangenen nicht ungestraft zu lassen. Der Oberste benutzte den ganzen Vorfall zum Vortheile seiner Grenadiere, und begnügte sich, von der reichen Geistlichkeit mit einer so mäßigen Strafe, wiewohl wenig an seiner Stelle gethan haben möchten.

Die preußischen Soldaten trugen zu jener Zeit noch weisse Gamaschen, welche im Felde sehr unbequem waren. Der Oberste wollte also seinen Grenadieren schwarze machen lassen, und ließ den Betrag der Kosten berechnen. Man schätzte sie auf die runde Summe von hundert Ducaten, welche die Geistlichen um so williger bezahlten, da sie sich schon auf eine weit grössere Summe gefaßt gemacht hatten. Der Darsteller des Teufels wurde aus dem Militärgefängnisse in geistliche Gewahrsame gebracht, und in Kurzem nach einem Kloster von einer strengen Regel abgeführt, um daselbst für seine Unbesonnenheit zu büssen.

37.

Wie ein Naturforscher die Ursache eines gespenstischen Schreiens entdeckte.

Naturforscher und Physiker werden selten von Gespenstern erschreckt, weil sie an genaue Beobachtungen gewöhnt, und mit den geheimern Kräften der Natur näher bekannt sind. Dem verstorbenen Prediger Götze zu Quedlinburg, welcher sich um die Naturgeschichte so verdient gemacht hat, wie um die Bildung des Volkes und Bekämpfung des Aberglaubens, begegnete einst ein Zufall, der manchem Andern an seiner Stelle mit Gespensterfurcht erfüllt haben würde, und wir theilen ihn hier mit seinen eigenen Worten mit.

Einst war ich bis spät in die Nacht damit beschäftigt, bei der Lampe das kleine seltene Wasserthierchen, welches ich den Wasserbär genannt habe, unter dem Vergrösserungsglase anhaltend, und genau zu beobachten. Ich befand mich in einem Zimmer neben dem grossen Saale mit Naturalien, dessen Thür allein aufstand. Alle übrige Thüren meiner Wohnung waren gehörig verschlossen, und weder Hund noch Katze konnten mich in meinen einsamen Betrachtungen stören.

Als ich nun so da stand, und alle meine Sinne und Seelenkräfte auf den Wurm unter dem Vergrösserungsglase gerichtet hatte, ließ sich auf dem erwähn-

ten Saale eine dumpfe, heulende Stimme hören; es war fast, als ob ein Unerfahrner ein paarmal sacht in ein Horn bliese. Anfänglich achtete ich nicht darauf, sondern setzte meine Beobachtungen fort, und war eben im Begriffe, etwas niederzuschreiben, als sich die Stimme abermals hören ließ, die ich mit keiner bekannten Thierstimme vergleichen konnte. Ich zündete ein anderes Licht an, und suchte auf dem Saale nach, ob sich etwa dennoch eine Katze eingeschlichen hätte, mit deren Mauen, wenn sie eingesperrt ist, die Stimme wenigstens eine entfernte Aehnlichkeit hatte, allein ich fand nichts, und es herrschte nun wieder überall eine wahre Todenstille.

Ruhig trat ich wieder vor meinen Tisch, frischte das Tröpfchen auf dem Schieber mit etwas Wasser an, und freuete mich, meinen kleinen, bald vertrockneten Bär wieder aufleben zu sehen. In dem Augenblick unterbrach die räthselhafte Stimme meine Beschäftigung wiederum. Dießmal kam es mir vor, als säße das Ding dicht vor meiner Stubenthür.

Verdrießlich nahm ich das Licht, und suchte abermals nach, ohne etwas zu finden. Um nachher desto ruhiger und ungestörter in meinen Betrachtungen fortfahren zu können, blieb ich einige Zeit mit dem Lichte auf dem Saale, um es abzuwarten: sahe und hörte aber nichts. Kaum war ich in die Stube getreten, so heulte es wieder hinter mir her. Ich eilte gleich zurück, setzte mich abermals hin, und horchte auf das genaueste; aber alles blieb stille. Sobald ich wieder in der Stube war, heulte es von neuem.

Ich bitte meine Leser, sich hier zu prüfen, was sie würden gethan haben, oder auf was für Gedanken sie würden gekommen sein, dieses Räthsel zu lösen.

Beinahe eine Stunde hatte mich das Ding bereits zum Besten gehabt, so, daß ich mich genöthigt sahe, mein Vergrösserungsglas einzupacken; jedoch nicht aus Gespensterfurcht, sondern, um die Sache zu erforschen, es koste, was es wolle. Einem Andern würden vielleicht die Haare zu Berge gestiegen sein.

In der That war auch die ganze Sache gespensterartiger Natur, und gewann durch die vereinigten Umstände im hohen Grade ein spukhaftes Ansehen. Das Zimmer, worin ich mich befand, gränzte an den Kirchhof, und kaum sechs Schritte von dem Fenster war, unter den Ruhestätten manches Verstorbenen, noch ein ganz frischer Grabeshügel. Um mich Einsamen her herrschte, ausser den grausenvollen Tönen des Gespenstes, eine feierliche Stille; denn alle meine Hausgenossen lagen bereits im ersten tiefen Schlafe. Der Nachtwächter hatte die Stunde der Gespenster angezeigt. Ich sah zu einem der Kirchhoffenster hinaus; mitternächtliche Finsterniß deckte die Natur. Ich weilte einen Augenblick. Ein verlassenes Käuzchen ließ seine melancholische Stimme hören.

Ja, ich wiederhole es, Manchem in meiner Lage würde in diesem Augenblicke die Haut gegrauset haben. Er würde schon hunderterlei schreckliche Gestalten gesehen, und geschworen haben: es sei ein Gespenst, das ihn äffe. Vielleicht hätte er sich geschwind zu Bette verfügt, und den andern Morgen sichs nicht ausreden lassen, daß irgend ein unsichtbares Nachtgespenst sein schalkhaftes Spiel mit ihm gehabt habe.

Nichts von Allem kam in meine Gedanken. Ich glaubte fest, es sei irgend ein Thier in der Nachbarschaft, das einen Ton von sich gäbe, der mir nur, wegen der Stille der Nacht, so nahe, und wegen der

ungewöhnlichen Zeit und Umstände, so grausenerregend vorkäme. Nur war mir die Stimme unbekannt; auch wußte ich nicht, daß sie so ganz nahe bei mir war.

Kaum hatte ich mein Beobachtungswerkzeug über die Seite gebracht, so hörte ich die Stimme abermals. Endlich machte ich nun den allerdings richtigen Schluß: da du so oft mit dem Lichte auf dem Saale gewesen bist, und nichts gehört hast, so muß es ein Thier sein, welches das Licht scheuet, und still ist, wenn es Licht sieht. Du wirst also das Licht in der Stube stehen lassen, und im Finstern auf dem Saale lauern müssen.

Nur einige Minuten hatte ich so gesessen, als sich das Ding lebhaft, und mit einer wirklich graulichen Stimme hören ließ. Ich merkte offenbar, daß es am Fenster, nach dem Hofe zu war. Ich schlich hin nach dieser Gegend, und hörte es nun dichte neben mir schreien.

Und wer war nun dieß sonderbare Gespenst, das mich einige Stunden beunruhigt hatte? Es war — ein grosser Frosch, den ich an demselben Tage zu einigen Versuchen in ein Zuckerglas mit Wasser gesetzt hatte.

Es fiel mir gar nicht ein, daß dieses Thier da stand, und diesen Laut, der in der Stille der Nacht sonderbar genug klang, verursacht haben könne. Gieng es aber mir so, was würden vollends Leute, in deren Köpfen es am hellen Tage spukt, und die so leicht eine Mücke für einen Elephanten ansehen, aus diesem Frosche gemacht haben? Wüßte man bei vermeinten Gespenstergeschichten jedesmal die nähern Umstände genau: gewiß, es würde sich zeigen, daß auch die allerfürchterlichsten durch natürliche Zufälligkeiten veranlaßt werden, und daß diese letztern nicht selten höchst unbedeutend sind.

38.

Was in einem alten Schloße rumorte.

Im siebenjährigen Kriege lag ein französisches Reiterregiment in einem kleinen hessischen Städtchen sehr gedrängt bei einander. Ein Rittmeister, welcher anderswo auf Commando gestanden hatte, kehrte zum Regimente zurück, und bekam, auf ausdrücklichen Befehl seines Generales, vom Magistrate, ein benachbartes Schloß zum Quartiere angewiesen, wobei der Magistrat jedoch bemerkte, daß es fast unmöglich sei, diesem Befehle gemäß zu handeln, weil das alte Gebäude sehr verfallen, und schon seit mehreren Jahren nur eine Wohnstätte der Gespenster wäre. Zu Anfange des Krieges hätte man ein Lazareth hineingelegt, Kranke und Officianten wären aber so unabläßig beunruhigt worden, daß man sich genöthigt gesehen habe sie wieder auszuquartieren.

Der Rittmeister bemerkte leicht, daß seine oft geäusserte Verachtung aller Gespenster den General zu einem solchen Befehle veranlaßt haben mochte. Wollte er seinen Muth nicht verdächtig machen: so blieb ihm nichts übrig, als das verrufene Gebäude zu beziehen, und er war hierzu bereit, so dringend auch der Magistrat ihn abmahnte, so willig er sich bezeigte, ihm ein anderes gutes Quartier zu verschaffen.

Es war schon Abend, als der Rittmeister in sein Quartier kam, das freilich eher zu einem Aufenthalte der Gespenster, als für Menschen geeignet schien. An einem Flügel des sehr verfallenen Schlosses befanden sich die Ställe und ein kleines Häuschen, welches ein Pachter bewohnte, der mit seiner Familie kaum Platz darin hatte. Doch überdieß wollte auch der Rittmeister keine Blöße geben, und sich hier einlogiren. Er gieng also mit seinem Bedienten nach dem Schloße, durch lange finstere Gänge und unter dem Gekrächze der Eulen und Käuzlein, welche darin nisteten und zum Theil, von dem Lichte aufgeschreckt, den Rittmeister umschwirrten. Mehrere Zimmer fand er ganz unbewohnbar, weil die Fenster grossentheils zerbrochen waren, und den Thüren Schlößer oder Angeln mangelten. Endlich gelangte er in ein ungeheuer grosses Zimmer in noch leidlichem Zustande, und er beschloß hier seinen Aufenthalt zu nehmen, obschon mancher Andere dieses Zimmer vor allen übrigen gescheuet haben würde, weil es von der Wohnung des Pachters am weitesten entlegen war. Der Rittmeister, welcher keine Furcht kannte, achtete dieses nicht, behielt auch seinen Bedienten nicht bei sich, sondern schickte ihn zu den Pferden. Da er sich zur Ruhe begab verschloß er sorgfältig die Thür, durch welche er gekommen war; eine andere war verschlossen und konnte von innen nicht geöffnet werden. Er rückte einen Tisch an das Bett, legte seine scharf geladenen Pistolen darauf, ließ ein Nachtlicht brennen, und schlief dann unbesorgt ein.

Kaum entschlummert, erweckte ihn ein heftiges Rasseln und Poltern, welches bald in den Wänden, bald in den Nebenzimmern zu sein schien. Jetzt näherte sich etwas seiner Thür, pochte und klinkte, ohne

jedoch herein zu kommen. Den Ruhestörer zur Ruhe zu verweisen, sprang der Rittmeister auf, zündete noch ein Licht an, und gieng mit diesem, auch mit seinem Säbel und seinen Pistolen bewaffnet, nach der Thür. Kaum hatte er sie geöffnet, da löschte ein unsichtbares Etwas sein Licht aus. Ohne darüber zu erschrecken, lauschte der Rittmeister noch eine Weile im Dunkeln, weil es aber um ihn her völlig still blieb, gieng er zurück in sein Zimmer, das Licht wieder anzuzünden und die Nachforschungen dann weiter fortzusetzen. Dieß war nicht möglich; denn er fand das Nachtlicht ausgelöscht. Hierdurch ausser Stande, dem Poltern ferner nachzuspüren, bekümmerte er sich nicht mehr darum, schloß die Thür ab, und legte sich wieder zu Bette.

Die folgende Nacht ließ er mehrere Lichter brennen, steckte auch ein Feuerzeug zu sich. Sobald das Poltern begann, spürte er ihm in mehreren Zimmern nach, ohne jedoch etwas entdecken zu können. Weil der lärmende Unhold nicht in sein Zimmer drang, nahm er wenig Bemerkung mehr von ihm. Alle Nächte rumorte der Poltergeist, doch niemals kam er in das Zimmer selbst, wenn er auch noch so sehr an dessen Wänden lärmte. Die Erzählung des Rittmeisters von seinen nächtlichen Abenteuern machte die Neugierde seiner Freunde rege. Bald brachte dieser, bald jener die Nacht bei ihm zu, mit ihm gemeinschaftlich zu forschen; es wollte ihnen aber nicht gelingen, obschon das Poltern nicht eine Nacht aussetzte.

C* einer dieser Freunde, wollte durchaus nicht eher rasten, bis er die Ursache dieses sonderbaren Geräusches ausgespäht hätte, und schlief deshalb mehrere Nächte bei dem Rittmeister. Einmal giengen sie auch

nach ihrer unwirthlichen Wohnung, und sendeten den Bedienten voraus, die Lichter anzuzünden. Als sie sich dem Schloße näherten, hörten sie ein lautes Geschrei, und sahen die schon brennenden Lichter wieder verlöschen. Schnelle eilten sie hinzu, machten vor allem Licht, und suchten nach dem Bedienten, welchen sie ohne Lebenszeichen in einem Vorzimmer am Boden liegen fanden. Nachdem es ihnen gelungen war, ihn wieder ins Leben zurück zu bringen, erzählte er, daß die Nachtgeister über ihn her gefallen wären, ihn in das Genik gestossen, bei den Haaren gefaßt und dann niedergeworfen hätten. In Hoffnung diese wahrscheinlich sehr menschlichen Geister aufzufinden, durchsuchten die Officiere das ganze Schloß, erforschten aber nicht das geringste, doch wurden sie in ihrer ersten Vermuthung noch dadurch bestärkt, daß es diese ganze Nacht still blieb. Die folgenden Nächte rumorte es wieder, indeß hatten alle Nachforschungen keinen bessern Erfolg.

Einmal dauerte das Geräusch bis spät gegen den Morgen, wo der Tag bereits grauete. C* gerieth auf den Einfall, das ganze Gebäude ohne Licht zu durchschleichen, mittlerweile der Rittmeister in einem Zimmer sich bereit hielte, seinem Freunde zu Hülfe zu eilen, so bald dieser seiner benöthigt sein möchte. Nachdem C* fast eine halbe Stunde abwesend war, hörte der Rittmeister um Hülfe rufen. Die Stimme erscholl sehr dumpf, und schien aus tiefer Ferne zu kommen. In der freundschaftlichsten Eile ergriff er Licht und Gewehr, folgte dem Rufe, und fand nach einigem Suchen seinen Freund im Fußboden eines schmalen, ihm bisher unbekannten Ganges versunken. Sie schritten nun zur nähern Untersuchung, und fan-

den, daß dieß der Eingang zu einer Menge verdeckter Gänge und Schlupfwinkel war. Die sehr dicken Mauern des Schloßes waren meistens doppelt, und hatten einen Zwischenraum. Durch diesen konnte man von dem Eingange aus über, unter und um die meisten Zimmer kommen.

In mehreren alten Schlößern findet man ähnliche Gänge, welche wahrscheinlich die ursprüngliche Bestimmung hatten, in Zeiten drr Gefahr Schätze darin zu verbergen. Auch das hatte dieses Schloß mit mehreren seines gleichen gemein, daß ein Gerücht es zu einem Aufenthalte der Gespenster machte. Mehrere Bürger suchten ihm jetzt absichtlich diesen Ruf zu erhalten, um sich seiner zu Sicherung dessen bedienen zu können, was sie vor den Feinden zu verbergen wünschten. Sie hatten deshalb nicht nur viele Kostbarkeiten dahin geflüchtet, sondern auch eine beträchtliche Menge Lebensmittel versteckt, deren Auffindung jetzt den Soldaten um so erwünschter kam, weil sie eben einigen Mangel daran litten. Das Uebrige bedarf keiner Erklärung; denn es ergiebt sich von selbst, daß die rumorenden Bürger den Bedienten, welcher ihnen einmal zu früh über den Hals kam, zu schrecken suchen mußten, und daß sie diese Nacht flüchteten, weil sie eine sorgfältigere Nachsuchung voraussehen konnten.

39.

Wie man Geister zu citiren pflegt.

Herr B. Fischer erzählt in seinem Buche vom Aberglauben, welches nicht so allgemein bekannt ist, als es wohl verdiente; folgende Beispiele von dem Citiren der Geister.

X. ein vornehmer Mann, der mich einiger Vertraulichkeit würdigte, glaubte an Geisterbannereien; ich nicht. Er suchte mich zu belehren: aber seine Gründe waren Gemeinsprüche, z. B. „es giebt viel Unbegreifliches", und dergleichen. Er erzählte mir Beispiele von Swedenborg, Schröpfer und einigen andern. — Ich leugnete oder lachte, bis er endlich sagte: „Ich will Sie zu einem Rabbiner aus England führen, der nicht mit bösen, sondern mit himmlischen Geistern umgeht; zu einem ächten Theurgen, welcher nichts mit dem Teufel zu schaffen, sondern mich schon einigemal in die Gesellschaft von Himmelsbürgern versetzt hat."

X. hatte die Geister gesehen; sie waren erschienen, ohne durch eine Oeffnung der Wand in das Zimmer zu kommen, und eben so wieder verschwunden. Er hatte mit ihnen geredet, weil aber im Himmel nur hebräisch gesprochen wird, so hatte ihm der Theurg zum Dolmetscher gedient. Nun durfte ich nichts mehr einwenden, ich bat nur unterthänig, mich auch des

Glückes theilhaftig zu machen, und es wurde mir gewährt.

X. führte mich zu dem Rabbiner, an dem selbst Lavater das Patriarchengesicht nicht verkannt haben würde. Ohne Vorurtheil hätte ich aus seiner ehrlichen Miene auf einen Schwärmer oder Mystiker geschlossen. So viel ich merkte, gefiel ich dem Herrn Theurgen nicht sonderlich, doch mochte er Verbindlichkeiten gegen meinen Begleiter haben, denn er ließ sich bewegen, mir sein Beschwörungsbuch zu zeigen. Es war ein Foliant, zierlich und mühsam auf Pergament geschrieben, mit gemalten Figuren der Geister, die sich durch die darunterstehenden Processe beschwören lassen. Ich durfte nicht darin lesen, weil es die Geister beunruhige. Auswendig an dem Buche war an jeder vordern Ecke des Einbands ein metallener Ring merkwürdig.

Der Theurg mußte sich bequemen, einen Tag zum Beschwören festzusetzen, und mir wurde freigestellt, zu wählen, welchen Geist ich sehen wolle. Als ich mit der Wahl zauderte, gab mir der Rabbiner das Buch, um es aufzuschlagen, und der Geist, der auf dem Blatte stehen würde, sollte erscheinen. Alles schien so ganz unabsichtlich, und hatte doch seinen guten Grund. Sieben Tage durften wir nichts essen. Den ganzen Tag vor der Beschwörung mußte ich bei X. zubringen, also fasten, und noch dazu auf Ehre und Glauben versprechen, mich bei der Handlung stille zu verhalten, nichts anzugreifen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, nicht zu reden, mit einem Worte, nichts zu thun, als was der Theurg wollte. Alles Einreden half nichts; er blieb unbeweglich, und ich konnte diesen Eigensinn nur mit der Furcht vor gedrohten Uebeln erklären.

Abends um zehn Uhr giengen wir in ein entlegenes Haus, in dem ich noch nie gewesen war. X. sagte, es sei an der Lage des Zimmers viel gelegen, und man habe deswegen eine besondere Kammer in diesem Hause miethen müssen. Alle Vorbereitungen geschahen in möglichster Stille und Feierlichkeit. Es war niemand weiter zugegen, als wir drei. Der Beschwörer in einem schwarzen Rocke von Damast, mit einem groben weissen Tuche über den Schultern, empfieng uns an der Thür in der Stellung, wie man Besuchende zum Kranken läßt, der eben schläft, leise, mit vielbedeutender Miene, und einem düstern Gemurmel, als ob er innerlich bete.

Im Vorzimmer mußten wir alles Metall ablegen, nochmals Gehorsam und Stille angeloben. Ich betrachtete alles genau, fand aber auch nicht den geringsten Anlaß, Betrug, z. B. eine verdeckte Thür, oder etwas dergleichen zu vermuthen. Ich besah das Zauberbuch, und sah, wie die seidene Schnur, von der ich gleich reden werde, in die zwei Ringe gehängt war.

Das Zimmer, worin der himmlische Geist citirt wurde, war eine Kammer ohne Ofen, ein längliches Viereck, etwa 28 bis 30 Schuh lang, und kaum halb so breit, mit einer einzigen Thür, und einem Fenster, keine Tapeten, eine geweißte Wand, blos mit einem gemalten Lambris, der etwas höher, als drei Schuh an der Wand herum lief. Der Fußboden war gedielt, und zwar so, daß man durch ihn keine Oeffnung vermuthen konnte. Beim Eintritt in die Thür erblickte man zur rechten Hand das Fenster, dicht an der Wand zur Linken einen unzugedeckten Tisch mit vier Füssen. Auf demselben stand ein kleines offenes Pult, und darauf lag das Zauberbuch. Vor dem Tische sah man

einen auf eine Pergamenthaut gezeichneten Kreis mit bunten Characteren, vor diesem einen Streifen Pergament, ebenfalls bemalt, worauf der Beschwörer hin und her gieng; einen dergleichen Kreis gerade der Thür gegenüber, auf dem wir Zuschauer standen; eine Reihe Stühle zwischen beiden Kreisen, von denen der Theurg beim auf und zugehen allezeit den mittelsten aushob, und wieder in die Lücke setzte; eine blaue seidene Schnur, welche mit den zwei Enden, in die zwei Ringe des Buchs mit kleinen Haken, eingehängt war, und welche durch verschiedene Rollen in zwei Parallellinien über die Decke bis zu unserm Kreise reichte, und sich etwa fünf Schuh hoch von der Erde endigte. Auf dem Fußboden standen sieben Leuchter mit brennenden Wachskerzen.

Der Theurg ließ uns in den Kreis der Thür gegenüber treten, den wir bis ans Ende nicht verliessen. Er selbst kniete vor dem Buche nieder, fieng die Beschwörung mit jüdischem Halbgesange an, und machte allerlei Grimassen.

Nachdem dieses etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, gieng er in den Kreis vor den Tisch, und hielt sich da wieder eben so lange mit Singen und Beten auf; darauf drehte er sich gegen uns, öffnete durch einen Stuhl die Schranken und kam in unsern Kreis. Er ließ uns niederknien, mit dem Gesichte gegen das Fenster, ergriff die Zauberkette mit einem starken Zuge, gab sie uns dann in die Hände, befahl sie fest zu halten, und hielt sie auch selbst mit.

Nachdem er nun wieder gebetet hatte, legte er die Hände auf unsere Köpfe, kniete selbst nieder, mit dem Gesichte gegen die unsrigen, legte unter fortdauerndem Gebete seine Linke fest an mein rechtes Ohr, und

die Rechte an meines Begleiters linkes Ohr, und drückte unsere Köpfe fest zusammen, doch so, daß ich das rechte Auge frei behielt, und Thür und Fenster beobachten konnte.

Nach einer Pause nahm er die Kette aus unsern Händen, und befahl uns aufzustehen. Nun vernahmen wir deutlich ein sanftes Geräusch hinter uns, verspürten einen unangenehmen Geruch, und hörten einige helle Glockenschläge, wie von einer Repetiruhr.

Ich entsetzte mich in diesem Augenblicke etwas. Thür und Fenster hatte ich immer genau beobachtet, keine andere Oeffnung schien mir möglich, und wegen den Possen glaubte ich, das aus der ganzen Sache nichts werden würde. Nun spürte ich auf einmal ein viertes lebendiges Wesen in der Kammer, und stutzte. Der Theurg merkte das gar wohl; und um mich nicht zur Erholung kommen zu lassen, redete er den Geist an, noch ehe wir ihn sehen konnten, und dieser antwortete, aber nicht hebräisch sondern jüdisch. Die himmlischen Geister werden doch wohl rein hebräisch reden? dacht ich bei mir selbst, und erholte mich geschwind von meinem Schrecken. Ich würde den Geist beim Kragen erwischt haben, wenn mich nicht mein Versprechen und die Neugierde auf das Weitere, abgehalten hätte.

Wir durften uns nun umkehren; der Beschwörer gieng aus unserm Kreise in den seinigen, und der Geist stand vor ihm zwischen diesem Kreise und dem Tische. Die Figur war ganz so, wie ich sie in dem Buche gesehen hatte: ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, mit einem weissen langen Hemde, im Gesicht und an den Händen und Füssen röthlich, vermuthlich trocken mit Bolus gefärbt.

Das Gespräch des Geistes und des Theurgen war, so viel ich merken konnte, ein jüdisches Gebet, von dem einer um den andern ein Gesetz herbetete oder sang; mitunter machte wohl der Beschwörer dem andern Anweisungen zu singen, wie er sich gebehrden sollte; denn das Gespräch wurde lebhaft, und der Geist fieng an mit den Füssen zu trippeln, als ob er den Kreis überschreiten wollte. Der Theurg kam ganz bestürzt in unsern Kreis, und bat, uns nur einen Augenblick zu entfernen, wir sollten gleich wieder eingelassen werden, und uns erlaubt sein dem Geiste Fragen vorzulegen.

Mein Herr College ob er gleich schon mehreren Erscheinungen beigewohnt hatte, schwitzte große Tropfen, und zog mich zur Thür hinaus. Ich besann mich jedoch bald, riß mich von X. los, und gieng zurück in das Zimmer, fand aber alles in der besten Ordnung, nur der Geist war weg und der Theurg löschte die Lichter aus. Er sagte, der Geist sei im Zorne über mich verschwunden, und wolle vor mir nie wieder erscheinen, weil ich sowohl die sieben Tage nicht mäßig gelebt, als auch während der Erscheinung, böse Absichten auf ihn gehabt hätte.

Mein Gönner X. der gewiß nicht mit dem Theurgen im Verständnisse war, wurde mir deswegen feind.

Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Beschwörer bei seinen Glaubensgenossen. Sie kannten ihn nicht als Rabbiner, nur als einen stillen Privatmann, der seine Religionspflichten genau erfüllte, der aus England gekommen sei und, ohne einiges Gewerbe, von eigenen Mitteln lebe. Ich sahe selbst einen Knaben am dritten Orte, der mir der nehmliche schien, der den Geist vorgestellt hatte; ich konnte aber nicht allein mit ihm sprechen, und meine fernern Nachfor-

schungen wurden durch meine Abreise unterbrochen. Hier ist meine Erklärung dieser auf baarem Betrug hinauslaufenden Erscheinungsgeschichte:

Das stille, melancholische Wesen dieses Betrügers dient mehr zu seiner Sache, als Windmachen und Geräusch; es führt den Verständigen mehr auf Schwärmerei, als auf die Vermuthung seines Betrugs. Ein Mensch, der sich bis zum Enthusiasten verstellen kann, verfehlt seinen Zweck fast seltener, als der Enthusiast, der von ganzem Herzen handelt.

Es ist nicht zu vermuthen, daß der Beschwörer alle Geister in Vorrath hat, die in dem Buche gemalt sind, doch läßt ers, dem Anscheine nach, ganz gleichgültig aufschlagen. Seine Gleichgültigkeit ist Gewißheit, daß kein anderer Geist, als den er will, aufgeschlagen werden kann; fast eben so, wie man bei manchen Kartenkünsten nur die Blätter ziehen kann, welche der Künstler gezogen haben will.

Das siebentägige Kasteien und Vorbereiten scheint zwar nur Grimasse, um das Werk feierlicher zu machen; allein es kann auch dazu dienen, daß der Zauberer seinen Mann ausstudirt. Das Fasten am letzten Tage ist gewiß nicht ohne Absichten. Der Zuschauer kann sich keinen Rausch antrinken, der ihm Muth macht, und durch das Fasten wird er kleinmüthig, und empfänglicher für das Wunderbare und Tragische.

Das feierliche Versprechen sich nicht zu rühren, wird nicht allezeit gefordert. Mein Begleiter hat es vor dem nie ablegen müssen; ich allein war also dem Manne so verdächtig, daß er es für nothwendig hielt; und wer weiß, was er mit X. darüber gesprochen hat? Wäre X. nicht von der Gewißheit der Sache überzeugt gewesen, so hätte er nicht darauf gedrungen mich zu-

zulassen. Er wollte aber auch mich überzeugen, und nur die schreckbaren Folgen, die der Zauberer ihm prophezeihte, bewogen ihn, mir das Versprechen abzunehmen.

Das Vorgeben, daß das Zimmer, wegen der Lage, nur zu dieser Handlung gemiethet sei, soll den Verdacht benehmen, als ob ein besonders Zimmer zum Citiren der Geister erfordert werde, und die Vermuthung veranlassen, daß jedes Zimmer dazu gebraucht werden könne, wenn es nur nach der Himmelsgegend liegt, die man als erforderlich angiebt.

Die stille feierliche Vorbereitung, die Kreise, das Beschwörungsbuch, die Kerzen, das lange Gebet, die Verzehrungen des Gesichts, dieß alles sind bekannte Kunstgriffe, Schrecken und Erwartung zu erregen. Die Forderung, alles Metall abzulegen, ist weise Vorsicht, den Zuschauer zu entwaffnen.

Der Theurg konnte nie leicht erlauben, das Zimmer vorher zu untersuchen, den da ich noch gar nicht wußte, welche Stellung er uns anweisen würde, konnte ich nicht sogleich auf das Wahre fallen.

Daß die Kammer keine andere Oeffnung hat, als nur eine Thür und ein Fenster, die der Zuschauer immer in den Augen behält, macht ihn nicht nur sicher, daß der Geist da nicht heimlich herein kann, sondern heftet auch seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diese zwei von dem Schauplatze entfernten Oeffnungen. Die Reihe Stühle soll auf allen Fall den Verwegenen wenigstens so lange aufhalten, bis die Schnur wieder in Ordnung gebracht ist.

Man merke sich den Tisch, auf welchem das Buch liegt. Hinter dem Tische ist in der Wand ein Schieber, oder eine Fallthür, eben so bemalt, und eben so hoch,

als der Lambris. Hinter dem Schieber ist ein Loch in der Mauer, wo ein Mensch durchkriechen kann. Die zwei hintern Füsse des Tisches passen gerade auf die zwei Fugen, in welchen der Schieber läuft. Oben an dem Schieber sind zwei kleine Ringe hinter dem Pulte, und also nicht zu sehen. Während der Beschwörung nimmt der Zauberer die zwei Haken unvermerkt aus den Ringen an dem Buche, und hängt sie in die Ringe des Schiebers ein, so daß dieser nun mittelst der seidenen Schnur geöffnet werden kann.

Wenn der Beschwörer mit den Zuschauern zugleich in dem Kreise, der Thür gegenüber, steht, und diese das Gesicht gegen das Fenster kehren müssen; so faßt er sogleich die Zauberkette heftig an, und zieht also den Schieber auf, der ganz locker in den Fugen laufen muß, damit man nichts höre. Hierauf läßt er die Zuschauer niederknien, und die Kette, die er auch selbst mithält, festhalten, daß das Loch offen und alles in Ordnung ist; und das kann er gut sehen, weil er steht, und über die zwei Knienden hinweg schaut. Dann läßt er die Ketten in ihren Händen, kniet ebenfalls nieder, und faßt die Ohren der Zuschauer. Dieses Andrücken der Ohren soll, nebst dem lauten Gebete, nicht nur verhindern, daß man das Geräusch nicht hört, so der Geist etwa beim Hereinkriechen machen könnte, sondern es bewegt auch den Mißtrauischen seine Aufmerksamkeit auf die Thür zu richten, weil es scheint, als ob der Beschwörer durch das Anlegen der Hände, dorthin zu sehen verhindern will. Daß der Beschwörer entfernt ist von der Stelle, wo der Geist erscheint, macht die Sache nicht nur wunderbarer, sondern geschieht auch darum, daß er das Umschauen verhindern kann, wiewohl auch die Reihe Stühle die Knieenden schon hindert, zu beobachten, was dahinter vorgeht.

Man könnte glauben, daß es kürzer ist, wenn der verstellte Geist den Schieber selbst von aussen aufzöge, allein der Kunstgriff mit der Kette ist viel sicherer. Der Beschwörer müßte ein Zeichen geben, und das Klopfen ist schon aus dem Spiele, wo die Verstorbenen citirt werden, zu bekannt. Der Geist, zumal wenn er ein Knabe ist, könnte auch das rechte Tempo zum Erscheinen verfehlen. Uebrigens hat der Beschwörer auch noch den Vortheil dabei, daß er die Zuschauer mit etwas beschäftigt, das ihre Aufmerksamkeit von dem Orte abzieht, wo der Geist herkömmt, und dieser kann auch mit wenigerem Geräusch herein kommen.

Daß der Geist nur hebräisch redet, geschieht darum, damit die Zuschauer nicht selbst mit ihm zu reden anfangen, damit er sich nicht in den Antworten verräth, und seine Schwäche entdeckt, wenn er dumm ist, wie dieser war. Das Rothfärben macht den Geist unkenntlich.

Dießmal hieß uns der Zauberer hinaus gehen, weil ich ihm verdächtig war, und er beim Abschiede genauere Beobachtungen oder Gewalt fürchtete. Mein Begleiter sagte mir, daß der Geist sonst eben so, und unter den nehmlichen Ceremonien, wie er erschienen war, wieder abgegangen sei. Das mochte ihm der Rabbiner singend gesagt haben, daß er sich gleich retiriren sollte, wenn er uns hinausführen würde.

Die Ursach des Zornes des Geistes war ganz gut ausgedacht. Das konnte der Mann wohl denken, daß ich mir, um seiner Possen willen, in sieben Tagen nichts abgebrochen hatte; und daß ich den Geist gern erwischt hätte, sah er mir am Gesichte an.

So, und auf tausend ähnliche Arten gaukeln die Betrüger, welche so gern für Herrn der Geister gehal-

ten werden möchten. Viel gewöhnlicher sind aber diejenigen Geistererscheinungen, welche der gemißbrauchten Optik, namentlich dem Hohlspiegel und der Zauberlaterne, ihre Täuschungen verdanken. Hier kann der Künstler auf vielfache Art abwechseln, und den Zuschauer hintergehen, zumal wenn die Electricität damit verbunden wird. Mit Hülfe der letztern ward einst ein zwar beherzter, aber unvorsichtiger Zuschauer, der den erschienenen Geist — ein von einer Rauchsäule aufgefangenes Bild der Zauberlaterne — mit seinem Degen durchbohren wollte, vom electrischen Schlage betäubt zu Boden geworfen.

Die gefährvollste Art des Geistercitirens ist die, wenn man den Zuschauer durch betäubendes Räucherwerk gleichsam berauscht, und, mittelst der Einbildungskraft, Bilder ihm hervorruft, welche ausser ihm gar nicht da sind. „Es giebt Schurken, sagt Herr Professor Halle, welche über Schierling, Bilsenkraut u. d. g. heisses Wasser giessen, und auf diese Art Menschen durch ein tödliches Dampfbad auf Lebenszeit vergiften. So haben sie dann die Ehre, niederträchtige Geistergaukler zu sein, indem sie Theosophie affectiren, in der That aber durch Dicke, narcotische Giftdämpfe (die weit gefährlicher, als verschluckte Gifte sind) die Mörder der Leichtgläubigen werden.

Ueberhaupt können meine Leser versichert sein, daß sie in den Händen eines gewissenlosen Künstlers sind, wenn er sie erst vorbereiten muß, um ihnen Geister zeigen zu können. Wer ihre Augen erst durch schreckensvolle Zaubereien, Anstrengung und Wachen, durch das Drücken auf die empfindlichen Theile des Körpers; durch Salben, Speisen und Getränke, oder durch Fasten, Räucherwerk, Versetzung der Seele in einen

lebhaften Schwung, oder endlich durch Abspannung aller Kräfte, die Phantasie allein ausgenommen, und durch Erhitzung einer Leidenschaft — ich sage, wer durch dergleichen, oder ähnliche Mittel sie erst für den Anblick eines geistigen Wesens empfänglich machen zu müssen vorgiebt: der will dadurch unfehlbar ihrer Phantasie sich bemeistern, um sie zu täuschen.

Gewiß hat Schröpfer schon dadurch, daß er Wachen, Fasten, oder den Genuß gewisser Speisen und Getränke von seinen Zuschauern forderte, sich als einen Betrüger gebrandmarkt. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Unterredung, welche ein aufgeklärter Reisender mit diesem berüchtigten Geisterbeschwörer hatte. Der Betrüger versprach, nachdem ihm der Reisende seinen gänzlichen Unglauben an seine Wunder bezeigt hatte, ihn dadurch zu überzeugen, daß er einen Jeden, wenn er wolle, Lebende oder Tode citiren werde. Der Reisende bat sich seinen Vater aus. Sogleich wurde er bis Mitternacht in sein Zimmer eingesperrt; alle Menschen wurden von ihm entfernt. Schröpfer selbst erschien nicht zur bestimmten Zeit, sondern ließ einige Stunden voll Angst und banger Erwartung auf sich harren. Endlich trat er herein, und kündigte jenem an, daß er vor allen Dingen, um sich zu erholen und zu stärken, von einem Tranke, den er ihm reichen werde, trinken müsse. Der Reisende, der den Zweck dieses Getränkes ahnte, weigerte sich so lange zu trinken, bis Schröpfer versicherte, daß eher aus der Sache nichts werde, weil er sonst den Anblick nicht aushalten könne und unwiederbringlich verloren wäre. Nun trank er, und die Beschwörung fieng an. Der Reisende sah wirklich seinen Vater, und war am Ende sogar

genöthigt, den Betrüger zu bitten, daß er das Bild entfernen möchte.

„Sind Sie nun überzeugt?“ fragte Schröpfer voll Stolz. — „So wenig als jemals“, erwiederte der aufgeklärte Mann; denn wenn Sie wirklich meinen Vater citiren könnten, so hätten Sie nicht nöthig gehabt, mich vorher wahnsinnig zu machen!

40.

Köhler hören einen Berggeist klingeln.

Fast überall, wo Bergwerke sind, ist auch der Glaube an Berggeister noch ziemlich allgemein, und erhält sich um so leichter, weil die Erziehung der Kinder der Bergleute gemeinhin zu wenig sorgfältig ist, um sie von dem, von ihren Vätern ererbten, Aberglauben zurück zu bringen. Zu manchen Erzählungen von solchen Berggeistern geben die Schwaden Veranlassung, das ist die bösen Dünste, welche von verschlossener giftiger Luft in den Bergwerken aufsteigen, bei der matten Beleuchtung von den Grubenlichtern zuweilen Gestalten bilden, welche die Einbildungskraft zu Geistern macht, und durch die Eigenschaft, welche sie mit jeder verschlossenen und hierdurch verdorbenen Luft gemein haben, bei den Bergleuten Angst und Beklommenheit hervorbringen, in welchem Zustande der Mensch nicht selten die Bilder seiner Einbildungskraft für übernatürliche Erscheinungen ansieht.

In dem durch seine Fabricken berühmten Städtchen Suhl in Henneberg gieng im Jahre 1797 die Rede, daß in einem benachbarten verfallenen Bergschachte ein Berggeist hause. Köhler, welche in der Nähe dieses Schachtes einen Meder verkohlten, hörten unten im Schachte öfters klingeln, und so übereinstimmend auch der Ton mit einer gewöhnlichen Klingel war, ergriff sie doch allgemein der Glaube, daß er von einem Berggeiste herrühre, und selbst ihr Meister versicherte den Hammermeister, als er bei diesem die Bezahlung holte, er sei herzlich froh, mit der Arbeit fertig zu sein, weil ihm seine Leute, aus Furcht vor dem Berggeiste, hätten davon laufen wollen; es wäre aber auch, besonders des Nachts, gar schauerlich gewesen, wenn er in seiner Höhle geklingelt hätte.

Der Hammermeister, welcher nicht so leichtgläubig war, lächelte über den Wahn der Köhler, und dachte nicht weiter daran, als er nach einigen Tagen selbst in diese Gegend kam, um von den verfertigten Kohlen einige Fuder wegfahren zu lassen. Der Köhler war dazu bestellt, um das Füllfaß mitzubringen, womit man die Kohlen aufzuladen pflegt. Der Köhler kam nicht, und der Hammermeister glaubte, er bleibe aus Furcht weg, habe aber vielleicht das Füllfaß hinter einen Haufen Gesträuche versteckt, welcher in der Nähe lag. Der Hammermeister ließ seine Leute dieses Gesträuch wegräumen, und während dieser Beschäftigung hörten alle das Klingeln in dem Schachte, der zum Theil mit jenem Gesträuche verdeckt war. Unter den Bergleuten war ein alter vernünftiger Mann, der an unterirdische Geister so wenig glaubte, wie der Hammermeister. Mit Hülfe der Andern ließ er sich an den Ketten und Stricken, welche man von den Wagen ab-

nahm und an einander hieng, in den Schacht hinab, und kam bald mit dem klingelnden Berggeiste wieder herauf. Vorher, wo man das Klingeln blos hörte, waren Manche darüber erschrocken, jetzt, wo man sah, wer eigentlich geklingelt hatte, lachten Alle laut auf.

Es war ein Hammel mit einem Glöckchen am Halsbande, welcher vermuthlich von der Heerde verlaufen, von dem Hunde gejagt worden, und in den Schacht gefallen war, worin er sich schon seit mehreren Tagen befunden hatte. Man fand das arme Thier so abgezehrt, daß nur Haut seine Knochen bedeckte, und so ermattet, daß er auf keinem Beine mehr stehen konnte. Auch fressen wollte er nicht, doch verschluckte er Brod, das man ihm in das Maul steckte, auch eingeflößtes Wasser. Auf solche Weise im Hause des Hammermeisters sorgfältig genährt und getränkt, kam er nach und nach wieder zu Kräften, und der Hammermeister beschloß, ihn zu mästen und die Köhler mit einem Braten des Berggeistes, der sie so sehr erschreckt hatte, zu bewirthen. Alle freuten sich schon auf den seltenen Schmaus, welcher jedoch vereitelt wurde. Der Hammel schien, zum Unglücke geboren; eine Kuh, bei welcher er im Stalle stand, riß sich los, und stieß ihn so unbarmherzig, daß er elendiglich an seinen Wunden starb.

41.

Ein Gespenst, das den Tauben und gebackenen Pflaumen nachgieng.

In dem Flecken Taltow, der durch die delicaten kleinen Rübchen, welche in seiner Nähe wachsen, bekannter ist als er ausserdem wohl sein möchte, hatte ein Bürger einen Flug ausserordentlich schöner Tauben, die er sorgfältig fütterte, damit sie ihm um so treuer bleiben möchten. Eines Tages pfiff er ihnen auch zur Mahlzeit; so geschwind sie aber sonst herbeieilten, so vergeblich pfiff er heute, und doch war das Flugloch offen. Er gieng auf den Taubenschlag, öffnete dessen Thür mit dem Schlüssel, welcher selten aus seinen Händen kam, und fand zu seinem grossen Verdruße, alle seine lieben Tauben getödet und sich dadurch der schönsten Freude seines Lebens beraubt.

Daß ein verheerender Feind in einen Taubenschlag einfällt, ist zwar nichts seltenes, gleichwohl kam diesem Manne die Ermordung seiner Tauben sehr bedenklich vor, weil er im ganzen Schlage keine Oeffnung fand, durch welche Marder oder Iltisse hätten hinein kommen können, und überdieß waren seine Tauben nicht nach der Art jener Thiere gewürgt, sondern ihnen blos den Hals umgedreht worden. Des Mannes erster Verdacht fiel auf seinen Knaben, einen bösen verzo-

genen Buben, welcher desselben Tages aus der Lehre entlaufen, und wieder heim zur lieben Mutter gekommen war. Diese hatte ihr Schooßkind herzlich empfangen, und gar sehr wegen der harten Behandlung bedauert, über welche der Bube von seinem Lehrmeister klagte. Der Vater kannte den Meister als keinen unbilligen Mann, sein Söhnlein aber als einen Tagedieb, der den ganzen Tag nichts machen wollte, als alberne und lose Streiche. Er strafte deshalb den Knaben derb ab, und schob ihn zur Thür hinaus mit der Ermahnung, zu seinem Meister zurück zu gehen, und sich gut aufzuführen, oder ihm nie wieder vor die Augen zu kommen. Heulend rief der Knabe seinem Vater von der Strasse zu, daß er in die weite Welt gehen wolle, doch dazu traute ihm dieser den Muth nicht zu, wohl aber jetzt die Verheerung, welche er in seinem Taubenschlage gefunden hatte.

Martinchen, so nannte die Mutter das Söhnlein, das ihre Affenliebe verzogen hatte. Martinchen aufzusuchen, und noch nachdrücklicher durchzugeisseln, gieng jetzt der Vater zu dessen Lehrmeister, aber Martinchen war nicht da, kam auch die Nacht nicht wieder, und war des andern Tages im ganzen Flecken nicht aufzufinden. Die Mutter heulte dem Rabenvater Vorwürfe zu, daß er das arme Kind durch seine Härte zu einem so verzweifelten Entschlusse gebracht hätte; der Vater meinte hingegen, der Bube werde schon wieder kommen, wenn ihn der Hunger peinige.

Acht Tage waren verflossen, und Martinchen war immer noch nicht wieder da. Unterdessen hatten sich im Hause des Nachbars, eines Bäckers, Dinge ereignet, welche den Taubenliebhaber auf den Einfall brachten, ein Gespenst habe seine Lieblinge ermordet, denn im

Hause des Nachbars rumorte eins so gewaltig, daß Knechte und Mägde aus dem Dienste laufen wollten, und die Frau schon davon sprach, das Haus zu verkaufen. Am ärgsten trieb das Gespenst sein Wesen auf dem Boden, wo es die Nacht polterte, und alle Leute, die ihm nahe kamen, warf. Der Bäcker und seine Hausgenossen waren eben keine sonderlich beherzten Leute. Darum konnten sie sich nicht zu dem Entschlusse ermannen, mit dem Gespenste einen Kampf zu wagen, sondern flohen möglichst seine Nähe und seine Würfe, obschon leztere mehr schreckten als schmerzten, denn das Gespenst warf nur mit ganz kleinen Steinen.

Selbst am Tage gieng kein Mensch mehr auf den Boden, doch mußte sich der Bäcker einmal dazu entschliessen, weil sein Backtrog durchaus nicht mehr zu gebrauchen war, und ein in Vorrath angeschafter auf dem Boden lag. Nothgedrungen faßte er Muth, am hellen Mittage, wo die Gespenster keine Gewalt haben sollen, den Backtrog zu holen, doch schweiften auch jezt, als er den Wohnsitz des Gespenstes betrat, seine Blicke überall ängstlich umher, und sein Herz klopfte heftiger. Ueberall, wo er hinblickte, sah er ganze Haufen Kerne von gebackenen Pflaumen liegen, und ein Faß, welches mit Pflaumen angefüllt auf dem Boden stand, fand er fast halb ausgeleert. Auch vor dem Boden hatte er schon einzelne Pflaumenkerne bemerkt, und er war eben klug genug, in ihnen das Wurfgeschütz des Gespenstes zu vermuthen. Der Bäcker räsonirte weiter; es bedünkte ihn, als ob ein Gespenst, das sich mit gebackenen Pflaumen füttere und mit den Kernen derselben würfe, eben nicht sehr furchtbar sein könne. Muthiger schritt er nun weiter, und ohne zu ahnen, das Gespenst könne unter dem Back-

troge stecken, hob er diesen auf. Wirklich stack es darunter, doch war es weiter niemand als Martinchen, welchen der Bäcker ziemlich unsanft faßte und, alles Widerstrebens ungeachtet, in das väterliche Haus zurück schleppte.

Der Bube war vor seinem Verschwinden noch einmal daselbst gewesen, hatte dem Vater den Schlüssel zum Taubenschlage wegpracticirt, die Rolle des Würgengels daselbst gespielt, dann über das Dach auf den Boden des Nachbars sich geflüchtet, um daselbst zu überlegen, was weiter zu thun sei. Das Auffinden des Pflaumenvorrathes schützte ihn vor Hunger, und verschaffte ihm zu seinen Ueberlegungen mehr Muse. Er schwankte, ob er seinen, dem Vater angekündigten, Entschluß ausführen oder unter Vermittlung der lieben Mutter Friedensunterhandlungen eröffnen solle. Um ungestört über den endlichen Entschluß nachdenken zu können, schreckte er die Leute im Hause aus seiner Nähe zurück. Auf die unvermuthete Entdeckung des Bäckers kam ein erzwungener Friede zu Stande, wovon die Hauptbedingung war, daß Martinchen unter einem, in einer Festung liegenden, Depot-Bataillon Dienste nehmen mußte, wo er durch den Stock der Corporals noch öfters ziemlich empfindlich an seine Gespensterrolle erinnert wurde.

42.

Beispiel, wie unglücklich Gespensterfurcht oft macht.

Im Jahre 1774 gieng Beckert, ein neunjähriger Knabe im sächsischen Städtchen Freyburg, gegen Abend mit einem seiner ältern Mitschüler, Namens Förster, vor dem Stadtthore nach der Gegend des Galgens spatziren. Es war bereits in der Zeit des Zwischenlichts, als sie dicht vor dem Gerichtsplatze vorbei giengen. Des Spaßes halben rief Förster seinem Schulfreunde hastig und ängstlich zu: „Hör, Beckert! dort, vom Galgen herab, ruft es dich.“ Der Knabe erschrack heftig über diese Worte, und dachte gar nicht daran, daß sein Freund wohl nur scherze. Voller Angst und Bestürzung lief er in unaufhaltsamer Eil nach der Stadt zurück, so daß ihm jener so schnell kaum folgen konnte. Ganz erschöpft an Kräften, und sehr erhitzt, setzte er sich, um auszuruhen, auf einen kühlen steinenen Sitz vor dem Hause seiner Eltern. Kurze Zeit darauf bekam er epileptische Zufälle, die ihm unfehlbar der heftige Schrecken, verbunden mit der plötzlichen Abkühlung auf dem Steine, zugezogen hatte. Ungeachtet die geschicktesten Aerzte zu Rathe gezogen wurden, nahm doch seine Krankheit mit jedem Jahre zu, und niemals ist das verscherzte, unschätzbare Glück der

Gesundheit wieder sein Theil geworden. Er starb, ein und dreißig Jahr alt, in seiner Vaterstadt Freyburg, am ersten September 1796, in einem epileptischen Krampfe, der ihn des Nachts in seiner Einsamkeit überfallen, und aus dem Bette geworfen hatte. Der gute Förster hatte sich das Unglück der Krankheit seines Freundes, welches sein gedankenloser Kinderscherz veranlaßt hatte, so sehr zu Gemüthe gezogen, daß er melancholisch ward, und im Irrenhause zu Torgau sein trauriges Leben schon früher, als Beckert, endete.

So machte das jederzeit gefährliche, scherzhafte Erschrecken zunächst das Unglück zweier Menschen, und verursachte noch obendrein in zwei Familien die empfindlichsten Leiden. Was kann uns lebhafter von den Gefahren der Gespensterfurcht überzeugen, als der Erfolg dieses Schreckens! und was mehr, als diese traurige Begebenheit, uns vor jenem unsittlichen, zweideutigen Vergnügen warnen, welches das scherzhafte Furchteinjagen gewähret!

43.

Ein Beispiel von den Veranlaßungen zur Gespensterfurcht.

Das hanöverische Magazin, eine Zeitschrift, welche in einer langen Reihe von Jahren durch nützliche Aufsätze sich Zutrauen erworben hat, erzählte im 54 Stücke vom Jahre 1796 folgende wundervolle Geschichte.

Der als Arzt, Naturkundiger und Lehrer so bekannte Hofrath und Professor, Herr Sukow, zu Heidelberg, hatte in einer etwas abgelegenen und romantischen Gegend ein niedliches Gartenhaus, wo er den größten Theil des Sommers zuzubringen pflegte. Hier bemerkte er einen Candidaten der Gottesgelahrtheit, der täglich einsam und traurig vor seinem Garten vorbei gieng, und die umliegende stille Gegend besuchte. Das menschenfeindliche Wesen dieses jungen Mannes, der Kummer und die Schwermuth, die auf seinem Gesichte sich zeigten, machten Herrn Sukow auf ihn aufmerksam. In der Hoffnung, die Ursache seines Kummers zu erfahren, um ihn entweder durch Arzneimittel, oder durch Einführung in muntere Gesellschaften und Wiederaussöhnung mit dem Menschengeschlechte von seiner düstern Melancholie zu heilen, ließ er ihn eines Tages zu sich auf den Kaffee nach seinem Gartenhause hinaus bitten.

Nach einiger Weigerung nahm er die Einladung an; anstatt aber beim Eintritte in den Garten durch den Hauptweg gerade auf das Gartenhaus zuzugehen, wendet er sich hastig, und mit einer gewissen Aengstlichkeit zur Linken, und indem er seine unverwandten Blicke auf einen in der Mitte des Gartens stehenden Birnbaum heftet, eilt er zitternd durch einen Nebenweg zu Herrn Sukow. Dieser empfängt ihn auf die herzlichste und freundschaftlichste Art; fragt ihn aber, warum er, statt den geraden Weg zu gehen, jenen Umweg genommen habe. — „Ich wüßte, stotterte er, keinen andern Grund anzuführen, als meine Laune, die mich eher jenen als diesen Weg einschlagen hieß." Beim Fortgehen will der junge Mann den gewöhnlichen Weg nehmen, aber er bebt plötzlich zurück, und eilt mit sichtbarer Angst wiederum auf dem Nebenwege aus dem Garten hinaus.

Den andern Tag bittet Herr Sukow diesen räthselhaften Mann nochmals zu sich. Beim Eintritte in den Garten ereignet sich alles, wie vorhin. Herr Hofrath Sukow und einige seiner Freunde, die noch bei demselben waren, dringen jetzt heftiger in den jungen Mann, um die Ursache dieses sonderbaren Benehmens zu erfahren. Endlich bekennt ihnen der Schwärmer, daß er ein fürchterlich grosse und schreckliche Gestalt an dem in der Mitte des Gartens stehenden Baume erblicke, und daß dieser schauderhafte Anblick allein ihn hindere, den grossen Weg zu nehmen. Der Hofrath und seine Freunde sehen nichts, und halten demnach die Gestalt für ein blosses Gebilde einer kranken Einbildungskraft. Mit Gewalt wollen sie nun den Candidaten zum Baume führen, um ihn von dem Nichtdasein jener Gestalt zu überzeugen. Je näher sie ihn

aber dem Baume bringen, desto grösser wird sein Schrecken. Er fällt endlich in Ohnmacht, und bekömmt krampfhafte Anwandlungen. Man führt ihn nun in das Gartenhaus zurück. Sobald der Kranke sich etwas erholt hatte, versicherte er, je näher man ihn dem Baum gebracht habe, desto schrecklicher hätten der Gestalt die Augen gefunkelt, und desto unerträglicher wäre ihm ihr Anblick geworden.

Um auch nicht den geringsten Umstand ausser Acht zu lassen, der über diese sonderbare Erscheinung einen Aufschluß geben könnte, ließ der Hofrath noch in derselben Nacht am Fuße des Birnbaums heimlich nachgraben, und wie groß war sein Erstaunen, als er in einer Tiefe von 4 Fuß ein ausserordentlich grosses Gerippe, welches schon sehr vermodert war, antraf. Er wollte dasselbe in sein Haus bringen lassen, hierin wiedersetzte sich ihm seine Mutter. Die zwei Gräber, welche das Gerippe auf den Kirchhof hatten tragen sollen, warfen dasselbe aus Angst in den Neckar, so daß man am Morgen keine Spur mehr davon bemerkte. Herr Hofrath Sukow läßt jetzt das Loch unter dem Baume sorgfältig zumachen, und ladet den Candidaten zu sich nach dem Garten ein. Er kommt, und anstatt, wie das vorigemal, ängstlich einen Nebenweg einzuschlagen, geht er jetzt ganz vergnügt und gelassen durch den grossen Weg, und erzählt seinem Wirthe mit frohem Erstaunen, die Gestalt wäre verschwunden; er erblicke sie nicht mehr.

Da dieser junge Mensch, als er diese fürchterliche Gestalt gesehen zu haben behauptete, weder das Geringste von dem unter dem Birnbaume beerdigten Gerippe wußte, noch auch zu der Zeit, wie er sagte, daß die Schreckgestalt verschwunden wäre, erfahren

hatte, daß man das Gerippe bereits ausgegraben habe: so scheint diese Geschichte allerdings einer nähern critisch-psychologischen Betrachtung werth zu sein.

Die Zahl der unwissenden Leute, welche alles, was gedruckt ist, darum auch für wahr halten, ist in unsern Zeiten hoffentlich nicht mehr groß, aber auch viele, welche dieses Glaubens nicht sind, wurden durch den guten Ruf der Zeitschrift, welche obige Erzählung in Umlauf brachte, zu der Vermuthung verleitet, daß doch wohl etwas Wahres daran sein müsse, weil sie sonst nicht in einer so achtbaren Zeitschrift stehen würde. Einige Leser ergriffen die klügste Partei, und fragten bei Herrn Sukow selbst an, welcher hierdurch veranlaßt wurde, in Nummer 51 des Reichsanzeiger von 1797 öffentlich zu erklären: daß vorstehende Wundergeschichte von einem offenbar wahnsinnigen Menschen herrühre. Da verschiedene Leser des Magazins bei ihm angefragt hätten, ob und wie viel Wahres an der abenteuerlichen Erzählung sei: so diene ihnen zur Nachricht, daß weder ihm noch den Seinigen das Geringste von einem solchen Vorgange bekannt, sondern die ganze, mit so vieler Unverschämtheit erdichtete, Erzählung nichts mehr und nichts weniger sei, als die Ausgeburt eines irren Verstandes.

Aeusserst sorgfältig sollten alle Herausgeber viel gelesener Zeitschriften sein, nichts in dieselben aufzunehmen, was den Aberglauben befördern kann; zu grossem Nachtheile für das allgemeine Beste befinden sich aber darunter manche, welche theils aus eigener Liebe zum Wunderbaren, theils in der kleinlichen eigennützigen Absicht, ihren Schriften unter den wenig gebildeten Volksclassen mehrere Leser zu verschaffen, Wundergeschichten darin mittheilen, so wenig glaub-

würdig solche auch sind, so sehr sie sich jedem Vernünftigen gleich auf den ersten Anblick als bloße Erdichtung darstellen, als welche manche, von neuem aufgefrischte, sich schon vorher ergeben haben. Da nicht immer ein bekannter Mann bei solchen Wundergeschichten mit im Spiele ist, erweist sich auch die Unwahrheit derselben nicht so bestimmt, als bei der hier mitgetheilten, und bei dem hohen Reize, der alles Wunderbare für den Menschen hat, finden solche Albernheiten hier und da Glauben, wenn schon Vernünftigere sie für weiter nichts ansehen, als was sie wirklich sind.

44.

Ein begrabener Prediger steht wieder auf der Kanzel.

In einem Städtchen starb der zweite Prediger, und wurde in der Kirche beigesetzt. Den Tag nach seiner Beerdigung läutete der Küster, nach der Gewohnheit des Ortes, den Tag ein, blickte von ungefähr nach der Kanzel, und sah zu seinem nicht geringen Entsetzen den Verstorbenen darauf stehen. Erschrocken eilte er zu dem ersten Prediger, dem Inspector, welcher meinte, der Küster werde vielleicht nur lebhaft an den Verstorbenen gedacht, und ihn dann, von seiner Einbildungskraft getäuscht, auf der Kanzel zu sehen geglaubt

haben. Der Küster versicherte mit Empfindlichkeit, er sei kein Kind und, wisse recht wohl was er sehe, worauf er den Inspector aufforderte, selbst in die Kirche zu gehen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Der Inspector entschloß sich hierzu um so leichter, weil er mit Zuversicht glaubte, den Küster vielmehr von seiner Täuschung überführen zu können.

Man öffnete die Kirche, und fand den Verstorbenen noch auf der Kanzel. Unverwandt blickte er auf das Pult, auf welchem die aufgeschlagene Agende lag, und schien über etwas tief nachzudenken. Den Inspector überfiel selbst ein Grausen; er hatte aber dem Küster seine Furchtsamkeit zu nachdrücklich verwiesen, um nicht ehrenhalber einen Muth zeigen zu müssen, zu welchem er sich nur mit Mühe erhob. Er wendete einige Fragen an den spukenden Confrater, aber keine wurde beantwortet. Beide traten der Kanzel näher, und überzeugten sich dadurch nur noch mehr, daß der Verstorbene wirklich leibhaftig darauf stand. Da neue Fragen ebenfalls unbeantwortet blieben, trug der Inspector endlich dem Küster auf, die Treppe hinaufzusteigen, um auf der Kanzel selbst die Erscheinung näher zu untersuchen. Der Küster entgegnete, Bescheidenheit erlaube ihm nicht den Vortritt vor Sr. Ehrwürden, doch werde er, wie immer, auf dem Fuße folgen. Dem Inspector blieb nun nichts übrig, als den Kanzelgang zu unternehmen, ob ihm schon noch keiner so sauer worden war. Hinter dem Erstandenen stehend richtete er mit etwas beklommener Brust zum drittenmale Fragen an ihn, und weil sie auch jetzt unbeantwortet blieben, wagte er es endlich, die Hand nach jenem auszustrecken, um ihn ein wenig am Leichenhemde zu zupfen. Kaum war dieß geschehen, da

fiel der Verstorbene über ihn her; sein unbeschreibliches Entsetzen wurde aber durch den starken Leichengeruch, welchen die zitternden Untersucher empfanden, einigermassen gemindert.

Der Leichnam des Predigers war es, was dem Inspector in die Arme fiel, und der starke Geruch desselben gab den überzeugendsten Beweis, daß er wirklich tod war. Die Erschrockenen giengen nach der vermauerten Gruft, fanden solche erbrochen, und die deutlichsten Spuren, daß dieses gewaltsam von aussen geschehen war. Man forschte weiter nach, und entdeckte in einem der niedrigsten Kirchenfenster eine Oeffnung, eben so groß, daß ein Erwachsener mühesam sich hindurch drängen konnte. Beide Untersucher erschöpften sich in Muthmassungen, wer wohl einen so sonderbaren Einbruch gemacht haben möge; scheinbar blos in der boshaften Absicht, durch das Stellen der Leiche auf die Kanzel die Leute zu erschrecken, denn daß dabei keine andere Absicht zum Grunde gelegen habe, schien sich daraus zu ergeben, daß von den Kirchengeräthschaften nicht das geringste entwendet war. Die Verwunderten kehrten nach der Gruft zurück, zu suchen, ob sich vielleicht daselbst irgend ein Werkzeug finde, welches zur Entdeckung des Thäters dienen könne. Hier war ihr Suchen vergeblich, aber bei dem Fenster fanden sie einen metallenen Knopf, an welchem der Küster die nehmliche Form entdeckte, wie an den Gamaschenknöpfen der Soldaten, von welchen eine Compagnie als Garnison in dem Städtchen lag. Der Inspector schickte sogleich den Küster mit dem Knopfe zu dem Commandeur, welcher unverzüglich die ganze Compagnie zusammentreten, und alle Gamaschen genau untersuchen ließ. Einem Soldaten fehlte wirklich ein

Knopf und er wurde deshalb verhaftet, doch glaubte niemand, daß er der Thäter sei, weil ihn das ganze Städtchen als einen fleißigen, ordentlichen Mann kannte, und der Commandeur selbst ihm das Zeugniß gab, daß er unter seinen sämmtlichen Soldaten der musterhafteste sei. Dessen ungeachtet bekannte er sich gleich im ersten Verhöre als schuldig, und sagte Folgendes aus.

Als die Leiche des seligen Magisters auf dem Paradebette lag, bemerkte ich an der einen Hand derselben einen schönen Ring. Schade, dacht' ich, daß diese Kostbarkeit im Sarge für die Welt verloren gehen soll, während ich, mit einer kranken Frau und sieben hungrigen Kindern, Noth leide. Alberne Furcht vor Gespenstern kenne ich nicht. Was hätte mich also von dem Entschluße abhalten sollen, nur, aus Liebe zu den Meinigen, in der Nacht den Ring zu holen? Stehlen, dacht' ich, kann man das nicht nennen; denn stehlen heißt, seinem Nächsten heimlich das Seinige entwenden; und die Erde, in deren Schooß der Ring sich verloren haben würde, ist nicht mein Nächster. Das Einzige, was bei meinem Vorsatze mich noch beunruhigte, war der Umstand, daß ich das Fenster und die Gruft, welche ich durchbrechen und beschädigen mußte, nicht wieder herstellen lassen durfte; obgleich ich für einen Theil des Werthes des Rings dieß hätte thun können, und auch gern gethan haben würde. Die Liebe zu den Meinigen besiegte aber diese Bedenklichkeit nach und nach, indem mir das in die Enge getriebene Gewissen zuletzt zuflüsterte, die Kirche sei reich, und ihre Armencasse werde einen so unbedeutenden Schaden gern tragen, so fern dadurch der Noth einer armen Familie abgeholfen würde. Indessen leuchtet es mir jetzt mehr, als vor der That,

ein, daß ich wegen dieses Umstandes dennoch strafbar bin. Als ich in der Gruft ganz erschrocken bemerkte, daß die hinterbliebene Predigerwittwe, die des Rings vielleicht selbst bedarf, diesen vor der Beisetzung der Leiche im Stillen wieder zu sich genommen haben mochte, ward ich böse, und faßte im ersten heftigen Verdruße den übereilten Entschluß, zur Züchtigung der lächerlich eiteln Wittwe, ihres Mannes Leiche auf die Kanzel zu schleppen. Indessen auch in dieser Hinsicht geb' ich jetz, bei kälterm Blute gern zu, daß es — ob ich gleich einzig durch diese unzeitige Prahlerei der Frau Magisterin zu der That veranlaßt wurde — doch mir nicht zukam, die weibliche Unbesonnenheit zu ahnen: ich griff gleichsam einer höhern Hand vor, und werde auch dafür, die mir zuerkannte Strafe willig tragen.

45.

Vom wüthenden Heere.

Lieutenant Heugel, von einem preußischen Reiterregimente, verspätete sich bei einem Besuche auf dem Lande so lange, daß er erst gegen Mitternacht mit seinem Bedienten nach Rathenau zurück reiten konnte. Es war eine finstere Herbstnacht, nur von sanften Lüften durchsäuselt, aber in einem Walde, durch welchen die Reiter mußten, erhob sich plötzlich ein Sturm, es sauste um ihre Ohren, schwirrte und pfiff um sie her, und mancherlei noch nie gehörte Stimmen liessen sich vernehmen. Die Pferde schnaubten und waren kaum mehr zu bändigen, und der Bediente begann von dem wilden Jäger oder dem wüthenden Heere zu schwatzen.

Zuweilen war es, als ob schwache Flämmchen vor ihnen vorüber flögen. Dieser letzte Umstand spannte Heugels Aufmerksamkeit und Erwartungen mehr als alles Uebrige, und mit Recht. Glücklicherweise führte auch dieß den Aufschluß über die höchst wunderbare Erscheinung, und die Bekanntschaft mit der Natur des wilden Jägers, zunächst und hauptsächlich herbei. Er glaubte zu bemerken, daß das Schwirren, Rauschen und Pfeifen um seinen Kopf herum vorzüglich lebhaft war. Da sein Bedienter, der Finsterniß wegen, vor ihm reiten mußte: so schien es ihm, als ob einige dieser Luftgespenster zwischen des letztern Pferde und

dem seinigen hindurch flogen. Auch hatte das beständig vernommene Schwirren die höchste Aehnlichkeit mit demjenigen Geräusche, welches Vögel mittelst der Flügelschwingungen in der Luft hervorbringen, wenn sie in unserer Nähe vorüber ziehen. Zuletzt bemerkte Heugel auch, daß etwas von oben herab nach seinem Hute hinschoß, und sich dann wieder empor schwang. Diese oft wiederholten Wahrnehmungen gaben seinen Schlüssen und Vermuthungen endlich die wahre Richtung. Er erkannte in den vorüberfliegenden Körpern große Nachtvögel. Das, was an ihnen wie kleine Flämmchen funkelte, waren die großen, im Finstern wirklich schrecklichen, Feueraugen derselben. Diese Vögel waren aber offenbar Nachteulen, und zwar, was frühere Erfahrungen vermuthen lassen, die sogenannten Ohreulen.

Was unserm Reisenden noch vor wenig Augenblicken unbegreiflich schien, und ihn in die unangenehmste Verlegenheit setzte, war ihm nun ganz klar, und veranlaßte ihn zu unterhaltenden Beobachtungen. Er war in der Regimentsuniform, und bemerkte, daß die Eulen, an der Zahl wenigstens zwölfe, den großen und schwankenden weißen Federbusch seines Hutes für ein Thier halten mochten, worauf sie Jagd machen zu wollen schienen. Er nahm endlich den Federbusch von dem Hute herunter, und steckte ihn in die Ueberrockstasche. Jetzt liessen ihn die Nachtvögel ungehudelt, und zogen überhaupt nach Verlauf von ungefähr fünf Minuten, mit Geräusch und lautem Geschrei vorüber.

46.

Ein kleiner Teufel in einer Todtengruft.

Im Dom der Hansestadt Bremen befindet sich ein Gewölbe, der Bleikeller genannt, weil einst das Blei zum Dache der Kirche darin gegossen wurde. Dieses Gewölbe hat die besondere Eigenschaft, daß darin begrabene Leichen nicht verwesen sondern zu Mumien austrocknen, welches man der Trockenheit der Luft in dieser höchsten Gegend der Stadt zuschreibt. Fast alle Fremde, welche nach Bremen kommen, besehen sich den Bleikeller mit seinen Mumien, und der Mann, welcher sie zeigt, wandelt aus langer Gewohnheit unter ihnen so furchtlos, wie unter Lebendigen. Einmal aber ergriff ihn doch Entsetzen bei dieser Beschäftigung. Er führte einige Engländer unter den Särgen herum, und wollte ihnen eben eine besonders merkwürdige Mumie zeigen, deren Geschichte er kürzlich vorzutragen begann, als er in einem der Gänge einen kleinen schwarzen Teufel auf allen Vieren kriechen sah. Schrecken lähmte seine Zunge bei den ersten Worten der angefangenen Erzählung; er lief hastig davon, ohne sich weiter darum zu bekümmern, daß er die Fremden in einer so gefährlichen als schlechten Gesellschaft ließ.

Ohne zu wissen was ihren Führer fortgejagt hatte, blieben die Engländer, und harrten seiner Rückkehr. Mit genauer Betrachtung der Mumien beschäftigt,

machten sie nicht sogleich die Entdeckung, welche den Führer fortgeschreckt hatte; nach einiger Zeit erblickten aber auch sie das kleine schwarze Wesen, und erklärten sich nun leicht die Ursache der Flucht. Engländer erschrecken vor Schwarzen nicht so leicht, weil sie viel mit Negern verkehren, mit deren Farbe Europäer den Teufel malen, wogegen ihm christliche Negern die Farbe der Europäer geben, welche an ihnen so oft zu menschlichen Teufeln werden.

Die Engländer neckten den kleinen Schwarzen eine Weile mit ihren Stöcken, bis er endlich aufsprang, doch nicht, um sie, wie ein ächter Teufel, zu zerreissen, sondern, so viel sich aus seinen Bestrebungen bemerken ließ, die Flucht zu ergreifen. Die Engländer schnitten ihm den Rückzug ab, ergriffen ihn und redeten ihn an, bemerkten aber, daß er nicht englisch könne, weil er sie nur groß und ängstlich ansah und kein Wort antwortete. Sie nahmen ihn deshalb mit aus dem Gewölbe, um von Deutschen fernere Untersuchungen anstellen zu lassen, von wannen er gekommen sei und wohin er fahren werde. Der Aufseher des Bleikellers stand an der Thür, und schämte sich vor sich selbst, da er jetzt in dem geglaubten Teufel einen Schornsteinfegersknaben erkannte. Neugierde hatte den Knaben veranlaßt durch eine Röhre, welche dem Bleikeller zu einem Luftzuge diente, in denselben hinabzuklettern, um sich darin umzusehen. Kaum war er angelangt, als die Thür des Gewölbes sich öffnete. Aus Furcht, zur Strafe gezogen zu werden, suchte er sich zu verbergen, und kroch deshalb unter die Särge.

47.

Rumor und Werfen in einem Holzbehälter.

In der herzoglich sächsischen Stadt Altenburg kaufte 1794 ein Schuhmacher einige Klaftern Holz, um sich mit hinlänglichem Wintervorrathe zu versehen. Dieses Holz wurde auf dem Boden sorgfältig aufgestapelt, aber kaum stand es einige Tage, als ein Theil desselben mit gewaltigem Getöse umfiel. Da man nicht begreifen konnte, wie es von selbst umgefallen sei, wollte man nach der Ursache forschen, doch die Lust zur Untersuchung verlor sich bald, weil denjenigen, die dazu ausgegangen waren, Holzscheite entgegen flogen. Furcht, daß hier ein Kobold rumore und Besorgniß für die bedrohten Köpfe jagte die Untersucher zurück. Einige Tage dauerte dieser Lärm fort, und der Kobold war von so böser Art, daß er nicht, wie die meisten seinesgleichen, nur des Nachts polterte, sondern auch gar öfters bei Tage. Von den Nachbarn, welche den Lärm hörten, wollten auch etliche der Ursache nachspüren, alle verloren aber den Muth, sobald die, von einer unsichtbaren Hand geworfenen, Holzscheite ihnen um die Köpfe herum flogen. Man bedauerte nur die arme Frau des Schuhmachers, welche eben als Kindbetterin in einem Zimmer lag, über welchem sich der Boden mit dem spukenden Holze unmittelbar befand. Alle

Gevatterinnen fürchteten, das öftere Schrecken möchte sie töden.

Die Spukerei in der Wohnung des Schuhmachers kam bald auch zur Kunde der Polizei, welche einige ihrer Leute dahin sandte, Nachricht einzuziehen und den Kobold, wenn es sich nur irgend thun liesse, gefänglich niederzuwerfen. Die Abgeordneten suchten überall, und fanden nichts; wohl spürten sie aber, daß dennoch etwas da sein müsse, denn indem sie wieder fortgiengen, wurden sie mit einer Holzkanonade verfolgt. Um wenigstens etwas als corpus delicti mitzubringen, faßten sie einige Holzscheite auf, zu versuchen, ob in ihnen selbst eine Zauberkraft stecke. Im Polizeiamte rührten sich die Holzscheite nicht, liessen sich sogar ganz ruhig verbrennen. Der Glaube an eine gespenstische Erscheinung wollte schon in der Stadt ziemlich allgemein werden, als das Natürliche derselben zufällig entdeckt wurde. Der Besitzer des Hauses, dessen oberes Stock der Schuhmacher bewohnte, hatte einst auf dem Boden, den er zu seinem Gebrauche behalten hatte, etwas zu thun. Indem er über den Vorsaal des Schuhmachers gieng, sah er die Treppe, welche zu dem Spukorte führte, wo es vor wenig Augenblicken wieder sehr arg gepoltert hatte, eine Weibsperson herunterkommen, welche bei dem Schuhmacher als Magd gewesen, von dessen Frau aber kürzlich fortgeschickt worden war, weil sie sie im Verdacht eines zu vertrauten Umganges mit ihrem Manne hatte. Der Hauswirth trat ihr in den Weg, und fragte sie entschlossen, was sie noch hier zu suchen habe? Die Magd antwortete nicht, und zeigte einige Verlegenheit, durch welche sie dem Fragenden verdächtig wurde. Er nahm sie also mit in ein Gemach, schloß sie ein,

und drohete ihr, daß sie nicht eher wieder herauskommen würde, bis sie sich über ihre Anwesenheit im Hause gerechtfertigt habe. Mit Anzeige seines wahrscheinlichen Verdachtes sendete er nach den Gerichtsdienern, welche bald erschienen, und die Magd mitnahmen, die in einem Verhör Nachstehendes aussagte.

Der Schuhmacher habe seit Jahr und Tag ein Auge auf sie gehabt, und im Umgange mit ihr gestanden, auch versprochen, sie nach dem Tode seiner Frau zu ehelichen. Natürlich habe sie diesen Zeitpunkt sehnlich herbei gewünscht, aber nie gewagt, dem Gedanken Raum zu geben, das ihr im Wege stehende Weib gewaltsam ums Leben zu bringen. Da sie aber einmal gehört habe, daß Seelenangst und heftiges Schrecken einer Wöchnerin leicht den Tod zuziehe, und da sie es für keine große Sünde halten könne, durch dergleichen Mittel den Tod der Schusterin, mithin ihr eigenes Glück, zu beschleunigen: so habe sie sich an dem Tage der Niederkunft der Meisterin, unbemerkt in deren Wohnung geschlichen, und mit dem Holze fleißig gepoltert und geschmissen. Während den angestellten Untersuchungen, woher das Poltern käme, habe sie sich in einem finstern Loche des altfränkisch gebauten Hauses, welches nur ihr und dem Meister bekannt sei, verborgen gehalten.

Man untersuchte die Richtigkeit ihrer Aussage in Absicht des geheimen Loches, und fand dieses auch wirklich, so versteckt, daß es, ohne ihre eigene Anzeige, schwerlich würde entdeckt worden sein.

48.

In einer Kirche wird außer der Zeit und bei verschlossenen Thüren gepredigt.

In Lauenburg giengen einst zwei Dienstmägde vor der Kirche vorbei, und hörten zu ihrer Verwunderung darin sprechen. Es klang, als ob jemand auf der Kanzel predige, und doch war es Nachmittags an einem Wochentage, zu welcher Zeit nie gepredigt wurde, überdieß waren auch die Thüren zu. Die Mädchen horchten einen Augenblick, als sie sich aber überzeugten, daß wirklich in der Kirche gesprochen wurde, liefen sie erschrocken davon. Der Volkswahn, daß in Kirchen und auf Kirchhöfen Gespenster besonders gern hausen, ließ sie auch hier welche vermuthen. Etliche Kammerädinnen, die ihnen begegneten, lasen den Ausdruck des Schreckens auf ihren Gesichtern, fragten nach der Ursache desselben, und erfuhren solche ohne Mühe. Etliche Vorübergehende hörten das laute Gespräch; Neugierde lockte sie nach der Kirchthür und in wenig Augenblicken hatte sich daselbst eine Anzahl Menschen versammelt, welche alle sprechen hörten, ohne jedoch etwas zu verstehen. Nur aus dem Tone vernahmen sie, daß der Sprecher einem Kanzelredner nachahmte.

Einer der Neugierigen hatte so viel Muth, sich von etlichen andern in die Höhe heben zu lassen, um durch ein Fenster in die Kirche zu schauen. So wie er einige Blicke in dieselbe warf, prallte er so er-

schrocken zurück, daß die ihn Haltenden alle Kraft anstrengen mußten, um ihn nicht fallen zu lassen. Leichenblaß trat er wieder auf den Boden, lehnte sich erschöpft an seine Gefährten, und mußte sich eine Weile sammeln, ehe er stammelnd erzählen konnte: auf der Kanzel stehe ein weisses Gespenst, mit einem ganz schwarzen Kopfe, und fechte mit den Händen gewaltig herum, und ihm gegenüber in der Kirche stände ein anderes in einem langen dunkeln Gewande, und sähe nach dem weissen hin.

Niemand wandelte weiter die Lust an, auch in die Kirche zu blicken, etliche Vernünftige giengen aber zu dem Prediger Lesekow, um ihn zu bitten, daß er die Kirche öffnen möge. Der Prediger war nicht zu Hause, der Küster auch nicht. Man lief also schnell zu einer obrigkeitlichen Behörde, erzählte, was eine Menge Menschen gehört und einer gesehen hatte. Eine Gerichtsperson machte sich mit dem Kirchenschlüssel auf den Weg, ihr folgte eine kleine Zahl Verständiger und eine große Schaar neugieriger Gaffer. Die Kirche wurde geöffnet, und die Aussage des Mannes, welcher hinein gesehen hatte, vollkommen bestätigt. Das Kanzelgespenst verschwand indeß sogleich, aber das andere, im langen dunkeln Gewande, wollte nicht verschwinden, im Gegentheile gieng es den Eingetretenen entgegen und trieb durch sein bloßes Fortschreiten die größere Zahl derselben in die Flucht, mittlerweile die Kühnern und Vernünftigern stehen blieben. Auch jene kehrten wieder um, als das geglaubte Gespenst zu sprechen anfieng, und man in seiner Stimme die Wohlbekannte des Predigers Lesekow erkannte. Man verständigte sich gegenseitig, und erhielt nun über das

schreckhafte Ereigniß den natürlichen, etwas comischen Aufschluß.

Ein sehr blöder Candidat wollte den nächsten Sonntag zum erstenmale auf der Kanzel auftreten, besorgte aber, daß seine Stimme, wegen der beklemmten Brust, die Kirche nicht auszufüllen vermöchte, hatte auch in Absicht der Gesticulation manche Besorgniß. Uebrigens war der Canditat ein guter Mensch, der auch mehr gelernt hatte, als mancher andere, und welchem, nach Lesekows Ueberzeugung, zu einem guten Prediger nichts fehlte, als etwas mehr Muth. Deshalb gab sich der Prediger mit ihm die Mühe, ihn seine Predigt incognito halten zu lassen, ohne daran zu denken, daß dieß zu einem allgemeinen Spuke Anlaß geben könnte. Der Candidat hatte einen bescheidenen weissen Rock an, und das schwarze Haar ungepudert, der Prediger einen Schlafrock von dunkelem Cattun, in welchem er sich der Kanzel gegenüber stellte, und der Predigt, mit welcher er wohl zufrieden war, zuhörte. Auch das Verschwinden des Candidaten gieng ganz natürlich zu. Aus Schaam bückte er sich, sobald er Leute in die Kirche treten sah, und schlich sich unbemerkt von der Kanzel herab.

49.

Nächtliche Erscheinung in einer Kirche.

Herr Kanngiesser und der Secretär Weichmann, giengen 1770 um Mitternacht aus einer Gesellschaft, über den Friedrichsstädtischen Marktplatz zu Berlin, nach ihren Wohnungen zurück. Im Vorbeigehen vor einer Kirche bemerkten sie einen Lichtschimmer in derselben, doch in der Vermuthung, daß er von einem benachbarten Hause herrühre, giengen sie unbekümmert vorüber; allein da sie jetzt die Kirche von einer andern Seite sahen, und den Schimmer abermals erblickten, bewog sie dieses zu einer nähern Untersuchung. Sie kletterten in die Höhe, und sahen durch ein Kirchfenster ein kleines schwaches Licht, in dessen Kreise die Erde neben ihm in einer Art von Aufruhr zu sein schien. Nicht fern davon war eine Oeffnung im Boden und aus dem Schlunde leuchtete ein helleres Licht empor. Die Beobachter waren erschrocken. Zweifelhaft ob sie auch recht sähen, fragte einer den andern, und jedes Antwort bestätigt des andern Gesicht. Durch mehre Fenster blieb die Erscheinung dieselbe, auch durch das Schlüsselloch in der Thür zeigte sie sich auf die nehmliche Weise. Bei diesem Sehen durch das Schlüsselloch drückte einer von ungefähr auf die Klinke der Thür, welche sogleich aufsprang. Beide prallten auf einen Augenblick zurück, doch als vernünftige Leute ermannten sie sich bald wieder, und traten in die Kirche, wo

ihnen von neuem schauderte, als aus der Gruft sich etwas empor hob. Zuerst erblickten sie den Kopf, dann die Brust; es schien, als ob ein Todter sich dem Grabe entwinden wollte. Noch einmal wollten sie fliehen, doch abermals siegte männliche Besonnenheit.

Guten Abend, meine Herren! Was steht den hier so spät zu ihren Diensten — ertönte jetzt aus der Gruft eine Stimme, die zwar in der weiten Kirche etwas furchtbar hallte, dabei aber doch auch so freundlich klang, als der Anfang der Anrede.

Es war der Todtengräber, welcher den Beobachtern zugerufen hatte, und ihnen nun auf Verlangen vollkommene Auskunft gab. Die zu spät bestellte Zubereitung eines Kirchengewölbes, worein des nächsten Tages eine Leiche beigesetzt werden sollte, machte es nothwendig, bei der Arbeit die Nacht zu Hülfe zu nehmen. Durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hatte der Todtengräber zwei Laternen bei sich, um nicht im Finstern zu sein, wenn die eine vielleicht von den aus der Gruft steigenden Dünsten verlöscht werden sollte. Die eine verbreitete neben dem Gewölbe ein mattes Licht, die heller brennende in der Gruft veranlaßte das scheinbare Zauberlicht, welches aus der Erde empor zu flammen schien.

Hätten beide Beobachter nur etwas weniger Muth und Entschlossenheit gehabt, als wirklich dazu gehörte, die angefangene Untersuchung, unter so sonderbaren Umständen, mit Erfolg zu beendigen: so möchte leicht aus ihren ersten Wahrnehmungen ein nie aufgeklärtes Gespenstermärchen entstanden sein.

50.

Rousseau wird für einen Teufelsbanner gehalten.

Rousseau beschäftigte sich während seines Aufenthaltes zu Charniettes auch mit der Sternkunde.

Ich würde, erzählt er im zweiten Theile seiner Bekenntnisse, an diesem Theile der Wissenschaften Geschmack gefunden haben, wenn ich Instrumente gehabt hätte; allein ich mußte mich mit einigen Grundsätzen, die ich aus Büchern entlehnen konnte, begnügen, und mit einigen unvollkommenen Beobachtungen, die ich durch ein Perspectiv machte, um doch die Gestalt des Himmels im Allgemeinen kennen zu lernen: denn mein kurzes Gesicht erlaubte mir nicht, mit ungewaffneten Augen die Sterne klar zu unterscheiden. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer Begebenheit, über die ich oft habe lachen müssen. Um die Constellationen zu studiren, hatte ich mir eine Himmelscharte gekauft, und sie in einen Rahmen gespannt. Des Nachts, wenn der Himmel heiter war, gieng ich den Garten, pflanzte meinen Rahmen auf vier Pfähle, die so hoch, als ich waren, so, daß die Charte nach unten gekehrt war. Um sie nun zu erleuchten, ohne daß der Wind mir das Licht auslöschte, stellte ich es in einem Eimer auf die Erde zwischen den Pfählen, und dann sah ich bald mit den Augen auf die Charte, bald mit dem Perspectiv nach dem Himmel, um die Sternbilder ken-

nen zu lernen. Der Garten des Herrn Noiret, in welchem ich war, lag am Abhange eines Berges, so, daß man ihn vom Wege ganz übersehen konnte. Eines Abends erblickten mich einige Bauern, die dort spät vorbei giengen, mit meiner grotesken Zurüstung bei meiner Beschäftigung. Der Glanz auf meiner Charte, dessen Grund sie nicht einsahen, weil das Licht ihnen durch die Wände des Eimers versteckt war, die vier Pfähle, das große Papier, auf welchem Figuren standen, der Rahmen und das Spiel meines Perspectives, das bald erschien, bald verschwand, gab der ganzen Sache ein zauberhaftes Ansehen, und setzte sie in die äußerste Bestürzung. Mein Anzug war nicht gemacht sie zu beruhigen. Ein abgekrempter Hut über eine Schlafmütze, und ein sogenanntes Kärnerhemd, welches ich überzogen hatte, gaben ihnen das wahre Bild eines Zauberers; und da es beinah Mitternacht war, so zweifelten sie keinen Augenblick, daß dieß der Anfang des Hexentanzes sei. Die Neugierde mehr davon zu sehen, vergieng ihnen, sie entflohen in der größten Angst ihres Herzens, weckten ihre Nachbarn, um ihnen ihre Gesichte zu erzählen, und schon am folgenden Tage wußte die ganze Nachbarschaft, daß in dem Garten des Herrn Noiret Teufelsbeschwörungen getrieben würden. Ich weiß nicht, was dieß Gerücht endlich für eine Folge gehabt haben würde, wenn nicht einer von den Bauern, die meine Zauberei angesehen hatten, noch den nehmlichen Tag bei zweien Jesuiten darüber geklagt hätte. Diese besuchten uns, und ohne zu wissen, was es eigentlich gegeben hätte, beruhigten sie die Bauern schon im voraus. Nachher erzählten sie uns die Geschichte, ich sagte ihnen den Zusammenhang der Sache, und wir lachten herzlich darüber. Indessen

beschloß ich doch, aus Furcht vor einem Nachspiele, künftig ohne Licht zu beobachten, und im Nothfalle mir bei meiner Charte in der Stube Rath zu holen.

51.

Der auferstandene Todte.

Im Jahr 1704 miethete sich ein Engländer in einem Privathause zu London ein, und machte mit den Leuten, die er bei sich hatte, so großen Aufwand, daß der Hauswirth, ob schon selbst ein wohlhabender Mann, ihn für unermeßlich reich hielt. Einige Zeit hatte der Fremde in diesem Logis gewohnt, als er seinem Hauswirth erzählte: sein Bruder sei in einer Provinzialstadt gestorben, wünsche aber in die Westmünsterabtei begraben zu werden, weil seine Verwanden daselbst ruheten. Er bat deshalb, den Sarg mit dem Leichname in seine Wohnung kommen lassen zu dürfen, um ihn mit allen Begräbnißfeierlichkeiten beisetzen zu lassen. Der Hauswirth besorgte, daß Weigerung ihn um einen Miethsmann bringen möchte, der wie ein Lord bezahlte, und gab seine Einwilligung. Der Sarg wurde gegen Abend gebracht; der Bruder des Verstorbenen gieng mit seinen Leuten aus, die nöthigen Vorkehrungen zu dem Begräbnisse zu treffen. Mitternacht war nahe, und noch kam niemand zurück; doch war dieß nichts Seltenes, denn der fremde Herr kam öfters erst gegen Morgen wieder heim. Heut hatte er The-

wasser bestellt, weshalb die Magd, ihn zu erwarten, in der Küche aufbleiben mußte, so ungelegen es ihr auch war, denn nicht fern davon stand die Leiche.

Eben wandelte sie einige Furcht an, als sich die Küchenthür aufthat, und eine lange Gestalt mit leichenblassem Gesichte und in einem Leichenanzuge hereintrat. Das Gespenst thät zwar der Magd nichts zu Leide, sondern setzte sich nur ganz still auf einen Stuhl ihr gegenüber, diese Gesellschaft behagte aber doch der Magd so wenig, daß sie erschrocken davon lief, um sich in das Schlafgemach ihrer Herrschaft zu flüchten. Indem diese aufgeweckt die Augen aufschlug, erblickte sie auch schon das Gespenst, welches auf einem Stuhle bei der Thür Platz genommen hatte, die blitzenden Augen fürchterlich rollte, und das Gesicht so gräßlich verzehrte, daß keines seinen Anblick auszuhalten vermöchte. Die schon erschrockene Magd sank sinnlos neben dem Bette nieder, unter dessen Decke Herr und Frau sich tief versteckten, um nur wenigstens dem schauderhaften Anblicke auszuweichen.

Ein gewaltiges Poltern, welches sich im Hause erhob, reizte die Neugierde des Herrn in hohem Grade, um nicht ein wenig über die Bettdecke hervor zu schauen. Ruhig saß das Gespenst noch auf demselben Fleck, so wie aber der Kopf aus der Bettdecke hervor gieng, drohete es so furchtbar, daß der Kopf sich augenblicklich wieder verbarg. Zu entfliehen war nicht möglich, weil das Schlafgemach nur eine einzige Thür hatte, und das Gespenst hart an derselben saß. Der fortdauernde Lärm in dem Hause bewog dessen Besitzer noch etlichemal, ein wenig aus seinem Versteck hervor zu blicken; weil aber das Gespenst jedesmal so erschrecklich drohete, und übrigens sich ganz ruhig verhielt, glaubte der zit-

ternde Mann das klügste Theil zu erwählen, wenn er sich fest an seine nie aufblickende Frau schmiegte, sich gemeinschaftlich mit ihr im Angstschweisse badete, und sich übrigens ruhig verhielte, damit nur das furchtbare Gespenst ihm nichts thäte. In Hoffnung, daß der fremde Herr oder seine Bedienten nach Hause gekommen sein möchten, schrie er einige mal unter seinem Bette hervor laut um Hülfe, doch niemand erschien.

Das Poltern im Hause hatte unterdessen fortgedauert, doch nach und nach sich weiter entfernt. Nach einiger Zeit wurde es still, und weil es kurz darauf ein Uhr schlug, glaubte der geängstigte Mann, die Gespenster hätten mit dieser, sie gewöhnlich verjagenden Stunde ihren Abzug genommen. Ermuthigt hierdurch, wagte er es, wieder einmal hervor zu blicken und zu seiner großen Freude bemerkte er, daß auch das Gespenst aus seinem Zimmer verschwunden war. Jetzt schöpfte er freier Odem, theilte seiner halbtoden Frau die gemachte frohe Entdeckung mit, und nun kroch auch diese hervor. Beide bemühten sich zuvörderst, der Magd zu Hülfe zu kommen, welche immer noch ohnmächtig neben dem Bette lag. Die Frau hatte in einem Schranken, worin sie ihren Schmuck und ihr Silberzeug verwahrte, auch einige Hausmittel stehen, die sie jetzt zu holen gieng. Wie groß war ihr Schekken, da sie den Schrank von allen Kostbarkeiten ausgeräumt fand. Mit lautem Geschrei kehrte sie zu dem Manne zurück, der nun auch hastig nach seinen Schätzen lief, und sie ebenfalls verschwunden sah. Man eilte in das Zimmer des fremden Herrn, und fand auch dieses von den besten Geräthschaften entblößt.

Der fremde Herr war ein abgefeimter Räuber gewesen, welcher sich deshalb in diesem Hause einlogirte,

um sich die Gelegenheit abzusehen, wie er den Besitzer desselben seiner aufbewahrten Schätze berauben könne. Der Räuber stand in Verbindung mit Arthur Chambres, welcher zu dieser Zeit in England nicht weniger berüchtigt war, als Nickel List, Käsebier oder der Baierische Hiesel zu der ihrigen in Deutschland. Dieser Verwegene lag in dem Sarge, welcher etliche verborgene Luftlöcher hatte, und benutzte die von seinen Spießgesellen gemachte Erfahrung, daß Magd und Herrschaft ziemlich furchtsamer Natur wären. Erschreckte sie als Todter, indeß seine Gehülfen das Haus ausräumten, und nahm zugleich immer eine solche Stellung, daß er den Uebrigen als Vorpostenwache diente, und sie daher den angefangenen Raub ganz unbesorgt fortsetzen konnten.

52.

Das Gespenst im Predigerhause zu Annaberg.

Zu Annaberg, im sächsischen Erzgebirge trieb im Jahr 1691 im Hause des Archidiaconus Zobel, ein Gespenst großes Unwesen. Es lärmte im Hause, plätscherte im Wassertroge, neckte die Leute, und war von der Magd und einer andern Hausgenossin einige mal, bald in Gestalt eines großen zottigen Hundes, bald als ein häßliches altes Weib gesehen worden. Nach der Weise der damaligen Zeiten hielt man dieß für Werke des Satans oder gottloser, mit ihm verbundener Leute.

und Zobel selbst erhob sich nicht über den Geist seines Zeitalters. Er machte dem Magistrat Anzeige von den Ereignissen in seinem Hause, und erhielt eine Zeitlang eine Bürgerwache, welche aber nichts entdeckte, ja nicht einmal etwas hörte. Kaum wurde die Wache wieder eingestellt, als das Gespenst sich von neuem zeigte. Zobel ergriff nun die geistlichen Waffen, und betete nicht nur daheim, sondern öffentlich in der Kirche, daß die Spukereien bald aufhören und weder dem Hause noch der Stadt überhaupt schaden möchten. Lange wollte das Gespenst sich nicht daran kehren, doch endlich hörte sein Toben mit einem Male auf, und Zobel war sehr geneigt, dieses der Kraft seines Gebetes zuzuschreiben. Unerwartet zeigte es sich nach einiger Zeit, daß der Spuk selbst so natürlich gewesen war, wie das Aufhören desselben.

Anton Friedel, ein Bürger zu Annaberg, wurde der Dieberei verdächtig eingezogen. In den Verhören gestand er sechs und zwanzig Diebstähle und Einbrüche ein, welche er in einer Reihe von acht Jahren begangen hatte, und unbefragt sagte, er zugleich aus, daß er die Rolle des Gespenstes in Zobels Hause gespielt habe, doch nicht um zu stehlen, wozu er sich bei andern Gelegenheiten solcher Mummerei wohl auch bedient hätte, sondern blos in der Absicht, die Magd zu neken. In jenen Zeiten, wo Glaube an Zauberei und Bündnisse mit dem Teufel noch so gemein, und Hexenprocesse nichts Seltenes waren, erachteten die Richter es für nöthig, den Inquisiten sofort zu fragen, ob er nicht mit dem Satan im Bündnisse stehe, und mit seiner Hülfe jene teuflische Gaukelei gemacht habe. Friedel versicherte: Der Fürst der Hölle sei dabei ganz unschuldig, und das ganze Geheimniß beruhe allein in einer

großen zottigen Decke, vermittelst welcher er sowohl den Hund als die alte Frau dargestellt habe. In diese Decke gehüllt, habe er einen Hund, da er wie ein solcher betten und auf allen Vieren laufen könne, so täuschend nach zu machen gewußt, daß ihm einmal ein Fleischerhund als seines gleichen angefallen habe. Das Rauche einwärts gekehrt, hätte dieselbe Decke als ein Regentuch einer alten Frau gedient, die er zum Schrecken aller Furchtsamen mit verzehrtem Gesichte gemacht habe.

Friedel ersuchte seine Richter, sie möchten die Decke aus seinem Hause holen lassen, um ihnen recht augenscheinlich zu beweisen, daß alles ganz natürlich zugegangen sei, doch die Richter gewährten ihm seine Bitte nicht, weil sie besorgten, daß irgend eine geheime teuflische Zauberkraft der Decke inwohnen möge. Friedel mußte sich demnach zur Bewährung seiner Hundetalente damit begnügen, daß er auf allen Vieren in der Gerichtstube herum lief, und dazu gleich einem Hunde bellte. Die Richter thaten dieser Ungebühr bald Einhalt, waren aber durchaus nicht von dem Wahne zurück zu bringen, daß Friedels Possen Teufelskünste wären, und Zobel schrieb nach Friedels Geständnisse noch eine historisch-theologische Vorstellung des Gespenstes in seinem Hause, worin er es als übernatürlich darstellt, und der natürlichen Aufklärung der Erscheinung nicht gedenkt.

Friedel wurde wegen seiner Diebstähle und der Spukerei im Predigerhause vom Schöppenstuhl zu Leipzig zum Strange verurtheilt, und das Urtheil an ihm im Hornung 1693 vollzogen.

Man hätte glauben sollen, daß diese gänzlich entdeckte, natürliche Gespenstsgeschichte in Vergessenheit

gerathen sein würde; allein, der Aberglaube und die damalige Liebe zum Wunderbaren war viel zu groß, als daß man natürliche Possen für das hätte halten sollen, was sie waren. Das Geständniß, welches Friedel gethan hatte, wurde von den Meistern nicht geachtet; denn man blieb dabei, daß in dem Zobelschen Hause der Satan gehauset haben müsse. Andere, die eben nicht abgeneigt waren, der Aussage des Inquisiten zu glauben, konnten sich doch nicht vorstellen, daß er anders, als durch Einverständniß und Mitwirkung des Satans, solche Streiche habe spielen können. Daher kam es, daß man ihn, bei der Zubereitung zum Tode unzählige mal fragte: „Ob er nicht ein geheimes Bündniß mit dem Satan geschlossen habe? Denn wenn dieß der Fall wäre, so könne er unmöglich ein Kind der Seligkeit werden." Friedel antwortete hierauf allezeit mit den größten Betheurungen, daß er von keinem Einverständnisse mit dem Fürsten der Hölle wisse. Er habe vielmehr alle seine kleinen Künste durch eigene Geschicklichkeit und Uebung erlernt. Wer ihm das nicht glauben wolle, sagte er noch kurz vor seinem Tode, der möchte ihm nur seine zottige Decke bringen lassen; er wäre erbötig, noch zu guter letzt seine sogenannten Zauber- und Hexenstücke vor allen Anwesenden zu machen. Dieß wurde ihm aber abgeschlagen, unter den schärfsten Verweisen, „daß er die wenigen Stunden, die er noch zu leben habe, nicht zu solchen Teufeleien, sondern zu seiner Bekehrung anwenden sollte." — Kurz man wollte mit sehenden Augen nicht sehen. Die Gespenstergeschichte würde wohl in einer ewigen Dunkelheit geblieben sein, wenn nicht Joh. Pfefferkorn, damaliger Stadt- und Gerichtsschreiber, als Augenzeuge, in einer schätzbaren Handschrift, die eigentlich blos als Haushaltungs-

buch zu betrachten ist, zu seiner eigenen Nachricht, die von Anton Friedeln verübten Zauber- und Hexenstücke aufgezeichnet hätte.

53.

Ein Bauer wird von einem Selbstmörder barbirt.

Vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren wurde zu Quedlinburg ein Barbirgesell von seinem Herrn eines Diebstahls beschuldigt, und bei der Obrigkeit deswegen angeklagt. Die Nacht vor dem Tage, da er sich verantworten sollte, besuchte er die Maskerade, und war auf derselben bis zur Ausgelassenheit lustig. Gegen Morgen aber fieng er an, unruhig zu werden, sah wild aus den Augen, entfernte sich, gieng zum Thore hinaus, und gab dem daselbst wachhaltenden Soldaten seine Uhr, mit der Versicherung, daß sie, falls er nicht wieder käme, ihm gehören solle. Darauf erschoß er sich auf einem der schönsten Spaziergänge vor Quedlinburg.

In der Folge verbreitete sich das Gerücht, der Selbstmörder gehe um, und barbire die Vorübergehenden. So lächerlich diese Behauptung an sich auch sein mochte, so fand sie doch Glauben, als ein Bauer, der wirklich von jenem Geiste dort barbirt worden zu sein versicherte, vor Entsetzen darüber in eine tödliche Krankheit verfiel. Man untersuchte die Sache genauer,

und entdeckte, daß der Bauer dort unter freiem Himmel auch wirklich war barbirt worden, nur nicht von einem Gespenste; nein der zudringliche Barbir war — ein in Quedlinburg einquartirter preußischer Reiter, der aus Muthwillen die Rolle des Selbstmörders spielte, und von seinem Regimente eine gute Portion Fuchtel dafür zur Vergeltung erhielt.

54.

Das kleine weisse Männchen im Wege.

In einem sächsischen Landstädtchen wurde der Pfarrer des Nachts zu einer todkranken Kindbetterin geholt. Die Frau starb während seines Besuches, worauf die Magd ihm nach Hause leuchtete. Die Stunde der Mitternacht und der lebhaftere Gedanke an den Tod, welchem sich bei weniger gebildeten Leuten so leicht Gespensterfurcht anschließt, erfüllten die Magd mit Furcht. Aengstlich blickte sie umher, und ihre Angst stieg bis zum Entsetzen, als sie mitten auf der Strasse ein kleines weisses Männchen erblickte. Ob es schon kaum die Größe eines einjährigen Kindes hatte, jagte es der Magd doch solches Schrecken ein, daß sie zurück sprang, und es dem Prediger überließ, den weitern Weg ohne Laterne zu suchen. Auch diesem leuchtete aus der Dunkelheit der Nacht das, kaum zwölf Schritte weit entfernte, weisse Ding entgegen, wel-

ches ihm aber, weil seine Phantasie weniger erhitzt war, kein Männchen schien. Unbesorgt schritt er weiter, und als er nahe genug gekommen war, sondirte er das weisse Ding ein wenig mit seinem Filialstocke. Es war hart, und fiel bei einer etwas stärkern Berührung um. Der Prediger hob es auf und überzeugte sich nun sehr leicht, daß es weiter nichts war, als ein Zuckerhut in weissem Papiere. Die Magd, welche anfänglich für den Pfarrer gezittert hatte, kam nun auch von ihrem Entsetzen zurück, und nahm ganz unbedenklich in ihre Arme, was sie zuvor so heftig erschreckt hatte.

Der Pfarrer schloß sogleich, daß Diebe, welche die Laterne verjagt haben würde, den Zuckerhut verloren haben möchten. Er eilte deshalb zu einem in der Nähe wohnenden Kaufmann, ihn aus dem Schlafe zu wecken. Der Kaufmann fand seinen Zuckervorrath grossentheils ausgeräumt, und eilte mit seinen Leuten den Dieben nach, deren Weg in einem Städtchen, das nicht mehr als eine Gasse hatte, leicht zu finden war. Wirklich war er so glücklich, das ihm Geraubte wieder zu erhalten, denn als die Dieben, welche es in ihrer Kunst noch zu keiner grossen Fertigkeit gebracht haben mochten, sich verfolgt sahen, warfen sie den Zucker weg, um hierdurch erleichtert, der ihrer wartenden Strafe sicherer entfliehen zu können.

55.

Auch etwas von Hexenprocessen.

Ein Gutsbesitzer erzählt in einer öffentlichen Schrift Nachstehendes:

Ein Weib hatte ihren Mann als Wittwer und Vater von zwei Kindern geheirathet, und demselben während ihrer Ehe, noch zwei Kinder geboren. Der Mann starb, hinterließ dem armen Weibe diese Kinder, und dazu nur ein sehr geringes Bauergut, worauf er nichts als zwei Kühe hielt, womit er sein Feld bearbeitete. Auf diesem Gute hafteten noch Schulden vom siebenjährigen Kriege her, wovon jährliche Zinsen bezahlt, und die Steuern abgetragen werden mußten.

Um dieß leisten zu können, und um nicht an den Bettelstab zu gerathen, strengte die arme Bäurin alle ihre Kräfte an, versah selbst Knechte- und Mägdedienste, bezahlte alles richtig, und zog ihre Kinder mit vieler Sorge groß. Ihre Töchter ließ sie, wie sie erwachsen waren, dienen, und ihren Sohn brauchte sie, so fern die nicht versäumte Schulzeit es zuließ, als Mitgehülfen bei ihrer Arbeit. Sie war in aller Hinsicht eine rechtschaffene, gottesfürchtige Frau, und man sahe augenscheinlich, daß die Vorsehung mit ihr war. Wenn ihr ein kleines Unglück in der Wirthschaft widerfuhr, so betrachtete sie es als eine Schickung Gottes; und es kam ihr nicht in den Sinn, kleinmüthig und ängst-

sich zu thun, wie mancher wohlhabendere Bauer ihres Dorfes, der weniger mühsamen Fleiß anwendete, und und dann über die unbedeutendsten Zufälle klagte, jeden vorbeigehenden Nachbarn davon unterhielt, und mit Gott und Menschen über das ihn betroffene Unglück zürnte. Daher kam es, daß man die arme, zu ihrem Vortheil sich auszeichnende Frau verkannte, beneidete und für eine offenbare Hexe hielt, ja, Einige wollten sogar gesehen haben, daß der Drache durch die Feueresse in ihr Haus eingefahren sei, und sie waren in ihrer dummen Einbildung so frech und so unbedachtsam, dieß mit den kräftigsten Eidschwüren zu betheuren.

Dergleichen Erzählungen hatte unter anderm auch mein Verwalter gehört. Da er, bei aller seiner Treue im Dienste, doch in Betreff der Geistesbildung noch um ein halbes Jahrhundert zurück war, so glaubte er mit andern seines Gelichters nichts gewisser, als daß sein Vieh, welches größtentheils erkranket war, behext, und zwar von jener armen Frau behext sein müsse. Die Frau Verwalterin trug ebenfalls ihr Scherflein zur Vollendung des Verdachtes bei, und wollte sichere Hexenanzeigen in dem Gesicht und den Handlungen der armen Frau gesehen und bemerkt haben. Man hatte bereits die allerwichtigsten Vorkehrungen getroffen, um die Wirkungen der Zauberei fernerhin unkräftig zu machen. Allein wirkungslos waren bis jetzt die Kreuze an den Stallthüren, die Besen im Wege, die Kräuter und beschriebenen Zettel am Halse der Kühe. Da alles, was der Aberglaube eingab, nichts helfen wollte, benachrichtigte der Verwalter die Gerichte von dem Vorfalle, und beschuldigte geradezu jene schuldlose Frau der Hexerei. Ich kam, als dieses ge-

schehen war, auf dem Gute an, und hörte noch eben zur rechter Zeit diese Erzählungen. Da ich das Vieh größtentheils krank fand, fing ich damit an, ihre bisherige Nahrung zu untersuchen, und hauptsächlich auszuforschen, wie die ihnen abgereichte Fütterung gegeben worden sei. Die Kühe hatten Hitze, und gaben die unverkennbarsten Anzeigen von einer Entzündung im Blute, welche ich dem häufigen Genuß halbgebrüheter Erdäpfelkräuter zuschreiben zu müssen glaubte. Der Gebrauch von Klistieren stellte das Vieh bald wieder her, bis auf eins, das ich töden ließ. In den Magensäcken der getödeten Kuh fand sich das unverdaute Kraut noch, und ich hatte das unaussprechliche Vergnügen, für dießmal den Aberglauben bestritten, eine unschuldige Frau von dem Verdachte der Hexerei befreit, und den Leuten so wenigstens einen Beweis von der grossen Wahrheit gegeben zu haben, daß Alles, was in der Welt geschieht ganz natürlich zugehet.

Meiner Ankunft und der Klugheit meines achtungswürdigen Gerichtshalters habe ich es zu verdanken, daß sich nicht ein Hexenproceß entsponnen hat, der mir und meiner ganzen Gerichtspflege bei dem denkenden Publicum die gesunde Vernunft abgesprochen haben würde.

Wie unaussprechlich glücklich ist Deutschland, seitdem dieser Geist der aufgeklärten Menschenliebe die Obrigkeiten und Richter beseelt. Wer die schaudererregenden Grausamkeiten kennt, welche der verwahrlosete menschliche Geist noch nicht längst verflossener Jahrhunderte blos in Hinsicht auf den Glauben an Hexerei und Teufelskünste herbeiführte; wer es bedenkt, daß z. B. blos zu Quedlinburg — besage der dortigen

Acten — in den dreißig Jahren von 1569 an, einige und dreißig Hexen verbrannt worden sind; sollte der wohl in seinem mißverstandenen Eifer gegen vernünftige Aufklärung so unverständig und undankbar zugleich sein können, daß sein Herz kalt bliebe gegen die Vorsehung, die ihn in unsern Tagen geboren werden ließ? Gesetzt nun auch, das Licht dieser Sonne würde noch dann und wann gemißbraucht: wird es nicht dennoch besser sein, von ihm beschienen zu werden, als in jener Zeit der Verstandesfinsterniß zu leben, wo selbst die denkenden Köpfe mit aller Macht nicht im Stande waren, der Mordsucht gegen schuldlos angeklagte, sogenannte Hexen zu steuern?

Man erinnere sich bei dieser Gelegenheit nur an die List, zu welcher sich selbst Kaiser Karl der Fünfte herablassen mußte, um der grossen Naserei, womit man die Hexen seiner Zeit zum Scheiterhaufen schleppte, wenigstens mittelbar entgegenzuarbeiten, da er nicht mächtig genug war, um es unmittelbar thun zu können. Er ertheilte nehmlich dem niederländischen Städtchen Oudewater, nicht weit von Utrecht, ein Privilegium, Kraft dessen es das Recht haben sollte, alle berüchtigte, und als Hexen angegebene Weiber zu wägen, und diejenigen, welche über dreißig Pfund schwer wären, loszusprechen. Damals glaubte man nehmlich, es könne keine Hexe über 30 Pfund wiegen.

Kaum war Oudewater vom Kaiser mit dieser Wagegerechtigkeit begnadigt: so wurden nicht allein aus den Niederlanden, sondern auch aus andern Gegenden Deutschlands unzählige der Hexerei beschuldigte Personen, dahin gebracht und gewogen. Dieß geschah aber jederzeit mit besondern Ceremonien. Die Verdächtigen mußten sich nackend ausziehen und besichtigen

lassen. Den Weibern wurden durch Hebammen allerlei Kreuz- und Querfragen vorgelegt; auch mußten diese sie waschen, mit einem neuen Kamme kämmen, und an allen Fleckchen des Leibs untersuchen, ob sie magische Zettel bei, oder sonst ein verdächtiges Abzeichen an sich hätten. Darauf wurden sie endlich in Beisein des ganzen Magistrats gewogen, und erhielten nach befundener Unschuld, ein mit dem Stadtinsiegel versehenes Zeugniß.

Hauber liefert ein Originalverzeichniß der Hexenleute, welche in einer nicht namhaft gemachten Residenzstadt während der drei Jahre 1627 bis 1629 verbrannt worden sind. Es ist in 29 Brände abgetheilt, und enthält, wie Hauber versichert, noch nicht einmal alle die Unglücklichen, welche als Zauberer ihr Leben daselbst verloren. Das Verzeichniß selbst gesteht, daß, „bis daher noch viel unterschiedliche Brände wären gethan worden.“ Dessen ungeachtet beläuft es sich auf einhundert und sieben und fünfzig Personen. Die meisten darunter sind alte Frauen und Durchreisende. Unter andern stehen in diesem Verzeichnisse die alte Canzlerin, die alte Hofseilerin, die dicke Schneiderin, ein fremder Schultheiß und mehrere Kinder von zehn bis zwölf Jahren. Oft waren die unglücklichen Schlachtopfer des mönchischen Pfaffenthums Leute von Stand und Vermögen, die aber wahrscheinlich eben deswegen der Hexerei beschuldiget wurden, weil ihr aufgeklärter Verstand sie reicher, geehrter und witziger machte, als ihre in den Schlamm des Aberglaubens und der Vorurtheile versunkenen Richter.

56.

Wodurch viele scheinbare Ahnungen veranlaßt werden. Ein tanzendes Gespenst.

Der Candidat G* war Hofmeister des achtjährigen Grafen D* dessen Vater Güter in Preußen hatte, auf welchen der Hofmeister mit seinem Zöglinge mehrentheils den Sommer zubrachte. Ihr Schlafgemach war ein Zimmer, von welchem die Rede gieng, daß an einem Balken, der durch dasselbe gezogen war, vor hundert Jahren sich ein Junker erhangen habe.

Einst in der Nacht, als der junge Graf schon schlief, der Hofmeister aber noch über den Büchern saß, hörte er an die Thür klopfen. Weil auf den Ruf herein niemand kömmt, glaubte er sich geirrt zu haben, hört aber bald wieder klopfen. Jetzt öffnet er die Thür, sieht aber niemand. In der Vermuthung, daß eins der Hausgenossen seinen Scherz mit ihm treibe, bleibt er nahe bei der Thür stehen, um wenn es noch einmal klopfte, den Spaßvogel sogleich zu erwischen. Wirklich klopfte es zum drittenmale; G* springt mit dem Lichte hinaus, und sieht wieder keinen Menschen, ob er gleich den ganzen Vorsaal durchsucht. Es überläuft ihn kalt, doch denkt er weniger an Gespenster, als an Diebe und ladet deshalb seine Flinte, welche er neben sein Bett lehnt, als er sich kurz darauf niederlegt.

Dieser Anfang der Geschichte steht mit dem eigentlichen Inhalte derselben in keiner Verbindung; dennoch erzählte ich ihn der Quelle nach, um gelegentlich einmal etwas über das Klopfen an den Thüren zu sagen, wodurch so viele Furchtsame erschreckt werden, obschon meines Bedünkens kein Mensch, welcher nur einigen Anspruch auf Besonnenheit und Ueberlegung macht, darüber erschrecken sollte, wenn er auch kein lebendiges Geschöpf entdeckt, welches das scheinbare Klopfen verursacht haben könnte. In den wenigsten Zimmern passen die Thüren ganz genau; öfters vergißt man auch selbst, sie möglichst fest einzuklinken, und in beiden Fällen wird leicht ein Geräusch veranlaßt, welches, zumal bei nächtlicher Stille, dem Klopfen ähnlich ist. Von jedem starken Luftzuge werden solche Thüren erschüttert, und wenn man sie dann, zur Untersuchung des scheinbaren Klopfens, nicht mit gehöriger Vorsicht, sondern allzuschnell öffnet, verlöscht der Zug der Luft das Licht, und vermehrt das Schrecken. Nicht weniger erschüttern solche Thüren, wenn in einem untern oder obern Zimmer eine zugemacht wird, wovon man wegen der größern Entfernung gewöhnlich nichts hört, und nur ein Klopfen an der eigenen Thür vernimmt. Auch Fußtritte im obern Zimmer setzen sie in Bewegung, und es ist sehr begreiflich, daß man von diesen Fußtritten selbst nichts hört, wenn der Wandler über uns Pantoffeln oder vielleicht nur Strümpfe an hat. Sehr oft wenn ich des Nachts mich noch mit Lesen oder Schreiben beschäftigte, hörte ich ein dem Klopfen ähnliches Geräusch an der Thür, jederzeit aber, wenn ich mir die Mühe nahm, es zu untersuchen, entdeckte ich eine der angegebenen Ursachen, oder es war von einem sich kratzenden Hunde

veranlaßt worden, und ich bin fest überzeugt, daß alle Menschen bei ähnlichen Wirkungen ähnliche Ursachen finden würden, wenn nicht Gespensterfurcht oder Glaube an Ahnungen sie an einer unbefangenen Untersuchung hinderte oder dazu untüchtig machte. Doch ich verweile mich wohl zu lange bei einem Gegenstande, welcher hoffentlich den mehresten meiner Leser so unwichtig und natürlich wie mir selbst vorkommen wird.

Unser Candidat war nicht so unbefangen. Seine erhitzte Phantasie ließ ihm wenig Ruhe, und wenn er zuweilen entschlummerte, wachte er bald erschrocken wieder auf. Bei einem solchen Erwachen sah er unter dem Balken, an welchem der schwermüthige Junker sein Leben endigte, eine weisse Gestalt, deren Größe er in der Dunkelheit einer sehr finstern Nacht nicht genau zu beurtheilen vermochte, im Kreise sich herumdrehen. Auch jetzt vermuthete er eher Diebe, als den Geist des Junkers. Er nahm daher seine Flinte zur Hand, und weil auf ein wiederholtes Werda! keine Antwort erfolgte, gieng er, immer nach der weissen Gestalt zielend, nach der Thür, die er noch verschlossen fand. Nicht fern von seinem Zimmer war das Schlafgemach der weiblichen Bedienten, in welches G* eilt, um sich daselbst Licht zu verschaffen. Da er keins hier findet, nöthigt er eins der Mädchen mit ihm zu gehen, um vermittelst seines Feuerzeuges, welches er sich erinnert, in ein Fenster seines Zimmers gelegt zu haben, Licht anzuzünden. Sobald das Mädchen in das Zimmer tritt, erblickt es den unbekannten Tänzer ebenfalls. Hastig will die Erschrockene entfliehn, doch der Candidat, welcher, nach allem zu urtheilen, nicht gern allein sein wollte, weil er sich sonst sein Licht selbst hätte anzünden können, treibt sie mit der Drohung,

zu schießen, vorwärts nach dem Fenster hin, wo er das Feuerzeug findet. Er giebt indeß dem Mädchen die Flinte zu halten, macht Licht, und freut sich bei dem Scheine desselben sehr, nicht geschoßen zu haben, denn die weisse Gestalt war niemand anders als sein Zögling, welcher, von dem Hofmeister noch nicht bemerkte Anfälle von Mondsucht hatte. In seinem weissen Nachtkleide war er aufgestanden und hatte sich auf den Absätzen herumgedreht.

57.

Wer in dem Hause eines Verstorbenen umging.

Im Jahr 1791 starb zu Halle an der Saale ein Bürger, welcher allgemein in dem Rufe stand, ein wackerer, fleißiger Mann zu sein, und seine Kinder zu eben so brauchbaren Menschen, wie er selbst war, erzogen zu haben. Darum wunderte man sich um so mehr, als sich kurz nach seinem Tode das Gerücht erhob, er gehe im Hause um; denn bekanntlich sagt selbst der Aberglaube so etwas nur bösen Menschen nach. Die beiden jüngsten Kinder des Verstorbenen lebten noch im väterlichen Hause, und betrübten sich sehr, daß sich die Leute von ihrem guten Vater so böse Dinge erzählten. Eine beherzte Frau, welche zur Miethe im Hause wohnte, tröstete sie desfalls, und meinte, sie wolle schon noch entdecken, wer den Lärm im Hause mache, der sich seit einiger Zeit des

Nachts hören ließ. Vorsichtiger zu Werke zu gehen, bat sie einige Nachbarn um Hülfe, und fand sie sogleich bereit hierzu. Die nächste Nacht blieb sie wach, schlich sich, sobald sie Lärm hörte, im Dunkeln zu den Nachbarn und kehrte schnell mit ihnen zurück, um mit Lichte das ganze Haus zu durchsuchen. Lange suchte man vergeblich, endlich leuchtete einer in den Brunnen, welcher sich im Hofe befand, und entdeckte darin zwei Soldaten, welche bald hervorgezogen wurden. Der schuldigste davon war ein Schwager des Verstorbenen, welcher mit einem andern sich beredet hatte, eine Kammer, welche einen großen Theil der Verlassenschaft enthielt, auszuleeren, worin sie auch schon weit fortgeschritten waren. In Hoffnung, daß zwei junge Leute und eine alte Frau leicht furchtsam zu machen, und hierdurch von Untersuchungen zurückzuschrecken sein würden, hatten sie in dem Hause gepoltert, auch an die Thüren der Schlafgemächer geklopft, sich aber, wie wir gesehen haben, in ihrer Erwartung betrogen. Gassenlaufen war die Strafe ihres Verbrechens und Muthwillens.

58.

Geschichte eines behexten Knaben.

Im Jahr 1620, wo der Glaube an Hexerei noch allgemeiner war, wie gegenwärtig, lebte zu Bilson in England ein zwölfjähriger Knabe, Wilhelm Perry, von welchem fast alle Leute glaubten, er sei behext. Wirklich ließ sich auch an ihm mancherlei wahrnehmen, was diesen Glauben bestätigte. Bald glitschte ihm die Zunge in den Schlund hinunter, daß er völlig sprachlos wurde, bald verzerrten Krämpfe seine Glieder widernatürlich oder es überfiel ihn eine Starrsucht, in welcher er so unempfindlich war, daß er keinen Schmerz äußerte, ob man ihn gleich etlichemal mit Nadeln stach oder mit Ruthen bis auf das Blut peitschte. Auch brach er Wolle, Federn, Zwirn, Nadeln und andere Dinge aus, wovon man nicht begreifen konnte, wie sie in seinen Magen kämen, und wie er sich ihrer zu entledigen vermöchte. Betrügerei ahnte man um so weniger, weil die Leute, welche den Behexten beobachteten, sich für viel zu klug hielten, als daß ein zwölfjähriger Knabe sie würde hintergehen können.

Die catholische Geistlichkeit des Ortes nahm sich des Knaben thätig an, und that alles, was ihre Kirche in solchen Fällen vorschreibt. Der Erfolg war gering, doch schien Wilhelm einige Linderung zu verspüren, weil er die geistlichen Herren oft dringend bat, ihn

mit geweihtem Wasser oder Oele zu besprengen. Der Glaube, daß Wilhelm behext sei, wurde so allgemein daß zuletzt die Richter glaubten, davon Bemerkung nehmen zu müssen. Wilhelm wurde befragt, ob er nicht wisse, wer ihn behext habe, worauf er erwiederte, daß es ohne Zweifel eine alte Frau, Namens Johanne Kock gewesen sei, denn sie habe es ihm einst mit Scheltworten verwiesen, daß er vergessen habe sie zu grüssen, und von diesem Tage hätten seine Zufälle sich angefangen. Die Beschuldigte wurde herbei gerufen, und so wie sie eintrat, rief der Knabe, ob er gleich mit dem Rücken nach der Thür stand: da kömmt meine Peinigerin! und bekam dabei gräßliche Zuckungen. Dieß schien Ursache genug, die Frau zu verhaften; man stellte ein Verhör mit ihr an, und das Geschworenengericht, vor welchem sie stand, zeigte sich verständiger, als zu diesen und in noch spätern Zeiten manches, aus hochstudirten Herren bestehende, Gericht, deren so viele angeklagte Hexen verurtheilte. Die Angeklagte vertheidigte sich mit solcher Unbefangenheit, und alles was sie sagte hatte so viel Schein der Wahrheit, daß die Richter sie frei sprachen, hingegen Verdacht gegen den Knaben bekamen, und es für nöthig hielten, ihn unter genaue Aufsicht zu setzen. Man übergab ihn dem Bischoff von Coventry, welcher ihn mit in seine Wohnung nahm, ihn fleißig beobachten ließ, und sich selbst viele Mühe gab, den vermutheten Betrug zu entdecken, um dem Aberglauben entgegen zu arbeiten, welchen Wilhelms Zufälle in der ganzen Gegend veranlaßten.

Sehr wurde der Bischoff in seinem Argwohne bestärkt, weil in seinem Hause Wilhelms Zustand sich nicht ganz so äusserte, wie daheim bei seinen Eltern.

Seine krampfhaften Zufälle blieben zwar dieselben, doch brach er nicht mehr so vielerlei Dinge aus; nur noch zuweilen Federn oder Baumwolle. Der Bischoff wendete alles an, den Knaben zu einem offenen Geständnisse zu bringen, aber Zureden und Drohungen blieben gleich vergeblich, auch zeigte sich Wilhelm störischer wie vorher, und nahm bisweilen in einem oder zwei Tagen keine Speise zu sich. Nach einiger Zeit fiel dem Bischoff eine List ein, der Wahrheit näher auf die Spur zu kommen.

Der Teufel, von welchem der Knabe behauptete, daß er in ihm sein Wesen triebe, zeigte einen besondern Abscheu vor den Anfangsworten des Evangeliums Johannis. So oft diese vorgelesen wurden, bekam Wilhelm die fürchterlichsten Zuckungen. Der Bischoff äusserte gegen ihn, daß sein Teufel ohne Zweifel griechisch so wohl verstehen müsse, wie englisch, und kündigte ihm an, daß er versuchen werde, ob bei der Vorlesung jener Worte in der Grundsprache die nehmlichen Zufälle erfolgen würden. Der Bischoff machte hierzu eine so unbefangene und ernsthafte Miene, daß es dem dummen Jungen gar nicht einfiel, eine List dabei zu vermuthen. Bei der ersten Stelle, welche ihm der Bischoff aus dem neuen Testamente vorlas, machte er deshalb seine gewöhnliche Gliederverzerrungen. Der Bischoff hatte im Gegentheile eine andere biblische Stelle gelesen; die bemerkte las er erst nachher, und bei dieser blieb der Bube völlig ruhig, weil er glaubte, der Bischoff wollte ihn dadurch nur auf die Probe stellen.

Der Bischoff hielt sich nun für völlig überzeugt, daß er es mit keinem Teufel, wohl aber mit einem Teufelsbraten zu thun habe, gegen welchen Mitleid am unrechten Orte sei. Er ließ ihn deshalb mit Ruthen

bis auf das Blut peitschen; der verstockte junge Bösewicht ertrug aber diese empfindliche Züchtigung, ohne nur einen Laut von sich zu geben oder das geringste Schmerzgefühl zu äussern. Diese, etliche mal wiederholte, Behandlung brachte den boshaften Buben fast zur Verzweiflung. Er sprach nicht mehr, verlangte aber durch Zeichen wiederholt ein Messer; vorsichtig entfernte man jedoch dieses, wie alle andere Dinge womit er sich ein Leides hätte thun können. Drei Monate blieb er in dieser stummen übeln Laune, stellte sich auch so schwach, daß er nicht aus dem Bette aufzustehen vermöchte. Krank mochte er wirklich sein; bei den wiederholten Züchtigungen, und weil er nicht ordentlich aß, war dieses auch nicht anders möglich.

Nach einiger Zeit wurde sein Urin ganz schwarz. Etliche Aerzte hielten deshalb seinen Zustand für höchst gefährlich, bewiesen dadurch aber blos, daß sie in ihrer Kunst keine großen Meister waren. Der Bischoff, nachdenkender wie sie, ahnte auch hier Betrug, und beschloß, den Knaben unbemerkt beobachten zu lassen. Dieß geschah vermittelst einer Oeffnung in der Stubenthür, durch welche man die Aussicht auf das Bette hatte. Der Mann, dem dieses Beobachtungsgeschäft übertragen war, machte schon den ersten Tag eine Entdeckung, die alles aufklärte. Er sah, daß Wilhelm ziemlich leicht aus dem Bette aufstand, ein unter demselben verborgenes Dintenfaß hervor langte, etwas Baumwolle hinein tauchte, und diese dann an einen Ort verbarg, wo sie seinen Urin nothwendig färben mußte. Kaum hatte der Bischoff dieses erfahren, als er Dintenfaß und Baumwolle aus ihrer Verborgenheit hervorziehen, und nun den boshaften Betrüger den Gerichten zur Bestrafung überliefern ließ. Die Zusicherung, daß ein

offenes Geständniß seine Strafe mildern würde, und die Ueberlegung, daß er ihr durch keine List zu entgehen vermöge, vermochte den Buben zu einer Aussage, aus welcher Folgendes hervor gieng.

Wilhelm war einer von den wenigen Menschen, welche schon in frühen Jahren einen hohen Grad von Bosheit besitzen. Er wollte den ganzen Tag nur lose Streiche machen, und hielt es für seine größte Plage, in die Schule gehen zu müssen.

Ein schlechter Kerl, welcher öfters nach Bilson kam, Glaswaaren daselbst zu verkaufen, äusserte gegen den Knaben: wenn er ihm folgen würde, wolle er ihm allerlei Kunststücke lernen, so daß die Leute ihn für behext halten, und aus Mitleid reichlich beschenken würden, wodurch er zugleich der Schulplage überhoben wäre. Dieser Vorschlag kam dem Buben zu erwünscht, um nicht davon Gebrauch zu machen. Der Glashändler lehrte ihn das Gesicht verzerren, die Glieder krampfhaft zusammen ziehen, Nadeln und andere Dinge im Munde verbergen, um sie dann scheinbar wegzubrechen, und Wilhelm lernte alle diese Künste sehr bald, und benutzte sie, wie wir gesehen haben, wahrscheinlich mit Wissen seiner Eltern, weil sich sonst nicht erklären liesse, wo er die Dinge, welche von ihm giengen, herbekommen hätte. Die Züchtigung, welche er schon im Hause seiner Eltern erhielt, machte ihn zwar über das Weiterspielen seiner Rolle auf einige Augenblicke zweifelhaft, doch überlegend, daß eine, wenn auch derbere, Züchtigung wohl noch eher zu ertragen sei, als die öftern, welche ihm seine bösen Streiche schon in der Schule zugezogen hatten, ertrug er sie mit Geduld, und in Hoffnung der ungestörten Fortsetzung seines angenehmen Lebens. Die Züchti-

gungen auf Befehl des Bischoffs auszuhalten, war ein hoher Grad von Gefühllosigkeit und Bosheit nöthig; aber Wilhelm gehörte zu den Wenigen, welche beides in sich vereinigen. Bei dem Bischoffe fehlte es ihm an Dingen zum Wegbrechen; nur zweierlei bot ihm sein Lager dar. So wenig angenehm auch seine Lage bei dem Bischoff war, setzte er gleichwohl seine Betrügerei fort, weil er hoffte, als ein Kranker seinen Eltern zurück gegeben zu werden, und dann wieder zu leben, wie vorher.

Die Erzählung dieser Geschichte erinnert mich an eine sehr ähnliche, von welcher mir aber die nähern Umstände wieder entfallen sind, weshalb ich nur das Hauptsächlichste kürzlich davon mittheilen kann.

In Roneburg, einer dem Herzog von Sachsen-Gotha gehörigen Stadt, zog vor einigen dreißig Jahren ein acht- bis zehnjähriger Knabe die Aufmerksamkeit der ganzen umliegenden Gegend auf sich. Wie sein ihm unbekanntes englisches Vorbild hatte er Zuckungen, brach Nadeln, abgeschnittene Fingernägel, nebst andern Dingen aus, und das Gerücht ließ ihn sogar die Wände hinan laufen; bei näherer Beschauung war letzteres jedoch weiter nichts, als ein sehr gemeines Kunststück, welches man von allen Anfängern in der äquilibristischen Künsten sieht. Der Knabe stand nehmlich auf den Händen, und rekte die aufgerichteten Beine die Wand hinan. Obschon diese Betrügerei im achten Zehend des Jahrhunderts sich ereignete, welches man, mit etwas zu viel Anmassung, das philosophische genannt hat, sah doch eine große Menge Menschen hier offenbare Hexerei, und das Vorgeben des Knaben, daß eine alte, in keinem guten Rufe stehende, Frau es ihm gethan habe, fand allgemeinern Glauben, als man zur Ehre des

stolz benannten Jahrhunderts vermuthen sollte. Tausende strömten zu dem bezauberten Knaben, und allen zeigte er von seinen Kunststücken wenigstens etwas. Ich erinnere mich nicht mehr, ob auch hier eine gerichtliche Untersuchung angestellt wurde, doch weiß ich sehr wohl, daß man die Betrügerei entdeckte, obschon in nicht so kurzer Zeit, als man in unsern Zeiten, wo der Aberglaube doch gewiß weniger herrschend ist, als in frühern, glauben sollte. Nachdem man lange gestaunt, und bei weitem die größere Mehrzahl an Hexerei nicht gezweifelt hatte, entdeckte es sich endlich, daß der Knabe blos die Geschicklichkeit besaß, das Gesicht und die Glieder zu verrenken, und die Dinge, welche seine Eltern ihm selbst im geheimen gaben, im Munde zu verbergen, bis er Gelegenheit hatte, sie in Beisein von Zuschauern von sich zu geben. Eltern und Sohn waren loses Gesindel, welche nicht arbeiten wollten, und es gemächlicher fanden, von den reichlichen Spenden, welche alle Neugierigen ihnen reichten, besser zu leben, als es ihnen durch ihrer Hände Arbeit möglich gewesen sein würde.

59.

Ein feuerspeiendes Gespenst erschreckt Mägde und Kinder.

Der Probst B* zu P* sprach auf der Kanzel, wie im gemeinen Leben, öfters gegen Gespensterfurcht, und gab sich besonders Mühe, alle Leute, die zunächst um ihn waren, davon zurück zu bringen. Es war ihm daher um so verdrießlicher, daß, als er einst mit seiner Gattin von einer Reise zurückkehrte, Kinder und Mägde ihm erzählten, wie sie den Abend zuvor durch ein Gespenst erschreckt worden wären. Es hatte sich vor den Fenstern der in den Hof gehenden Kinderstube sehen lassen, und alle stimmten darin überein, daß es schwarz ausgesehen, vor den Fenstern geklirrt, und feurige Funken gegen dieselben gespieen habe. Uebrigens schilderte jeder Erzähler das Gespenst mehr oder weniger fürchterlich, je nachdem seine Furcht und Einbildungskraft mehr oder weniger groß gewesen war. Besonders sagte die jüngste der Mägde: sie habe den Anblick so erschrecklich gefunden, daß sie ihn nicht hätte ertragen können, sondern davon gelaufen sei, um sich in ihrer Kammer zu verbergen, wogegen die andern Mägde auch nach dem Verschwinden des Gespenstes, theils aus eigener Furcht, theils auf Bitten der Kinder in der Stube derselben geblieben waren.

Wegen der allgemeinen, in der Hauptsache übereinstimmenden, Erzählung vermuthete der Probst sogleich Betrug, und gab sich Mühe, ihn zu entdecken, doch seine heimlichen Nachforschungen waren vergeblich. Das Gespenst ließ sich verschiedenemal wieder sehen, immer aber wenn der Probst, welcher in seinen Amtsgeschäften öfters kleine Reisen zu machen hatte, nicht zu Hause war. Einst war der Probst mit seiner Frau und einem der Kinder auch über Land gefahren. Das Gespenst erschien zur gewöhnlichen Zeit, aber kaum hatte es einmal Funken gegen das Fenster geblasen, als es plötzlich verschwand, und vom Hofe herauf ein kläglicher Angstruf ertönte. Auch die jüngste der Mägde schrie laut auf, und wollte schon in den Hof hinab eilen, als Alle von daher mehrere Stimmen und unter diesen den Probst vernahmen.

Der Gespenstererscheinung ein Ende zu machen, hatte der Probst Frau und Kind allein fahren lassen, und sich zu einem Freunde in der Stadt begeben, bei welchem er verweilte, bis es dunkel wurde. Nun gieng er, von etlichen handfesten Leuten begleitet, durch eine Hinterthür in seinen Hof, um, in einem Schuppen versteckt, der Ankunft des Gespenstes zu warten. Das Gespenst kam; so wie es die Leiter hinauf war, traten die Verborgenen hervor, und einer der zur Hülfe des Probstes, herbei gekommenen Bürger gieng im Verdrusse über die Betrügerei so weit, daß er die Leiter umwarf, was für das arme Gespenst sehr übel hätte ablaufen können. Glücklicherweise that ihm der Fall nichts; es sprang schnell wieder auf, vermochte aber nicht einer Tracht Schläge zu entfliehen, welche die erzürnten Bürger ihm aufzählten. Der Probst hatte indeß seine Leute herbei gerufen, damit sie das Geständ-

niß des entlarvten Gespenstes mit eigenen Ohren vernehmen möchten.

Es war ein Leinenweber, welcher mit der jüngsten der Mägde ein Liebesverständniß unterhielt, und die Abwesenheiten des Probstes benutzen wollte, um mit ihr ungestörtere Zusammenkünfte haben zu können, als in Anwesenheit der andern Mägde möglich war. Deshalb stieg er auf einer Leiter an ein Fenster der Kinderstube, kratzte an dessen Scheiben und blies, vermittelst eines glimmenden Spanes, den er im Munde hatte, Funken gegen das Fenster, welche die Kinder und Mägde um so mehr erschreckten, weil der Bläser den größten Theil seines Gesichtes unter einer schwarzen Larve verborgen hatte. Die jüngste Magd stellte sich blos erschrocken, und lief davon, um sich, während Furcht die übrigen in der Kinderstube zurückhielt, in ihrem Kämmerlein recht ungestört mit dem, indeß wieder hinabgestiegenen, Gespenste unterhalten zu können.

60.

Das schwarze Gespenst in einem Ofen.

Im siebenjährigen Kriege wurde ein pommerisches Dorf, stark mit Einquartierung belegt. In der Wohnstube eines Bauers lagen die Soldaten, wie auf einander geschichtet, worüber sie sich um so mehr beschwerten, weil sie bemerkten, daß der Bauer noch eine Oberstube hatte. Sie verlangten diese, erhielten aber zur Antwort, daß es nicht geheuer darin sei. Im Ofen hause ein Gespenst, welches darin gewaltig rumore, ohne sich erblicken zu lassen; den oft hab er der Bauer mit dem Lichte in den Ofen gesehen, ohne etwas darin zu gewahren, ob es gleich, wenn er dann wieder in die Stube gegangen sei, von neuem gepoltert habe.

Der größere Theil der Soldaten war zu ermüdet, um Stöhrung in der benöthigten Ruhe zu wagen; einem fiel es aber ein, daß hier vielleicht etwas zu verdienen wäre. Er fragte daher den Bauer, was er ihm geben wolle, wenn er ihm das Gespenst gefangen überliefere. Dieser erwiederte, daß er gern vier Thaler darum gäbe, und der Soldat schlug ein, ohne weiter auf die Bedenklichkeiten zu hören, welche der Bauer wegen dieses gefährlichen Unternehmens zu äussern begann. Er ließ sich ein Licht geben, und wanderte, mit seinem Pallasch versehen, furchtlos nach der Stube. Bald vernahm er im Ofen ein Geräusch, und suchte mit dem

Lichte in der Hand zu erforschen, wodurch es veranlaßt würde. Er sah nichts, war aber klug genug zu erwägen, daß der ungeheure große Ofen durch das kleine Feuerloch nicht genug erhellt werden konnte. Er stieß deshalb mit einer Stange hinein, und nun sprang der schwarze Haushund heraus, welchen sonst, wo die Stube noch geheizt wurde, die Wärme in den Ofen gelockt hatte, wodurch er sich gewöhnte, sein Lager für immer darin zu nehmen. Der Soldat fieng den Hund ein, und brachte ihn dem Bauer, der sich zwar schämte, nicht eben so klug gewesen zu sein, aber doch die versprochene Belohnung gern bezahlte, weil durch die gemachte Entdeckung seine Leute von der Furcht befreit wurden, welche sie bisher aus der Oberstube und deren Nähe zurückgeschreckt hatte.

61.

Wie der Teufel in Bocksgestalt einen Spötter holen wollte.

Am Hofe zu Bernburg lebte ein Herr von H*, welcher zu den starken Geistern gehörte, und alle andere Leute zu seinem Glauben, oder vielmehr zu seinem Unglauben zu bekehren suchte. Daß er keinen Teufel glaubte, hatte er mit manchen andern Personen gemein, und man hätte ihm das wohl gern hingehen lassen; sein Unglaube dehnte sich aber auch auf religiöse Gegenstände aus, welche den meisten Menschen heilig sind,

und er konnte nicht unterlassen, bei Tafel seine Grundsätze auszukramen, so wenig auch die andern Tischgenossen geneigt waren, sie anzuhören, und so oft die Fürstin selbst ihn ersucht hatte, seinen Glauben für sich zu behalten, ohne ihn Andern aufdringen zu wollen. Auch dieses wirkte nur so lange, als Herr von H* vollkommen nüchtern war, gewöhnlich bekam er aber gegen Ende der Tafel einen Rausch, und dann zog er wenigstens gegen den Teufel zu Felde. Dieß bewog etliche Hofleute, zu versuchen, ob er wirklich so ganz furchtlos sei, und ihn im entgegengesetzten Falle für seine Prahlerei zu strafen und sich selbst von den ewigen Wiederholungen derselben zu befreien.

Eines Abends, wo H* ziemlich berauscht von der Tafel gieng, lauschten sie in der Nähe seines Zimmers, bis er eingeschlafen war. Sie hatten indeß einen grossen schwarzen Bock mit dem stärksten Weingeiste gänzlich durchnäßt, und liessen ihn nun, nachdem sie ihn angezündet, in das Zimmer des Schlafenden, welchen die Sprünge des Bockes bald erweckten. Sie wurden um so heftiger und wunderlicher, je fühlbarer der brennende Schmerz dem Thiere wurde. H* erwachte und erblickte den großen feuerigen Bock, dessen Anblick in dunkler Nacht allerdings furchtbar sein mußte, und den Erwachten um so mehr erschreckte, weil der noch nicht ausgeschlafene Rausch ihn seiner Besonnenheit beraubte, dagegen seine Einbildungskraft sehr verstärkte. Letztere stellte ihm in dem fürchterlichen Bocke den Teufel dar, der ihn zu holen käme, um sich an ihm wegen seinen öftern Spöttereien zu rächen. H* sprang aus dem Bette, seinem Feinde wo möglich zu entfliehen, aber dieser sprang an ihn empor, und angstvoll schrie H* nach Hülfe. Die Höflinge, welche ihm diese

Strafe zugedacht hatten, glaubten sie jetzt noch nicht nachdrücklich genug, und zögerten herbeizukommen bis der brennende Bock das Hemd des Geängstigten anzündete, und dieser vor Entsetzen und Schmerz um Hülfe brüllte. Jetzt eilten jene herbei, und kamen noch Zeit genug, weitern Schaden zu verhüten, und das Hemd auszulöschen ehe seine Flamme H* sehr beschädigen konnte. Dieser Vorgang hatte gleichwohl sehr üble Folgen für ihn. Er bekam auf der Stelle die Epilepsie, und glaubte, nachdem er wieder zur Besinnung gelangte, die Teufelsgestalt noch immer vor sich zu sehen. Dieser Wahn verließ ihn zwar, nachdem man ihm alles deutlich erklärte, auch zu mehrerer Ueberzeugung den, an Brandwunden gestorbenen, Bock gezeigt hatte, allein er bekam von dieser Zeit an öftere epileptische Zufälle, die ihn sehr elend machten und nach sechs Jahren sein Leben endigten.

Dieser gefährliche Spaß lief also sehr unglücklich ab, und wenn er nicht ganz ohne Nutzen sein soll, so sei er uns ein warnendes Beispiel, welches ähnliche Scherze auf immer unterdrücke; und ein abermaliger, belehrender Beitrag zur richtigen Auslegung des so oft mißgedeuteten wahren Sprichworts: Man citire den Teufel nicht, weil der wohl ungerufen kommt.

62.

Truggestalten der Einbildungskraft.

Der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin, welcher sich durch mehrere treffliche Schriften um die Literatur so verdient gemacht hat, wie um die Aufklärung, hatte einige Zeit sonderbare Erscheinungen, welche er selbst öffentlich bekannt machte, daher wir uns bei deren Erzählung seiner eigenen Worte bedienen.

„Ich befand mich am 24 Februar 1791, Vormittags um zehn Uhr in Gesellschaft meiner Frau und noch einer Person, in einer heftigen Gemüthsbewegung auf meinem Zimmer, als plötzlich in einer Entfernung von zehn Schritten eine Gestalt, die Gestalt eines Verstorbenen, vor mir stand. Ich wies darauf hin, und fragte meine Frau, ob sie die Gestalt dort sähe? Sie sah nichts, nahm mich äusserst erschrocken in ihre Arme, suchte mich zu besänftigen und schickte nach dem Arzte. Die Gestalt blieb wohl eine halbe Viertelstunde. Ich kam endlich etwas zur Ruhe, und, da ich äußerst erschöpft war, fiel ich nach einiger Zeit in einen unruhigen Schlummer, der eine halbe Stunde anhielt."

„Man schrieb das Gesicht der starken Gemüthsbewegung zu, und hoffte es werde auf immer verschwunden sein. Aber Nachmittags nach vier Uhr erschien mir die nehmliche Gestalt wieder. Ich war jetzt allein, und da mir dieser Umstand, wie leicht zu be-

greifen ist, sehr unangenehm war, gieng ich zu meiner Frau, der ich es erzählte. Aber auch hier erschien die Gestalt; bald war sie da, bald wieder weg. Ungefähr nach sechs Uhr erschienen auch verschiedene einzelne wandelnde Gestalten, die mit der stehenden Figur nichts gemein hatten."

„Obgleich von dem Geheimenrathe, Herrn Selle, meinem Arzte, dienliche Arzneien verordnet wurden, und ich mich sonst ganz wohl befand: so verminderten sich doch die erscheinenden Gestalten nicht; im Gegentheil, sie vermehrten und veränderten sich auf die sonderbarste Weise."

„Da mich, nach dem das erste Entsetzen vorüber war, diese Erscheinungen nicht sonderlich erschütterten, und ich sie für das hielt, was sie waren, für merkwürdige Folgen einer Krankheit: so suchte ich um so mehr Besonnenheit zu behalten, um in einem recht deutlichen Bewußtsein dessen, was in mir vorgieng, zu bleiben. Ich beobachtete diese Phantasmen sehr genau, und dachte oft nach über meine eigenen vorherigen Gedanken, um irgend ein Gesetz der Anschliessung der Vorstellungen zu finden, nach welchem etwa gerade diese oder jene Gestalten sich der Einbildungskraft darstellen möchten. Zuweilen glaubte ich etwas zu finden, sonderlich in der letztern Zeit; aber im ganzen war zwischen meinem Gemüthszustande, zwischen meinen Beschäftigungen und übrigen Gedanken, und zwischen den mannigfaltigen mir vorkommenden und wieder verschwindenden Gestalten, gar kein Zusammenhang zu entdecken."

„Nach dem ersten erschütternden Tage kehrte die Gestalt des Verstorbenen nicht wieder zurück; hingegen kamen sehr deutlich viele andere Gestalten zum Vor-

scheine: zuweilen Bekannte, aber meistens Unbekannte. Unter den Bekannten waren Lebende und Verstorbene, am öftersten die ersten. Bemerkenswerth schien es mir, daß Personen, mit denen ich täglich umgieng, mir nie als Phantasmen erschienen; es waren jederzeit entfernte. Auch versuchte ich, nachdem diese Erscheinungen einige Wochen gedauert hatten, und ich mich dabei ganz ruhig befand, Phantasmen von mir bekannten Personen selbst hervorzubringen, welche ich mir deshalb sehr lebhaft vorstellte; aber vergeblich. So bestimmt ich mir auch die Bilder solcher Personen in meiner sehr lebhaften Einbildungskraft dachte: so gelang es mir doch nie, sie auf mein Verlangen ausser mir zu sehen; ob ich sie gleich schon vor einiger Zeit unverlangt, als Phantasmen gesehen hatte, und sie sich auch wohl nachher unvermuthet mir wieder auf diese Art darstellten. Die Phantasmen erschienen mir schlechterdings unwillkührlich, als würden sie mir von aussen dargestellt, gleich den Phänomenen in der Natur. Dabei konnte ich, so wie ich überhaupt in der größten Ruhe und Besonnenheit war, diese Naturerscheinungen jederzeit von Phantasmen genau unterscheiden, wobei ich mich nicht ein einziges mal geirrt habe. Ich wußte genau, wenn es mir bloß schien, daß die Thür sich öffne, und ein Phantom herein trete, und wann die Thür wirklich geöffnet ward, und jemand wirklich zu mir kam."

„Uebrigens erschienen mir diese Gestalten zu jeder Zeit und unter den verschiedensten Umständen, gleich deutlich und bestimmt: wenn ich allein und in Gesellschaft war, bei Tage und in dunkler Nacht, in meinem Hause und in fremden Häusern; doch waren sie in fremden Häusern nicht so häufig, und wenn ich auf

offener Strasse gieng, sehr selten. Wenn ich die Augen zumachte, so waren zuweilen die Gestalten weg, zuweilen waren sie auch bei geschlossenen Augen da. Blieben sie aber alsdann weg, so erschienen, nach Oeffnung der Augen, wieder ungefähr die vorhergesehenen Figuren."

„Ich sprach zuweilen mit meinem Arzte und mit meiner Frau über die Phantasmen, welche eben um mich herum wandelten; denn überhaupt erschienen diese Bilder mehr wandelnd, als in Ruhe. Immer waren sie nicht da. Oft blieben sie ganz weg; und kamen wieder, auf kurze Zeit oder auf längere, einzeln oder mehrere zugleich, doch gewöhnlich erschienen mehrere zusammen. Meist sah ich menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts: sie giengen gewöhnlich durcheinander, als hätten sie nichts unter sich zu verkehren, so wie etwa auf einem Markte, wo sich alles nur fort drängt; zuweilen schienen sie Geschäfte mit einander zu haben. Einigemal sah ich unter ihnen auch Personen zu Pferde, desgleichen Hunde und Vögel. Diese Gestalten alle erschienen mir in Lebensgröße, so deutlich wie man Personen im wirklichen Leben sieht; mit der verschiedenen Fleischfarbe der unbekleideten Theile des Körpers, und mit allen verschiedenen Arten und Farben der Kleidungen, doch dünkte mich, als wären die Farben etwas bläßer, als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders auszeichnendes, sie waren weder schrecklich, noch comisch, noch widrig; die meisten waren gleichgültig, einige auch angenehm."

„Ueberhaupt nahm die Zahl der Phantasmen und ihrer Erscheinungen in eben dem Verhältnisse zu, je länger es währte. Nach etwa vier Wochen fieng ich sogar an, sie reden zu hören. Zuweilen sprachen die

Phantasmen unter sich; mehrentheils aber ward ich angeredet. Ihre Rede war abgebrochen, und hatte für mich etwas Unangenehmes. Jetzt erschienen mir auch verehrte Freunde und Freundinen, deren Reden mich über Gegenstände meines Kummers, der natürlich noch nicht ganz verschwunden sein konnte, trösteten. Gewöhnlich war ich allein, wenn ich diese reden hörte; zuweilen aber auch mitten unter wirklichen redenden Personen; oft vernahm ich von jenen nur einzelne Phrasen, zuweilen zusammenhängende Reden."

„Obgleich während dieser Zeit beides, mein körperlicher und mein Gemüthszustand, erträglich war; ob ich gleich mit diesen Phantasmen so bekannt ward, daß sie mir zuletzt nicht die geringste unangenehme Empfindung mehr verursachten, daß ich nicht selten sogar mit Vergnügen Betrachtungen über sie anstellte, und mit meiner Frau und meinem Arzte darüber scherzte: so wurden doch, besonders da dieser Zustand merklich zunahm; und die Gestalten oft ganze Tage lang, und auch zur Nachtzeit, so oft ich aufwachte, mich nicht verliessen, verschiedene Arzneien gebraucht, und endlich ward beliebt, wieder Blutigel an den After zu setzen."

Dieß geschah am 20 April, Vormittags um elf Uhr. Ich war mit dem Wundarzte allein; aber während der Operation wimmelte das Zimmer von menschlichen Gestalten aller Art, die sich durch einander drängten. Dieses dauerte ununterbrochen fort, bis um halb fünf Uhr ungefähr; also gerade bis zur Zeit der anfangenden Verdauung. Jetzt bemerkte ich, daß die Gestalten anfiengen sich nur langsam zu bewegen. Kurz darauf fiengen ihre Farben an, bläßer zu werden. Ihre Anzahl nahm mit jeder halben Viertelstunde mehr ab, ohne daß jedoch die bestimmte Figur der Gestalten ver-

ändert worden wäre. Etwa um halb sieben Uhr waren die Gestalten ganz weiß, und bewegten sich nur sehr wenig, doch waren die Umrisse noch sehr bestimmt. Nach und nach wurden sie merklich unbestimmter, ohne daß ihre Anzahl abgenommen hätte, wie sonst oft der Fall gewesen war. Die Gestalten giengen nicht weg, sie verschwanden auch nicht, welches sonst gleichfalls oft geschehen war. Jetzt zerflossen sie gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine zeitlang sogar einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergiengen. Ungefähr um acht Uhr war von den Gestalten gar nichts mehr da. Nie habe ich wieder dergleichen gesehen."

Herr Nicolai hält die eben beschriebenen Erscheinungen, aus unwidersprechlichen Gründen, für Täuschungen der Einbildungskraft; oder für eine Folge zu sehr angespannter, widernatürlich gereizter Nerven, und einer unrichtigen Circulation des Blutes. — „Die Möglichkeit, daß die Einbildungskraft auf diese Art uns selbst täuschen könne — sagt er — wird kein Vernünftiger leugnen, der nur einigermassen ihre Wirkungen kennt. Indessen geben diejenigen, welche das Wunderbare lieben, ihre Einbildungen freilich lieber für Wirklichkeit aus. Man kann deshalb nicht genug genaue Erfahrungen sammeln und bewahrheiten, welche zeigen, wie leicht die Einbildungskraft uns auf falsche Begriffe führt, wie leicht sie nicht etwa blos Verrückten, sondern auch Personen bei völlig richtigem Bewußtsein, solche Gestalten vorgaukelt, die kaum von der Wirklichkeit zu unterscheiden sind."

Herr Nicolai erzählt nun mit einer, in solchen Fällen rühmlichen, Genauigkeit verschiedene, mit seinen Erscheinungen verknüpfte Vorfälle, und zwar mit

einer Zuverläßigkeit, die um so schätzbarer ist, je seltener die Fälle sein möchten, wo man im Stande ist sich selbst zu beobachten. Auch hatte er das Wichtigste sogleich niedergeschrieben, es sogleich und auch nachher Vielen erzählt; überdieß hat ihm sein treues Gedächtniß, jeden, auch den geringsten Umstand aufbewahrt. Dazu kam endlich auch noch, daß Herr Geheimerath Selle, auf welchen Herr N. wenns nöthig war, wie auf einen unverwerflichen Zeugen der Wahrheit dieser Geschichte hinweisen konnte, als Arzt täglich wahrnahm, was vorgieng.

„Kurz vorher, ehe mir die Phantasmen erschienen, erzählt Herr N. scheint mir Folgendes einen bemerkenswerthen Einfluß auf meinen damaligen körperlichen und Gemüthszustand gehabt zu haben. Ich hatte in den zehn letzten Monaten des Jahrs 1790 verschiedene betrübte Vorfälle erlebt, die mich sehr erschütterten; besonders folgten vom September an, fast ununterbrochen Begebenheiten mancherlei Art auf einander, die mir bittern Kummer verursachten. Ich war ferner gewöhnt, jährlich zweimal Ader zu lassen. Dieß war am 9. Julius 1790 einmal geschehen, aber zu Ende des Jahres unterlassen worden. Im Jahre 1783 hatte mich plötzlich ein heftiger Schwindel überfallen. Der Arzt schrieb ihn den Verstopfungen der feinen Gefäße des Unterleibes zu, die eine Folge der sitzenden Lebensart und anhaltender Geistesanstrengungen zu sein pflegen. Diese Beschwerden wichen damals durch eine länger, als drei Jahre fortgesetzte Cur, und verbesserte sehr strenge Diät. Besonders wirksam war dabei gleich anfänglich die Ansetzung der Blutigel am After gewesen, welche seitdem jährlich zwei auch dreimal wiederholt ward, wenn ich starke Congestionen nach dem Kopfe

verspürte. Zum leztenmal waren am 1 März 1790, Blutigel angelegt worden. Es war also sowohl der Aderlaß, als die Entladung der feinen Blutgefäße mittelst der Igel, im Jahre 1790 weniger oft geschehen als sonst. Dazu kam, daß ich vom September an, ausser der oben gedachten kummervollen Lage, beständig mit sehr anstrengenden Arbeiten, die durch oftmalige Unterbrechungen noch beschwerlicher wurden, beschäftigt war."

„In den beiden ersten Monaten des Jahres 1791, ward ich noch durch verschiedene, mir höchst unangenehme Vorfälle sehr gekränkt. Mit denselben war am 24. Februar ein äußerst heftiger Verdruß verknüpft. Und an eben diesem Tage war es, als ich, in der allzuheftigen Gemüthsbewegung, über eine Reihe von Vorfällen, die mein ganzes moralisches Gefühl empört hatten, und woraus ich keinen vernünftigen Ausgang sah, zum erstenmale plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor mir erblickte."

„Die Erfahrung lehrt aber, daß wir uns auf vielerlei Arten einbilden können, Gestalten, die ausser uns nicht wirklich vorhanden sind, zu sehen, oder auch wohl gar zu hören. Dieß geschieht

1) Im gewöhnlichen Traume. Die Art des Träumens ist bei jedem Menschen verschieden, und scheint, in der Mischung seiner Verstandes- und sinnlichen Kräfte, sofern sie durch den jedesmaligen körperlichen Zustand modificirt werden, zu beruhen.
2) Im Wahnsinne, und in allen Graden desselben, bis zur gänzlichen Verrücktheit des Verstandes.
3) In hitzigen Fiebern, welche eine kurze Zeit hindurch, oder in gewissen wiederkehrenden Perioden, den Verstand verwirren.

4) In der bloßen Einbildungskraft, ohne hitzige Krankheit, bei übrigens gesundem Verstande. Hier ist die Wahrheit am schwersten zu erfahren; es wäre denn, daß genauer Beobachtungsgeist mit reiner Wahrheitsliebe verbunden wäre."

„Die Fälle sind sehr häufig, wo man sich nicht durch Einbildungskraft, sondern, ich möchte sagen, auch durch den irre geführten Verstand betrügen läßt. Sehr viele Leute lieben das Wunderbare, und dünken sich besonders dann etwas, wenn sie von sich selbst recht viel Wunderbares erzählen können. Wenige suchen sich von Vorurtheilen zu befreien, und ihre Einbildungskraft zu zähmen; noch seltener sind diejenigen, welche sich und Andere genau beobachten; und noch seltener hat man dabei Entäusserung genug, um strenge bei der Wahrheit zu bleiben. Also, wenn jemand einen fremd scheinenden Vorfall erzählen will, nimmt er ab und setzt hinzu; ja man bildet sich wohl ein, etwas wahrgenommen zu haben, das man doch in dem Augenblicke des Erzählens erst erfindet. Dieß letzte entsteht aus dem Eigensinn, vermöge dessen viele Menschen nicht unrecht haben wollen; daher erzählen sie, um nur zu unterstützen, was sie einmal behauptet haben, oft mehr, als sie verantworten können."

„Bei Swedenborg's Visionen z. B. scheinen alle vorher erwähnte Umstände zusammen gekommen zu sein. Er hatte Lust an Speculationen und an mystischer Theologie; er hatte ein System, zu dessen Unterstützung er Geister brauchte, und er gieng darauf aus, dieses wunderbare System geltend zu machen. Es kann sein, daß er Phantasmen gesehen hat, zumal da er viel studirte und starke Mahlzeiten liebte. Aber er stutzte seine Visionen (worüber er dicke Bücher schrieb, um ein Wun-

dermann zu scheinen) durch Einbildungen auf, wie sein System sie erheischte."

„Es ist nicht ganz ungewöhnlich, daß durch irgend ein Mißverhältniß der körperlichen Kräfte, auch ohne Wahnsinn und hitzige Krankheit, dem Auge Erscheinungen von aussen vorkommen, welche blos in uns, mittelst der Einbildung, erzeugt werden. Diese Erfahrung kann uns lehren, daß es hart und lieblos sein würde, wenn wir gutmüthige Leute, welche glauben, diese oder jene Erscheinungen gesehen zu haben, gerade zu für Betrüger halten wollten. Aber, indem mehrere Erfahrungen zeigen, wie weit die menschliche Einbildungskraft gehen kann, in Vorstellungen von Bildern ausser uns: mögen diese gutmüthigen Leute auch ihrer seits lernen, ihren Einbildungen keine Art von Wirklichkeit zuzuschreiben, noch weniger die Wirkungen verstimmter Nerven für Beweise zu halten, daß Geister um uns herum spuken."

„Der berühmte Justitzrath Möser glaubte oft, Blumen zu sehen, die nicht da waren; eben so sieht ein anderer mir wohlbekannter Mann zuweilen mathematische Figuren, Zirkellinien, Viereck rc. in verschiedenen Farben."

„Einige ähnliche Beispiele finden sich im Magazin von Moritz, in Krügers Experimental-Seelenlehre, und im Bonnet's psychologischen Schriften."

„Der Fall, daß jemand Töne hört, ist seltener. Mein verewigter Freund, Moses Mendelssohn, hatte sich im Jahre 1772 durch zu starke Anstrengung des Geistes eine Krankheit zugezogen, welche auch voll sonderbarer psychologischer Erscheinungen war. Ueber zwei Jahre lang durfte er gar nichts thun: nichts lesen, über nichts nachdenken, keine laute Stimme hören. Wenn jemand im geringsten lebhaft mit ihm sprach,

oder er selbst nur ein wenig lebhaft ward, so fiel er Abends in eine Art von Schlagfluß, worin er alles sah und hörte, was um ihn vorgieng, ohne jedoch nur ein Glied bewegen zu können. In diesem Zustande rief ihm dann eine Stimme die mit Nachdruck ausgesprochenen Worte und Sylben einzeln wieder zu, so, daß ihm die Ohren davon gellten."

„Nicht weniger selten ist der Fall, daß jemand menschliche Gestalten zu sehen glaubt. Ein Beispiel davon lieferte ein ehemaliges Mitglied der Academie, wider dessen Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit Niemand etwas einwenden kann — der verstorbene Gleditsch — der hier im academischen Saale, einst das Phantasme des gewesenen Präsidenten Maupertuis erblickte."

„Um durch Darlegung der Beschaffenheit meiner Einbildungskraft diejenigen mich selbst betreffenden Erscheinungen, von welchen hier die Rede ist, in einer minder wunderbaren Ansicht zu zeigen, muß ich ferner bemerken, daß meine sehr lebhafte Einbildungskraft alles leicht in Bilder bringt. Ich habe z. B. eine Menge Plane zu Romanen und zu Schauspielen in der Idee gemacht, aber von den wenigsten etwas aufgeschrieben; weil es mir weniger um das Ausführen, als um das Erfinden derselben zu thun war. Ich kam auf solche Plane, wenn ich gutes Muths einsam spazirte, oder wenn ich auf Reisen im Wagen saß, und mich nur mit mir und meiner Einbildungskraft beschäftigen konnte. Jedesmal und noch bis jetzt, stehen die verschiedenen Personen, die ich zum Behufe eines solchen Plans mir schaffe, ganz lebhaft und deutlich in meiner Einbildung, nach ihrer Figur, ihren Gesichtszügen, ihrer Bewegung, Kleidung, Farbe ꝛc. So lange ich aber an einen bestimmten Plan denke, und ihn nach-

her ausführe, bleiben mir, selbst wenn ich darin unterbrochen werde, und zu ganz verschiedenen Zeiten wieder darauf komme, alle die handelnden Personen immer in eben der Gestalt gegenwärtig, worin sie sich die Einbildungskraft zuerst schuf."

„Ich bin ferner sehr oft in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen, in welchem sich eine Menge Bilder von aller Art, oft die seltsamsten Gestalten, zeigen, sich ändern, und verschwinden. Im Jahr 1778 hatte ich ein Gallenfieber, das zuweilen, doch selten, bis zum Phantasiren stieg. Gegen Abend kam täglich der Fieberanfall. Wenn ich zu der Zeit die Augen geschlossen hatte, so konnte ich den Anfang der Kälte des Fiebers, selbst ehe die Empfindung des Frostes merklich ward, daraus spüren, daß farbige Bilder in weniger als halber Lebensgröße, wie in einen Rahm gefaßt, sich mir deutlich zeigten. Es waren Arten von Landschaften, mit Bäumen, Felsen 2c. vermischt. Behielt ich die Augen geschlossen, so änderte sich nach einer Minute immer etwas in dieser Vorstellung, einige Figuren verschwanden und andere erschienen. Oeffnete ich aber die Augen, so war alles weg; schloß ich sie wieder, so war eine ganz andere Landschaft da. Gerade das Gegentheil hiervon geschah im Jahr 1791, wo durch Oeffnung und Schliessung der Augen, die erscheinenden Gestalten nicht geändert wurden. Ich habe während der Fieberkälte zuweilen, der Beobachtung wegen, in jeder Secunde die Augen geöffnet und geschlossen; und jederzeit erschien ein anderes Bild voll mannichfaltiger Gegenstände, welche mit denen, die vorher erschienen waren, gar nichts gemein hatten. Diese zeigten sich ununterbrochen, so lange die Kälte des Fiebers dauerte; sie wurden schwächer, so bald die

Hitze anfieng, und wenn sie völlig eintrat, waren alle Bilder weg. War der Fieberanfall ganz vorüber, so erschienen auch keine Bilder mehr; sah ich hingegen am folgenden Tage mit geschlossenen Augen wieder Bilder so konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Kälte des Fiebers heranrücke."

„Noch muß ich anmerken, daß mir mitten im Nachdenken oder emsigen Schreiben, besonders wenn ich mich eine Zeitlang etwas angestrengt habe, ein Gedanke, welcher mit der vorliegenden Arbeit gar nicht zusammen hängt, wenn ich so sagen soll, quer durch den Kopf geht, und nicht selten so lebhaft, daß ich glaube in mir selbst reden zu hören."

„Diese in mir natürlich vorhandene Lebhaftigkeit macht es etwas begreiflicher, daß mir nach einer heftigen Gemüthsbewegung, mehrere Wochen lang, eine Menge Bilder als Blendwerke vorkommen konnten. Daß sie nach angesetzten Blutigeln auf einmal wegblieben, zeigt deutlich, daß eine unordentliche Bewegung des Blutes, mit der Erscheinung dieser Phantasmen verbunden gewesen ist, ob es gleich vielleicht allzuschnell geschlossen sein würde, darin ganz allein die Ursache zu suchen."

„Merkwürdig ist vielleicht auch der Umstand, daß sowohl der Anfang der Erscheinungen, nachdem die Gemüthsbewegung vorbei war, als auch die Veränderung beim gänzlichen Aufhören, gerade auf die Zeit der anfangenden Verdauung trafen. Eben so sonderbar ist es, daß die Blendwerke, ehe sie ganz wegblieben, die bunten Farben verloren und weiß erschienen, und daß sie nicht wie vormals verschwanden, oder sich veränderten, sondern nach und nach gleichsam zerflossen."

„Hätte ich die Phantasmen von den Naturerscheinungen gar nicht unterscheiden können, so wäre ich wahnsinnig gewesen. Wäre ich schwärmerisch und abergläubisch, so würde ich mich vor meinen eigenen Phantasmen entsetzt haben, und vermuthlich ernsthaft krank geworden sein; liebte ich das Wunderbare, hätte ich gesucht eine Rolle zu spielen so hätte ich sagen können: Ich habe Geister gesehen! und wer hätte es mir abstreiten dürfen? Im Jahre 1791 wäre vielleicht die Zeit gewesen, solche Erscheinungen geltend zu machen. Hier zeigte sich aber der Nutzen einer gesunden Philosophie und einer ruhigen Beobachtung. Nur ihnen verdanke ichs, daß ich weder wahnsinnig, noch ein Schwärmer ward — Zwei Gefahren, denen ich bei so sehr gereizten Nerven, und bei so flüchtigem Blute, allerdings ausgesetzt war. Nun aber sah ich die mir vorschwebenden Blendwerke für das an, was sie waren, für eine Krankheit; und benutzte sie zur fruchtbaren Beobachtung, weil ich diese, und die darüber anzustellenden Betrachtungen, für den Grund aller vernünftigen Philosophie halte." —

Jene Erscheinung des würdigen Nicolai und die Bekanntschaft mit derselben gereichte mir, dem Herausgeber gegenwärtigen Buches, zu einer großen Beruhigung, als mir einst etwas ähnliches begegnete. Im Frühjahre 1802 überfiel mich ein Wechselfieber, und nach der ersten scheinbaren Heilung desselben bekam ich noch zwei Rückfälle, von welchen der zweite, sowohl an Dauer der Krankheit, als in der Heftigkeit der Paroxismen der gelindeste war. In der ganzen Krankheit war die Periode des Frostes von weit kürzerer Dauer, auch viel weniger heftig, als die Periode

der Hitze. Bei dem letzten Rückfalle gieng der Frost leicht und nach kaum viertelstündiger Dauer vorüber, die Hitze stellte sich ein, und mit dem Steigen derselben strömte mir eine solche Menge von Ideen und Einfällen zu, daß mir der Kopf schwindelte und zu schmerzen begann. Ich suchte meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; dieß war aber so vergeblich als die Bemühung, einige, welche mir vorzüglich gefielen, fest zu halten. Immer verdrängten neue Einfälle die alten, und das Bestreben mich bei etlichen länger zu verweilen, griff meinen Kopf noch mehr an, weil die vorzüglich aufgeregte Thätigkeit der Einbildungskraft die Fähigkeit und die Verrichtungen der Beurtheilungskraft und des Gedächtnisses erschwerte. Erleichtert fühlte ich mich, als ein Freund mich besuchte, und ich diesem, gegen meine gewöhnliche Art zu sprechen, mit einer fast verdreifachten Geschwindigkeit mittheilen konnte; ich phantasirte nicht, denn ich war mir sehr wohl bewußt, was ich sprach, und alles war vernünftig und so witzig oder comisch, daß mein Freund fast unabläßig lachte, nur fehlte meinen Reden in sofern der Zusammenhang, daß ich von einem Gegenstande schnell zu einem andern übersprang. Mit ausserordentlicher Schnelle durchflog mein Geist mehrere Fächer des menschlichen Wissens, und im allgemeinen sprach ich Sarcasmen gegen manche Mode- oder singuläre Thorheiten unserer Literatur aus, an welchen es vor sieben Jahren so wenig mangelte wie heuer. Je mehr die Periode des wohlthätigen Schweisses, womit Fieberparoxismen zu endigen pflegen, sich näherte, je mehr verlor mein Geist und Zunge an Thätigkeit, bis ich endlich ermattet schwieg und langsam unbedeutende Dinge dachte, bis ich darüber entschlummerte. Mein Schlaf war nicht so erquickend,

wie nach frühern Fieberanfällen, und vornehmlich war mir der Kopf sehr wüst und wehe.

Bei dem nächsten Anfalle erfolgte das Nehmliche, bei dem dritten versuchte ich durch Lesen mich zu beschäftigen und meine Einbildungskraft zu binden. Dieß um so eher zu vermögen wählte ich ein Buch von Jean Paul, welcher in allen seinen Schriften der Einbildungskraft so volle Beschäftigung giebt. Weil ich liegend lesen mußte, fühlte ich meine etwas schwachen Augen bald so sehr angegriffen, daß es mir vor denselben flimmerte und abwechselnd schwarz wurde. Dieß begegnet mir nach anhaltender Anstrengung auch in gesunden Tagen zuweilen, und ich finde es dann gut, die Augen zur Erholung auf eine Weile zu schliessen. Ich schloß sie also auch jetzt, erschrack aber nicht wenig, da ich sie nach einiger Zeit wieder öffnete, und eine Menge Gestalten oder Bilder erblickte, welche bald vor meinen Augen still standen, bald eilig vorüber schwebten. Es waren Menschen und Thiere in ihrer natürlichen Größe und Farbe. Ich sah an ihnen sehr deutlich fast alle Farben in ihren verschiedenen Mischungen. Bei meinem gänzlichen Unglauben, daß Geister sich nur sichtbar darstellen oder überhaupt mit uns verkehren können, kam ich nicht auf den Gedanken, daß diese Erscheinungen vielleicht geistiger Natur sein könnten, doch entsetzte ich mich in den ersten Augenblicken nicht weniger darüber, denn ich fürchtete blind oder wahnsinnig zu werden. Glücklicherweise fiel mir Nicolai's Beispiel bald ein, und ich fand darin Trost und Muth, die Gestalten genauer zu beschauen. Bisweilen mischten sich Ungeheuer darunter, deren Anblick mir widerlich war. Zufällig verschloß ich einmal die Augen, und sah nun nichts mehr; öffnete ich sie wieder: so

stellten sich ihnen von neuem eine Menge Bilder dar, gewöhnlich andere als die vorhergesehenen.

Keins von den Bildern stand mit meinen Gedanken in Bezug; überhaupt war meine Phantasie ganz ruhig, und meine Gedanken beschäftigten sich lediglich mit meiner Krankheit oder mit einem Plane, dessen Ausführung durch jene verzögert wurde. Das Gaukelspiel vor meinen Augen fieng an, mir Unterhaltung zu gewähren; ich beschäftigte mich damit wie mit einem Schauspiele, und wünschte, daß die Gaukler auch reden möchten. Sie giengen jedoch sämtlich stumm vorüber; manche schneller als die Bilder einer Zauberlaterne, manche verweilten aber auch etliche Minuten. Einige gruppirten sich, und schienen Verkehr mit einander zu haben, andere standen einzeln daneben. Nicht selten erschienen so comische Gestalten, daß sie mir ein Lächeln abnöthigten, bisweilen zeigten sich auch wieder Ungeheuer, deren Anblicke ich mit geschlossenen Augen auswich. Dieses Gaukelspiel dauerte so lange als die Fieberhitze, und verlor bis zu Ende weder an Lebhaftigkeit der Farben noch der Bewegung und Abwechselung. Es waren vielleicht mehr als tausend Bilder meinen Blicken vorübergeschwebt, deutlich hatte ich sie alle gesehen, aber nicht eins vermochte ich mir durch die Einbildungskraft genau wieder darzustellen, nachdem ich von dem Schlafe erwachte, mit welchem wie gewöhnlich der Fieberschweiß endigt. Auch von den Phantasien, welche mich die Tage vorher beschäftigt hatten, konnte ich mich, nach dem Erwachen, nicht einer mehr erinnern, und wenn mein Freund sie mir wiederholte, vermochte ich sie nicht wieder so lebendig auszubilden, als ich mir nun bewußt wurde, daß sie im Fieberparoxismus gewesen waren.

Nach jenen ersten Erscheinungen hatte ich nur noch zwei Fieberanfälle, und in beiden gaukelten mir wieder eine Menge Bilder vor. Ich wünschte, daß von meinen vielen entfernten Freunden einige mir erscheinen möchten, aber dieser Wunsch blieb unerfüllt. Mit einigen beschäftigte sich meine Phantasie so lebhaft, daß sie deutlich vor meinem innern Auge standen, doch mit dem äussern erblickte ich keinen einzigen, und die Gestalten, welche dieses sah, waren mit meinen Gedanken durchaus in keinen Bezug zu bringen, und von einer Willkühr völlig unabhängig.

Da ich zur Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung dem, was Nicolai darüber sagt, nichts beizufügen weiß, bemerke ich nur noch, daß weil mein Fieber immer in weniger als acht und vierzig Stunden zurückkehrte, ein Anfall desselben zur Nachtzeit sich einstellte, und ich die Gestalten in der schwärzesten Finsterniß so deutlich erblickte, wie bei dem hellesten Tageslichte. Bemerkenswerth möchte es auch noch sein, daß meine, gewöhnlich sehr lebhafte, Phantasie zu jener Zeit so abgestumpft war, wie meine Geistes- und Körperkräfte überhaupt. Eine Krankheit, welche mit ihren Rückfällen über vier Monate dauerte, und an deren Folgen ich nachher noch länger als ein Jahr litt, hatte mich in geistiger und körperlicher Hinsicht ausserordentlich geschwächt, besonders in Bezug auf Gedächtniß und Einbildungskraft, deren frühere Stärke nur nach und nach wiederkehrte. Dagegen hatte in den Fieberparoxismen meine Einbildungskraft eine Lebhaftigkeit, wie niemals vorher oder nachher.

63.

Wie ein verstorbener Gutsherr Diebe aus seinem Holze verjagte.

Ein Herr von Katte auf Steckelsdorf nicht fern von Rathenau gewann durch einen langwierigen Proceß ein Stück Eichwald. Vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren starb er, und bald darauf verbreitete sich die Rede, er liesse sich in jenem Holze sehen, woraus man folgerte, daß er es, obgleich durch einen Rechtspruch, gleichwohl nicht mit sonderlichem Rechte besessen haben möge. Durch etliche Bauern, welche gar nicht in dem Rufe der Furchtsamkeit standen, war Folgendes in der Gemeine bekannt worden.

Der Gutsherr lag auf dem Tod, und man erwartete jeden Augenblick seine Auflösung. Weil alles um ihn her oder im Schlosse beschäftigt war, glaubten einige Bauern, in der Nacht ganz ungestört sich etwas Holz aus seinem Forste holen zu können. Mit einem Wagen fuhren sie dahin, und hatten bereits die Axt angelegt, als sie plötzlich den todkranken Herrn erblickten, so wie sie ihn vorher schon öfters gesehen hatten. Er ritt seinen Lieblingsfuchs hatte seinen, den Bauern wohlbekannten, Husarenpelz an, und eine Pelzmütze auf, die er wegen der Kälte heruntergeschlagen hatte, so daß man vom Gesichte nur die Nase sah. Der helle Mondschein ließ die Bauern alles um so besser sehen,

und die Erscheinung erschreckte sie so sehr, daß alle die Axt plötzlich sinken ließen und einer auf die Knie niederstürzte. Der Reiter ritt rings um die Holzdiebe herum, und wiederholte dieses schweigend, in immer engern Kreisen, dreimal. Jetzt schlug die Dorfuhr eins; die Erscheinung verschwand, und ohne weiter an einen Holzdiebstahl zu denken jagten die Bauern davon, zweifelten auch keinen Augenblick, den Geist ihres Gutsherrn gesehen zu haben, als sie bei ihrer Heimkehr viel Getümmel im Schloße bemerkten und auf ihre Frage erfuhren, daß Herr von Katte vor wenigen Minuten verschieden sei.

Die Bauern fanden diese Erscheinung zu merkwürdig, um sie nicht einigen ihrer Freunde anzuvertrauen. Wie alle Gespenstergeschichten unter dem grossen Haufen, fand sie leicht Glauben, welcher noch fester wurde, als einst ein benachbarter Prediger einen Besuch auf dem Edelhofe gemacht hatte, und sein sonst ruhiges Pferd in dem Eichwalde mit ihm durchgegangen, und um verschiedene Bäume rund herum gelaufen war. Dieß gieng indeß sehr natürlich zu. Aus Versehen hatte man dem Pferde das Gebiß nicht in das Maul gelegt, sondern unter dem Kinn hängen lassen, welches der Pfarrer, da er sich im Finstern aufsetzte, nicht bemerkte. Das sich selbst überlassene Pferd gieng durch, und weil nachher der Pfarrer, um es zu bändigen, einen Zügel kürzer als den andern hielt, umkreiste es etliche Eichbäume, bis von der Kutsche, in deren Gesellschaft der Pfarrer ritt, ein Jäger herbei eilte, sich an des Pferdes Mähne hieng, und es dadurch zum Stehen brachte. Nun entdeckte man den Fehler mit dem Gebiß, und zäumte das Pferd ordentlich auf, worauf es geduldig durch den Eichwald gieng. Der

Pfarrer und der Jäger erzählten diesen sehr natürlichen Hergang; aus Liebe zum Wunderbaren glaubten ihnen aber die Bauern nicht, sondern hielten vielmehr dafür, Katte's Geist habe das Pferd scheu gemacht, und der Pfarrer sage nur so, weil er nicht gestehen wolle, daß ein Gespenst ihn geschreckt habe.

Nach einiger Zeit erzählte der Pfarrer sein Abenteuer auch dem Bruder des Verstorbenen, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, woher das Gerücht von der Spukerei des seligen Herrn entstanden sei. Der jüngere Herr von Katte, welcher Officier bei der Garnison zu Rathenau war, hatte seinen Bruder in dessen letzten Lebenstagen besucht. Sein Urlaub war abgelaufen, weshalb er, so wie der Kranke verschied, sogleich in die Garnison zurück zu eilen beschloß. Da er kein Pferd bei sich hatte, nahm er das, welches sein Bruder gewöhnlich ritt, und um sich in einer rauhen Winternacht besser vor der Kälte zu schützen, als es in seiner leichten Uniform möglich war, zog er des Verstorbenen Husarenpelz an, und verhüllte sein Gesicht mit dessen Mütze. Der Weg führte ihn nicht fern vor der Stelle vorbei, wo die Bauern Holz fällen wollten. Er hörte die Hiebe der Axt, und ritt deshalb näher, wobei er voraus vermuthete, daß die Diebe ihn für seines Bruders Geist halten würden. Das Schrecken, welches seine Erscheinung verbreitete, bewies ihm die Richtigkeit seiner Vermuthung; er beschloß daher die Täuschung zu benutzen, ritt etlichemal um die Bauern herum, und jagte absichtlich mit dem Glockenschlage eins davon, um durch dieses Verschwinden mit der Gespensterstunde die Bauern in ihrem Glauben noch mehr zu bestärken. Unbemerkt hielt er in einiger Entfernung, und vernahm zu seinem Vergnügen, wie die

Bauern davon eilten. Bald nachher hörte er auch die Spukerei erzählen, welche er selbst veranlaßt hatte, und weil er nicht ohne Grund vermuthete, daß Furcht vor Gespenstern das Holz vor Diebstählen mehr sichern werde, als die Wachsamkeit mehrerer Jäger, fiel es ihm nicht ein, durch Kundmachung seiner List jene Furcht zu verscheuchen.

64.

Ein Pastor hört an die Stubenthür klopfen.

Der Pastor M. im Hanöverischen bewohnte ein altes baufälliges Haus, von welchem der Aberglaube sich erzählte, daß es darin spuke. Er fürchtete sich deshalb nicht; in den ersten Tagen, welche er in seiner Amtswohnung zubrachte, schien sich aber jene Sage zu bestätigen. In der Mitternachtsstunde saß er über seinen Büchern und studirte, als plötzlich etwas laut an die Stubenthür klopfte. Er sah zu, wer noch so spät zu ihm wolle, und weil er nichts entdeckte, untersuchte er genau, ob die Thür vielleicht selbst ein, dem Klopfen ähnliches, Geräusch hervorbringen könne. Auch dieß war nicht der Fall, denn die Thür schloß vollkommen fest ein. In der Vermuthung, sich getäuscht zu haben, setzte er sich wieder an seine Arbeit. Nach einigen Minuten klopfte es nochmals, aber auch dießmal war keine Ursache aufzufinden. In Hoffnung, sie gelegentlich bei Tage zu entdecken, wollte der Pastor

zu Bette gehen, und ergriff, um es mit in die Kammer zu nehmen, ein auf einem Stuhle liegendes Kleidungsstück. Indem er es weg nahm, sprang eine Maus heraus, und flüchtete in den Uhrkasten. Gleich darauf hörte er es wieder klopfen; jetzt bemerkte er aber deutlich, daß es nicht an der Thür, wie er vorher geglaubt hatte, sondern in dem, nahe dabei stehenden, Uhrkasten war. Hastig öffnete er denselben, sah daß eine, zum Aufziehen dienende, Schnur sich bewegte, und eine Maus daran herunter lief, wodurch das leichte Gewicht gegen den Uhrkasten schlug, und hierdurch das Klopfen veranlaßte.

65.

Das Gespenst auf dem Grabhügel.

Die Frau des Schneiders Schulze zu Prenzlau diente in ihrem ledigen Stande als Kammerjungfer bei der Gutsherrschaft zu Malchau, wo auch ihre Eltern wohnten. Bei einem Besuche bei denselben hatte sie sich einst verspätet, weshalb sie bei der Heimkehr den nächsten Weg nahm, welcher über den Kirchhof führte. Kaum hatte sie diesen betreten, als sie auf einem kürzlich gemachten Grabe etwas erblickte. Eben nicht furchtsam schritt sie weiter; Schrecken beflügelte aber ihre Schritte, da sie dem Grabe vorüber gieng, und eine Menschengestalt sich aufrichtete, welche sie anstarrte,

ohne ein Wort zu sagen. Leichenblaß kam die Jungfer nach Hause, und erzählte, was sie gesehen hatte. Einige Bediente im Hause faßten Muth, sich nach dem Kirchhofe zu begeben, fanden aber kein Gespenst, und beschuldigten die Jungfer daher, daß sie sich blos von ihrer Einbildungskraft habe täuschen lassen. Diese versicherte dagegen, gewiß etwas gesehen zu haben, und des nächsten Tages ergab es sich, daß sie recht hatte, zugleich aber auch, daß es kein Gespenst gewesen war, was auf dem Grabe gesessen hatte. Mit frühem Morgen kam der Schmidt des Dorfes, sich bei der Jungfer zu entschuldigen, daß er sie vergangene Nacht so erschreckt habe.

„Ich hatte, erzählte er, seit einigen Tagen so wüthenden Zahnschmerz, daß ich von meinen Sinnen nichts wußte. Vielerlei hatte ich schon gebraucht, doch nichts wollte helfen. Endlich sagte mir Jemand, wenn man sich mit dem leidenden Theile des Gesichtes auf ein frischgemachtes Grab lege, verliere sich der Zahnschmerz, und die Leiche unter dem Grabhügel bekomme ihn. Nun glaube ich zwar eben nicht viel an Sympathie, aber was thut der Mensch nicht, wenn er vor Schmerz und Angst nicht weiß, was er anfangen soll. Ich befolgte also den Rath, richtete mich, da die Jungfer kam, ein wenig auf, und bedauerte nur herzlich, Sie erschrecken zu müssen, weil ich nicht reden durfte, denn Sie wissen wohl, daß alle sympathetische Curen stillschweigend gebraucht werden müssen. Heut hielt ich es indessen für meine Pflicht, Ihnen alles zu erzählen, damit Sie nicht glauben möchten, ein Gespenst oder den Geist des Verstorbenen gesehen zu haben.

66.

Mägde glauben, daß ihre verstorbene Frau spuke.

Der Kaufmann Münzenberger zu Hanau verlor seine Gattin, und bald nachher glaubten die Mägde, sie im Hause spuken zu hören. Aus dem Zimmer, worin die Frau gestorben war, kam es die Treppe herunter, rauschte, wie mit einer seidenen Schleppe, den Gang hin, und verlor sich endlich in das Gewölbe. Die Mädchen waren zu furchtsam, dieses Ereigniß zu untersuchen, erzählten es aber so vielen ihrer guten Freundinnen, daß es bald Stadtkundig wurde, und auch zu den Ohren des Kaufmanns gelangte. Dem Gerüchte ein Ende zu machen, entschloß er sich zu einer genauen Untersuchung. Er blieb die nächste Nacht auf, doch war schon Mitternacht vorüber, und es ließ sich noch nichts vernehmen. Endlich hörte er ein Geräusch, und so fort eilte er mit einem Lichte und einer Hetzpeitsche hinaus, befahl auch seinen Mägden, ihm mit noch mehreren Lichtern zu folgen, welches diese auf wiederholten Befehl, nicht ohne Aengstlichkeit, thaten. Immer in einiger Entfernung hörte er bis zur Gewölbethür rauschen. Er öffnete diese, suchte überall und fand nichts. Triumphirend sahen die Mägde ihren Herrn an, welcher verdrießlich den Vorfall des andern Tages einem Freunde erzählte. Dieser war sogleich

bereit, gemeinschaftlich mit dem Kaufmanne die folgende Nacht nachzuspähen, und es gesellte sich ihnen noch ein Dritter bei.

Bei einem Glase Punsch harrten sie des Angriffs des Gespenstes, welches heute noch länger auf sich warten ließ. Lange schon war die Gespensterstunde vorüber, und noch hörte man nichts, obschon abwechselnd immer einer vor der Thür lauschte. Jetzt hörte der Vorposten rauschen, gab das verabredete Zeichen, worauf die Uebrigen herbei eilten, und bald über alles den vollkommensten Aufschluß erhielten. Eine große Ratte schleppte ein Stück Papier fort, welches das Rauschen verursachte. Sie ließ das Papier fahren, und lief davon, als die untersuchenden Beobachter sich ihr näherten, welche gleichwohl den ganzen Zusammenhang bald entdeckten. Sie suchten in dem Gewölbe überall, und fanden endlich ein Rattennest, in diesem eine Menge zernagtes Papier. Zum Bau ihres Nestes holten es die Ratten von dem Vorrathe, welcher sich in dem Zimmer befand, worin Frau Munzenberger gestorben war, und schleppten es mit einem sehr natürlichen Geräusche, über die Treppe und den Gang, nach dem Gewölbe.

67.

Die Königin des Himmels.

Der Präsident Jac. Aug. von Thou, ein Sohn des berühmten Geschichtschreibers, befand sich mit dem Herrn von Schomberg im Jahr 1596 zu Saumur, um als Abgeordneter des Königs von Frankreich mit den Bevollmächtigten des Herzogs von Vercœur Conferenzen zu halten. Sie logirten in dem Stadthause, und Herr von Thou bezog ein anderes Zimmer, um neuangekommenen Gästen Platz zu machen. Die erste Nacht, welche er daselbst schlief, begegnete ihm folgendes sonderbare Abenteuer.

Er fühlte sich so beschwerlich gedrückt, daß er davon erwachte und nun deutlich wahrnahm, daß etwas auf ihm lag. Nach dem Betasten schien es ein weibliches Wesen im blosen Hemde zu sein. Herr von Thou suchte sich seiner zu entledigen, wälzte es etwas unsanft von sich ab, und hörte, wie es auf die Decke plumpte, welche vor seinem Bette lag. Das Mondlicht, und die glimmenden Reste des Kaminfeuers machten es im Zimmer ziemlich hell. Der Präsident sah, wie die abgeworfene Bürde sich aufrichtete, eine lange weiße Gestalt, welche die Hände über den Kopf zusammen schlug, und etlichemal im Zimmer auf und ab gieng. In der Nähe des Kamins sah er noch mehrere größere und kleinere Figuren, die er jedoch nicht deut-

lich erkennen und weiter nichts davon sehen konnte, als daß sie auf den Stühlen zu sitzen und zu lehnen schienen.

Dem Präsidenten war nicht wohl zu Muthe, doch dachte er weniger an Gespenster, als an Diebe, und er wußte selbst nicht mehr, was er glauben sollte, als die wandelnde Gestalt sich seinem Lager näherte, und auf seine Frage, wer sie sei? zur Antwort gab, die Königin des Himmels. Der Präsident sprang auf, um seine Bedienten zu wecken, welche in dem Vorzimmer schliefen. Jetzt bei hellem Lichte zeigte es sich, daß die Gestalten am Kamine weiter nichts waren, als die Röcke und Gewänder der vorgeblichen Königin des Himmels, welche sich ihrer entledigt und sie über Stühle gehangen hatte, damit sie am Kaminfeuer trocknen möchten. Der Präsident ließ die Garderobe nebst ihrer Besitzerin durch seine Bedienten fortschaffen, den Aufschluß über dieses Ereignißes erhielt er aber erst des andern Tages, nach der Erzählung desselben.

Die Himmelskönigin war eine Wahnsinnige, auf welche ihre Familie wenige Acht hatte, daher sie zuweilen auf der Straße herum lief, zur großen Freude der ihr nachschwärmenden Jugend, welche ihren Scherz mit ihr trieb. Des Nachts suchte die Wahnsinnige unterzukommen, wo es eben gehen wollte. Bekannt in dem Hause, wo Herr von Thou logirte, hatte sie sich für diese Nacht in dieses begeben, war unbemerkt in das Schlafzimmer gekommen, und hatte das Kaminfeuer benutzt, ihre Kleider zu trocknen, welche ganz durchnäßt waren, weil die muthwillige Jugend an diesem Tage ihr sehr übel mitgespielt hatte.

68.

Welches Gespenst einem Bauerknechte aufhuckte.

Die Spinnstuben auf den Dörfern sind gewöhnlich Schlupfwinkel des Aberglaubens, und die gemeinste Unterhaltung darin sind Gespenstergeschichten. Besonders lebhaft wurde diese Unterhaltung in einem sächsischen Dorfe, als sich daselbst das Gerücht verbreitete, in der Nähe des Brauhauses gehe ein Wehrwolf um, und hucke nicht selten den Leuten auf. Michel, ein Bauerknecht, hatte dieser Erzählung auch einmal zugehört, aber die Mädchen, welche ihr Glauben beimassen, furchtsam gescholten, und die Wahrheit der ganzen Geschichte bezweifelt. Man widersprach ihm; Einige wollten den Wehrwolf selbst gesehen haben, Andere erzählten, was sie von ihren Müttern oder Großmüttern von diesem Ungethüm gehört hatten, wodurch die Unterhaltung in der Spinnstube diesen Abend ungewöhnlich verlängert wurde. Man begab sich endlich nach Hause, und Micheln führte sein Weg vor dem Brauhause vorbei. Alle gehörte Erzählungen hatten ihn nicht furchtsam gemacht, doch begann ihm wirklich zu grausen, da die Dorfuhr eben die Gespensterstunde schlug, wie er dem Brauhause vorüber gieng, und das Geschrei der Eulen in dem halbverfallenen Gebäude ihm widerlich in die Ohren tönte. Jetzt sah er etwas vorüber laufen, welches die Dunkelheit der

Nacht ihn zu erkennen hinderte. Sein Grausen stieg bis zum Entsetzen, da ihm jetzt etwas auf den Rücken sprang und mit rauhen Klauen über die Schultern um seinen Hals faßte. Michel war in seiner gegenwärtigen Stimmung unfähig, Untersuchungen anzustellen oder nur richtig zu empfinden. Es schien ihm zentnerschwer auf den Schultern zu lasten, doch rannte er ziemlich leicht zu der Thür eines benachbarten Bauers, den er zu Hülfe rief. Der Bauer eilte herbei, und begriff lange nicht, warum Michel so fürchterlich geschrieen hatte, denn der Unhold war wieder von seinem Rücken herabgesprungen, und der Erschrockene vermochte lange nicht zu erzählen, was ihm begegnet sei. Nach einiger Zeit erholte er sich zwar in so weit, die Neugierde des Bauers stammelnd zu befriedigen, doch hatte das nächtliche Abenteuer einen so nachtheiligen Eindruck auf ihn gemacht, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, an welchem er starb.

Michels Schicksal verbreitete die frühere Furcht noch allgemeiner im Dorfe; niemand wagte es mehr, des Nachts bei der verdächtigen Stelle vorüber zu gehen, und die Furchtsamsten fanden es selbst bei Tage bedenklich. Endlich gieng doch ein Bewohner des Dorfes wieder über die verrufene Stelle, ohne daran zu denken, was man sich davon erzählte. Auch ihm sprang etwas auf den Rücken, weil er aber nicht, wie Michel, schon durch frühere Eindrücke furchtsam gemacht und abgespannt war, vielleicht auch überhaupt mehr Entschlossenheit hatte, griff er um sich, faßte den Unhold bei dem Genicke, riß ihn herunter und betrachtete ihn nun ganz gemächlich.

Es war der, ihm wohlbekannte, grosse schwarze und langhaarige Kettenhund eines benachbarten Bauers,

der ihn des Nachts herum laufen ließ. Der Sohn des Bauers, ein derber Bube, hatte das Thier gewöhnt, ihm auf den Rücken zu spingen, sich mit dem Vorderpfoten anzuhalten, und so eine Weile forttragen zu lassen. Der Hund, welcher hieran Vergnügen finden mochte, versuchte nun das Spiel, wenn ein Bekannter vorüber gieng, und veranlaßte dadurch eine Furcht, welche eine geraume Zeit ein ganzes Dorf bethörte, bis ein entschlossener Mann entdeckte, daß, wie gewöhnlich, ein unbedeutender Zufall sie veranlaßt hatte.

69.

Einen Prediger erschrecken in einer Nacht zwei Gespenster.

Der Landprediger Stürmer zu Ketzür bei Brandenburg bekam 1745 die Predigerstelle zu Markow in der Mittelmark. Oeconomische Gründe bewogen ihn, seine Frau noch einige Wochen an seinem ersten Aufenthaltsorte zurück zu lassen, weshalb er diese Zeit über bei der Gutsherrschaft speiste. Bei Tische wurde einmal das Gespräch auf Geister und Gespenster gelenkt; man sprach für und wider, derl Pfarrer äusserte aber einen gänzlichen Unglauben an Erscheinungen dieser Art. Gegen Mitternacht gieng Stürmer nach Hause, und wählte den Weg über den Kirchhof, weil er weniger schmutzig war, als der gewöhnliche. Nachdem er we-

nige Schritte auf dem Kirchhofe gemacht hatte, fühlte er sich plötzlich aufgehalten und in diesem Augenblicke schlug es zwölf. Dieses, mit der Erinnerung an die Gespräche bei Tische wirkte, zum Beweise, wie mächtig sinnliche Eindrücke sind, auf diesen vernünftigen und furchtlosen Mann so heftig, daß ihn Furcht anwandelte, und er nicht Muth hatte, nach dem Dinge, was ihn aufhielt, zu greifen. Mit beklommener Stimme rief er nun etlichemal Wer da! allein sein Ruf blieb unbeantwortet, und das Ding, was ihn aufhielt, wich nicht von der Stelle. Er bog endlich aus dem Wege, und gelangte, nicht ferner angefochten, wohl aber ziemlich erschrocken nach Hause, wo ihn ein neues Schrekken erwartete.

Die Magd, welche ihm Licht brachte, hatte sein Zimmer kaum wieder verlassen, da erhob sich vor demselben ein gräßliches Geschrei, wie das Winseln eines Kindes, und an einem Fenster zeigte sich etwas mit feurigen Augen, welche in der Finsterniß furchtbar leuchteten. Obschon der Pfarrer der Gedanke durchflog, daß diese zweite Spukerei mit der ersten auf dem Kirchhofe in Zusammenhang stehen möge, verlor er doch den Muth nicht, sondern trat beherzt an das Fenster, um zu sehen, was vor demselben sein Unwesen treibe. Er öffnete es ein wenig, und hinein sprang seine Katze, welche durch Liebkosungen die Freude ausdrückte, ihn wieder gefunden zu haben. Stürmer hätte diese Katze in Ketzür zurück gelassen, doch an sie gewöhnt, ließ er sie bald in einem Sacke nachholen. Dieser Sack hatte man in Abwesenheit des Pfarrers geöffnet, und die Katze, durch den Aufenthalt im Sacke scheu geworden, entfloh, da sie bei dem Hervortreten lauter fremde Leute sah. Schon seit etlichen Tagen

hatte man sie vergeblich gesucht, heut mochte sie ihren Herrn gewittert, oder ihn in dem Zimmer auf ebenen Boden gesehen haben.

Erfreut, daß die zweite Hälfte seiner Gespenstererscheinung einen so natürlichen Ausgang genommen hatte, hoffte er dasselbe von der ersten Hälfte um so gewisser. Seine Erwartung wurde auch erfüllt, als er des andern Morgens auf den Kirchhof gieng, um vielleicht zu finden, was ihn des Nachts aufgehalten hatte. Er fand es wirklich in einem hölzernen Kreuze, welches ein Tagelöhner, während der Zeit, wo sich der Pfarrer bei der Gutsherrschaft befand, seinem verstorbenen Kinde errichtet hatte. Der Grabhügel des Kindes befand sich hart neben dem Fußpfade, und unschicklich hatte der Vater das Kreutz mitten auf den schmalen Weg gesetzt.

70.

Eine furchtbare Erscheinung in Ketten.

Der Student W* machte einen Besuch bei Verwandten auf dem Lande, und vergaß des Abends sein Schlafzimmer zu zu schliessen. Im Bette las er noch eine Weile, und schlief darüber ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben. Er freute sich über diese gefährliche Nachlässigkeit, da ihn nach einiger Zeit ein furchtbares Brüllen und ein Rasseln mit Ketten aus dem Schlafe erweckte. Der Lärm war vor seinem Zimmer, und

näherte sich immer mehr. Jetzt kratzte es an der Thür, und nicht wenig erschrack W* weil er sich nun erinnerte, die Thür nicht verschlossen zu haben. Dieses geschwind noch zu thun, mangelte ihm der Muth, vielmehr verkroch er sich unter sein Deckbette, und wagte es kaum, ein wenig darunter hervor zu blicken, als die Thür sich öffnete, und eine Schauder erregende Gestalt herein trat. Es war ein nackender Mann, mit wilden wüthenden Blicken. Haare bedeckten den größten Theil seines Körpers, und um den Kopf hiengen sie so dick und verworren, daß sie der aufgereckten Phantasie des Studenten Schlangen dünkten. An den Armen des Furchtbaren hiengen Ketten, womit er gräßlich zusammen schlug, und die Nägel an Händen und Füßen glichen vielmehr Krallen.

Die Schreckensgestalt näherte sich dem Bette, nahm das Licht, trat damit vor den Spiegel, und verzerrte das Gesicht so abscheulich, daß sie noch weit schrecklicher wurde, und W* ihren Anblick nicht länger ertragen konnte. Tief vergrub er sich unter die Decke seines Bettes, wo Todesangst ihn ergriff, als er fühlte, daß der Schreckliche darauf herum tappte. W* war indeß so glücklich mit der Angst davon zu kommen. Er hörte, daß das Scheusal wieder weg gieng, wagte unter dem Bette ein wenig hervor zu blicken, und sah wie sich der Kettenträger vor dem Spiegel abermals mit Gesichtsverzerrungen unterhielt. Nachdem er dieses eine Weile getrieben hatte, gieng er wieder zur Thür hinaus, welche nun W* hastig verschloß, auch, um sie zu verschanzen, alle im Zimmer befindliche Tische und Stühle davor setzte. Noch eine Weile tobte der Unhold im Vorsaale; nachdem er aufgehört hatte, ließ die erlittene Erschütterung dem Studenten keine Ruhe. Sehnlich

wünschte er den Tag herbei, und als er sich des Morgens in den Zirkel der Familie begab, zog die Verstörtheit in seinem Gesichte allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man fragte, was ihm begegnet sei; er erzählte; man erschrack, bedauerte ihn, und klärte ihm die schreckliche Erscheinung auf.

Der Hausherr hatte einen Bruder, welcher im höchsten Grade rasend worden war, so daß niemand sich ihm ohne Gefahr nähern durfte. In Hoffnung, daß er, bei sorgfältiger Pflege und unter der Behandlung eines geschickten Arztes vielleicht eher genesen möchte, als in einem Irrenhause, wo die Behandlung nicht immer die sorgfältigste ist, behielt der mitleidige Bruder den Rasenden bei sich, sah sich aber genöthigt, ihn nackend an einen Block schmieden zu lassen. Er hatte diese Nacht seine Ketten zersprengt, und war in dem abgelegenen Theile des Hauses, wo der Student schlief, herum gewandelt. Niemand im Hause wußte noch, daß er sich losgerissen hatte; jetzt versammelten sich alle männlichen Bewohner, den Wüthenden mit Vorsicht aufzusuchen. Sie fanden ihn ruhig auf seinem Blocke sitzen, wo man sich seiner bemächtigte, um ihm noch stärkere Ketten anzulegen.

Gespensterfurcht zu verscheuchen, empfiehlt man gemeinhin, auf unvermuthete Erscheinungen, welche eine solche Furcht erregen, beherzt los zu gehen, um sich von dem Natürlichen derselben zu überzeugen. Obige Geschichte beweist indeß, daß diese, in den meisten Fällen zum Zwecke führende, Regel nicht allgemein anwendbar ist. Bei der Riesenkraft des Rasenden hätte es dem Studenten sehr gefährlich werden können, wenn er einen Kampf mit ihm hätte wagen wollen. Schnelle Flucht möchte in seiner Lage das sicherste gewesen sein,

so wie in allen Fällen, wo mit Ketten gefesselte Erscheinungen die Leute erschrecken, weil sich dann immer mit der höchsten Wahrscheinlichkeit voraus setzen läßt, daß solche Erscheinungen keine übernatürlichen Wesen sind, sondern entsprungene Rasende. Familien, welche solche Unglückliche bei sich behalten, können in der sichern Verwahrung derselben nicht sorgfältig genug sein.

71.

Zwei Beispiele, wie der Teufel zu erscheinen pflegt.

Jacob Moritz war zu Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts Prediger zu Vieritz im Magdeburgischen. Er gieng einst nach dem Filialdorfe Bützer, wo ihn der Weg über einen schmalen, über einen Bach gehenden, Steg führte. Auf diesem Stege stellte sich ihm der Teufel entgegen, rabenschwarz im Gesicht, und mit großen Hörnern auf dem Kopfe, aber, wider des Teufels Gewohnheit, ohne Bocksfüße und in einem langen schwarzen Mantel. In der einen Hand hatte er eine gewaltige Keule, in der andern ein Messer. Gleichwohl erschrack der Pfarrer, ein so beherzter, als starker Mann, nicht vor ihm, sondern fragte, was er wolle und wer er sei? „Der Teufel, brüllte ihm der Schwarze fürchterlich entgegen, und sprang mit diesen Worten auf ihn los, schien aber gleichwohl nichts sehr Arges im Sinne zu haben, denn er machte von

seinen Waffen keinen Gebrauch. Moritz konnte ihn daher mit gewaltiger Hand fassen und zu Boden werfen, wobei der arme Teufel so unglücklich fiel, daß er sich mit seinem Messer einen Schnitt in den Backen beibrachte. Das ganz gewöhnliche Blut, welches aus der Wunde drang, benahm dem Pfarrer vollends allen Zweifel über das wahre Wesen des Teufels, und machte ihn immer muthiger. Er rang mit ihm und entwand ihm zuerst das Messer, wovon er jedoch keinen weitern Gebrauch machte, als sich die Mittel zu erleichtern, den, welcher Teufels mit ihm spielte, seiner Zeit als Mensch wieder zu erkennen. Unter dem im Fallen zurückgeschlagenen Mantel, blickte ein rother mit Gold besetzter Westenschoß hervor, wovon der Pfarrer einen Zipfel abschnitt, und sich begnügte, den Teufel, statt aller weitern Züchtigung, ein wenig in der Lache herum zu wälzen und ihm, beim Abschiede, noch etliche gute Lehren zu geben.

Bald nachher bemerkte Moritz, daß einer der Bedienten des Besitzers von Vieritz ein Pflaster im Gesicht hatte. Er vermuthete deshalb, daß dieser Mensch die Mummerei gemacht habe, theilte seine Vermuthung dem Gutsherrn mit, und zeigte diesem den Westenzipfel, mit der Bitte, versuchen zu lassen, ob er an den Schooß des Bepflasterten passe. Er paßte vollkommen, und beurkundete dadurch, daß der Bediente wirklich der Thäter sei.

Unglücklicher lief eine ähnliche Mummerei für den Repräsentanten des Teufels ab. Ein protestantischer Metzger saß in dem Wirthshause eines catholischen Dorfes in Schwaben, und ließ sich den Wein etwas zu gut schmecken. Benebelt begann er über einige catholische Gebräuche zu spötteln, wovon ihn auch die

Gegenwart des Geistlichen des Ortes, der an einem andern Tische hinter der Flasche saß, nicht zurück zu halten vermochte; eben so wenig die Erinnerung, daß er etwas Unkluges mache, weil kein Mensch über Dinge, die andern heilig sind, spotten soll. Mancher büßte auch schon dafür, und zwar nicht ohne Recht, mit einem blauen Rücken; unser Metzger kam aber ungezüchtigt aus dem Wirthshause, weil der Wirth ihn gut kannte und ausser dem Pfarrer niemand gegenwärtig war, der an seinen Reden Aergerniß genommen hätte.

Nach einem ziemlich langen Aufenthalte machte sich der Spötter auf den Weg, welcher durch einen Wald führte. Indem er durch den dicksten Theil desselben gieng, sprang hinter einem Gebüsche der Teufel hervor, ganz so gestaltet, wie die fromme Einfalt sich ihn mahlt. „Ich sollte dich zerreissen, verdammter Ketzer, brüllte er dem Metzger zu, weil du so lästerlich im Wirthshause gesprochen, doch gehe und sage deinen Mitbrüdern, daß ich sie bald alle holen werde."

Dem Metzger kam es verdächtig vor, daß der Teufel ein Religionseiferer sein, und nebenbei den Bußprediger machen solle. Betrug ahnend hetzte er seinen Hund auf ihn, und nachdem ihn dieser zu Boden gerissen, fiel er mit seinem Knotenstocke über ihn her. Durch seinen Hülfsruf veroffenbarte sich der Schwarze als ein catholischer Christ, bat auch gar kläglich um Schonung; aber der Metzger, vom Wein erhitzt, schlug unbarmherzig auf ihn los, bis endlich das Verstummen des Gemißhandelten ihn zu der Besorgniß brachte, daß er ihn vielleicht todgeschlagen habe. An die Stelle seiner frühern Wuth trat jetzt Mitleid. Hülfe zu suchen, wenn sie noch möglich sei, gieng er in das Dorf zurück, erzählte, was ihm begegnet war, und forderte

etliche Bauern auf, ihn zu der Stelle zu begleiten, wo der Vermummte lag. Die Bauern erkannten in ihm einen ihrer Nachbarn, welcher mit dem Tode rang. Er sagte aus, daß der Pfarrer ihn zu dieser Mummerei verleitet habe, und starb nach etlichen Stunden.

72.

General Marceau spukt nach seinem Tode.

Der französische General Marceau blieb 1796 in dem Gefechte bei Altenkirchen. Sein Leichnam wurde nach Coblenz gebracht, und neben der Stadt, in der sogenannten Brunnenstube, feierlich beerdigt. Diesem Berge lag die, nun geschleifte, Festung Ehrenbreitstein gerade gegen über, und nur der Rhein trennte beide.

Nach vierzehn Tagen verbreitete sich in Coblenz die Sage, daß der General auf der Brunnenstube spuke. In der Chasseuruniform, welche er im Leben gewöhnlich trug, wollte man ihn am Rheinufer gesehen haben. Auch erzählte man sich, daß er mit dem bloßen Säbel schon etlichemal die Schildwache zurückgetrieben habe. Der klügere Theil der Bewohner von Coblenz ahnte zwar Betrügerei, doch hatte keiner Muth, den Vorgang genau zu untersuchen, bis endlich ein Student wagte, es ganz allein mit dem Geiste eines Mannes aufzunehmen, der im Leben so tapfer gewesen war. Gegen Mitternacht, wo das Gespenst gewöhnlich erschien, machte er sich, mit Säbel und Pistolen be-

waffnet, auf den Weg. Etliche Freunde von ihm blieben in einiger Entfernung, und erhielten von ihm die Weisung, wenn er zu lange ausbleiben sollte, ihm nach und zu Hülfe zu kommen.

Zwei Uhr war bereits vorbei, und noch kehrte der Geisterbanner nicht wieder. Seine Gefährten warteten noch eine Weile, endlich faßten sie Muth, ihn aufzusuchen, fanden aber so wenig ihn, als sie von dem spukenden Generale etwas entdeckten. Da der Morgen heranbrach begegneten sie einem Bauer, welchem sie eine Beschreibung von ihrem Freund machten, und ihn fragten, ob er ihn vielleicht gesehen habe. Hierauf erhielten sie die Antwort: daß der beschriebene junge Herr wahrscheinlich der nehmliche sei, welcher ihn an sie abgeschickt habe, damit sie nach Metternich, wo er an einem Fieber krank liege, kommen und ihn abholen möchten. Bereit ihm zu helfen und neugierig, zu erfahren, was ihm begegnet sei, eilten sie hin und fanden ihren Freund sehr schwach. Es bedurfte lange Zeit, ehe er ihnen von seinem Abenteuer eine Erzählung machen konnte, aus welcher Folgendes hervorgieng.

Kaum eine Viertelstunde befand sich der Student am Rheinufer, da erschien ihm der gespenstische Chasseur, dem er sich mit gezogenem Säbel und gespannter Pistole entgegen stellte. Der Chasseur gieng dessen ungeachtet unerschrocken auf ihn los, und nun zeigte es sich, daß der Student weniger Muth besaß, als er sich zugetrauet hatte. Wie der Chasseur sich ihm bis auf sechs Schritte näherte, überfiel ihn ein Grausen; die Waffen entsanken den gelähmten Händen, und der Student eilte nach dem nächsten Orte, ohne nur zu wagen, sich um zu sehen, ob das Gespenst ihn verfolge. Erschöpft kam er nach Metternich, und ein Fieber wurde die Folge seines heftigen Schreckens.

Dieser schlechte Ablauf eines muthigen Vorsatzes wurde fast allgemein bekannt und belacht, gleichwohl bezeigte niemand Geneigtheit, das Abenteuer rühmlicher zu bestehen. Viele wollten vielleicht auch deshalb keine nähere Untersuchung anstellen, weil sie den wahren Zusammenhang vermuthen mochten. Die allgemeine Sage kam zuletzt auch zu den Ohren des französischen Commandanten, welcher sich so fort entschloß, zu erforschen, wer es wage, die Rolle von Marceau's Geiste zu spielen. Er selbst gieng in der Nacht nach dem Rheinufer, nahm aber ein Commando beherzter Grenadiere mit sich, die er in einiger Entfernung verbarg, und ihnen befahl, augenblicklich herbei zu eilen, wenn er sie rufen würde. Mit dem Glockenschlage zwölf erschien der spukende Chasseur. Der Commandant gieng auf ihn los, ließ aber zugleich seine Grenadiere anrücken, welche den Chasseur von allen Seiten umringten. Sie hatten Befehl, ihn lebendig einzubringen, was ihnen viele Mühe machte, denn der Chasseur focht wüthend um sich, bis ihn endlich ein Grenadier von hinten packte, und so lange fest hielt, bis mehrere herbei kommen, und ihn entwaffnen konnten.

Der entlarvte Geist gestand in dem Verhöre, daß er ein Schiffer sei, und sich zu der Spukerei deshalb entschlossen habe, damit indeß einige seiner Kammeraden unbemerkt über den Rhein fahren, und Lebensmittel nach Ehrenbreitstein bringen können, wo sie ihnen sehr gut bezahlt würden.

73.

Was in einem verödeten Tempel sang.

Herr von Sommerfeld diente unter einem preussischen Regimente, welches 1746 Reichenbach in Schlesien zur Garnison erhielt. Er hatte in der Nähe viele Verwandte, die er von Zeit zu Zeit besuchte. Im Februar ritt er auch einmal mit dem Adjutanten des Regimentes, Herrn von Czettritz, nach Pülzen, den Besitzer dieses, nahe bei Schweidnitz gelegenen, Dorfes zu besuchen. Angenehm unterhalten, vermochten sie nicht bei Tage von der Gesellschaft sich los zu reissen, und ritten daher erst in der Nacht wieder heim, obgleich ein großes Schneegestöber sich erhoben hatte, und kein Weg zu erkennen war. Man hatte sie eingeladen, über Nacht zu bleiben; dieß verstattete aber ihr Urlaub nicht, und die Bemerkung etlicher Damen der Gesellschaft, daß es zur Nachtzeit auf der Strasse nicht geheuer sei, machte auf zwei junge muthige Officiere keinen Eindruck.

Der Weg führte vor dem Ruhberge vorbei, auf welchem damals noch die Ruinen eines alten Gebäudes standen, welches das Volk den Judentempel nannte, weil man des Nachts zuweilen ein Getöse darin vernommen haben wollte, wie in einer Synagoge. Abergläubische flohen dieses Gebäude; nachdenkendere glaubten nur, der darin heulende Wind, vielleicht auch das

Geschrei der in dem Gemäuer krächzenden Käuzlein bringe jene Töne hervor, und Einbildungskraft setze in einiger Entfernung das Uebrige hinzu.

Unbesorgt ritten unsere jungen Krieger nach dem Ruhberge zu; Czettritz voran, weil sein Pferd sicherer gieng, auch des Weges kundiger war. Ungefähr fünfzig Schritte von dem Judentempel entfernt, fragte er seinen Begleiter, ob er nichts höre? Beide vernahmen aus dem Gemäuer kommende Töne, gleich einem Gesange, welcher immer deutlicher wurde, je mehr sie sich den Ruinen näherten. Denselben gegenüber verstummte der Gesang und nun hörten die Reuter ein Stöhnen. Sommerfeld vermuthete, daß jemanden ein Unglück begegnet sein möchte, und wollte nach dem, nur wenig Schritte von der Strasse gelegenen, Gemäuer hinreiten. Czettritz widerrieth ihm, sich ohne Noth aufzuhalten, und ritt weiter, jener führte aber seinen menschenfreundlichen Vorsatz aus, obgleich sein Pferd scheuete, und nur mit der größten Anstrengung von der Strasse ab nach den Ruinen hinzubringen war. Auch dann ließ Sommerfeld sich nicht zurück schrecken, als eine weisse Riesengestalt ihm entgegen schwankte. Zwar schauderte ihm unwillkührlich die Haut, dennoch ritt er weiter und rief der Erscheinung ein Werda! zu.

„Ein armer Verirrter, erfolgte zur Antwort, der ohne Ihre Hülfe verloren ist. Ich wollte nach Peterswalda gehen, verirrte mich im tiefem Schnee, und weiß mich nicht wieder zu rechte zu finden.“

Sommerfeld rief, seinen Begleiter zurück, und beide bemühten sich nun, den verirrten Wanderer mit auf eins ihrer Pferde zu nehmen. Der arme Mann war so erstarrt, daß er sich die dazu nöthige Schwungkraft nicht zu geben vermochte, weshalb ihn die Reuter

zwischen ihre Pferde nahmen, ihn hielten, und langsam nach einem nicht weit entfernten Wirthshause fortritten. Hier übergaben sie ihn dem Wirthe, sorgten für seine Verpflegung, und freueten sich herzlich ein Menschenleben gerettet zu haben, welches höchst wahrscheinlich verloren gewesen wäre, wenn Gespensterfurcht sie verleitet hätte, den Ruinen ohne nähere Untersuchung vorüber zu eilen. Der Wanderer dankte ihnen herzlich für seine Rettnng, und erzählte zur nähern Aufklärung noch Folgendes.

Fast ohne Hoffnung auf menschliche Hülfe in einer so stürmischen Nacht, hatte er von Gott Hülfe erfleht, und deshalb ein Lied angestimmt. Da er Reisende gewahrte, endigte er seinen Gesang, und strengte seine Kräfte an, um sich ihnen zu nähern. Dem Herrn von Sommerfeld erschien er nur deshalb auf den ersten Anblick so sonderbar, weil er von ausserordentlicher Länge, und vom Kopfe bis auf die Füße ganz weiß beschneiet war. Darum scheuete sich auch das Pferd vor ihm, welches schon deshalb nicht gern von der Strasse wollte, weil es in den tiefsten Schnee gehen, und von dem vorangehenden Pferde des Adjutanten sich trennen mußte. Dieses Ereigniß gab bald nachher Gelegenheit, daß der Besitzer des Ruhberges, da ihm Herr von Sommerfeld sein Abenthener erzählte, die Ruinen abbrechen ließ, und dadurch dem davon umlaufenden Gerüchte ein Ende machte.

74.

Eine Frau wird doppelt gesehen.

Eine Dame aus Zerbst besuchte 1782 den Herrn von Katte zu Zolchow, bei Genthin im Magdeburgischen, und veranlaßte gleich des ersten Tages, ohne ihr Wissen und Willen, ein großes Schrecken.

Man saß in fröhlicher Unterhaltung bei Tische, als man auf dem Vorsaale ungewöhnlich laut und schnell hin und her laufen hörte, und eine Magd bestürzt die Thür aufriß, und hinein rief: der Jäger will sterben! Zu erfahren, was dem rüstigen Manne so plötzlich begegnet sei, eilte die ganze Gesellschaft nach der Gesindestube; die Zerbsterin, eine Verwandte des Hauses, auch mit. Bei ihrem Anblicke schien der Jäger heftig zu erschrecken, und lange konnte man von ihm nichts heraus bringen, als daß er, auf die Zerbsterin zeigend, einigemal: ach die Gnädige Frau! sagte, und dann wieder nach der Gegend ihres Schlafzimmers wies. Nach einer Weile, wo er seine Besonnenheit einigermassen wieder erlangt hatte, erzählte er endlich: er habe einige ihm aufgetragene Geschäfte im Zimmer der Zerbsterin verrichten wollen, und sei so heftig erschrocken, weil er sie die er doch vor wenig Augenblicken im Speisesaale gesehen, in ihrem Zimmer leibhaftig wieder erblickt, wo sie auf einem Stuhle gesessen habe. Man begab sich nun in das Zimmer, wo man

sogleich entdeckte, daß ein Zufall und eigene Einbildungskraft das Schrecken des Jägers veranlaßt habe.

Die Zerbsterin hatte hier ihre Reisekleidung abgelegt, und der Zufall gab ihnen eine schreckliche Gestalt und Form. Vor einem Stuhle mitten im Zimmer, der Thür gerade gegenüber, sah man ein Paar Damenschuhe, deren Spitzen unter einem Damenrocke, welcher von dem Sitze des Stuhles herabgieng, hervorsahen. Den Rock bedeckte ein, um die Stuhllehne herum und vorn übereinander geschlagener seidener Pelzmantel: oben auf der Lehne hieng ein Kopfputz, gerade so vorüberstehend, als ob die anscheinende Dame vor Betrübniß oder Müdigkeit das Haupt auf die Brust herab hängen liesse.

75.

Wie sehr ein Traum beunruhigen kann.

Herr Benkowitz in Breslau erzählt folgenden, wegen seiner Beziehungen merkwürdigen Traum.

Ich war achtzehn Jahr alt, und bereitete mich auf der Schule zur Academie vor, als einer von meinen innigsten Jugendfreunden daselbst starb. Er war eben im Begriff, diese Schule zu verlassen, um sie mit einer andern zu vertauschen; aber der Tod, der auch des blühenden Jünglings nicht schonet, kam ihm zuvor. Kurze Zeit vorher, ehe er auf das Krankenlager geworfen ward, von welchem er nicht wieder aufstand, hatte

er mir, ohne seinen Tod auch nur von fern zu ahnen, freundschaftliche Abschiedsverse gemacht, von denen ich, da sie keine Ansprüche auf poetischen Werth machen, den Schluß nur deshalb hieher setze, weil er Bezug auf das Nachfolgende hat:

„Und wenn der Vorsicht Hand einst winket,
„Auch da laß ungetrennt uns sein;
„Ja, wenn der Geist einst höh're Wonne trinket,
„Laß unsres Bundes uns noch freun!"

Kaum hatte er diese Verse mir überreicht, so erkrankte er, und — starb. Ich konnte sie nun noch in einer traurigern Hinsicht als Abschiedsverse betrachten. Tief gerührt trug ich mit einigen andern Mitschülern ihn zu Grabe, und lange konnte ich es nicht verschmerzen, ihn so unerwartet mir entrissen zu sehen.

Ungefähr vier Wochen nachher hatte ich eine nächtliche Ahnung, die für ein jugendliches Alter, und für eine lebhafte Einbildungskraft eine harte Prüfung genannt werden kann. Mir war, als befände ich mich in dem Zimmer der Predigerwittwe, bei welcher ich wohnte, und als sähe ich die Personen um mich, die sich gewöhnlich darin aufzuhalten pflegten. Auch war ich ganz unbefangen unter ihnen, bis auf einmal die Gestalt meines verstorbenen Freundes in dieß Zimmer eintrat, und auf mich zukam. Der Schrecken, der sich bei einer solchen Erscheinung eines jeden bemeistern würde, ergriff auch mich, und die Angst trieb mich in eine angränzende Kammer. Aber schrecklich! die Gestalt kam mir nach, und stellte sich vor den Winkel, in welchen ich mich hingedrängt hatte, so daß ich nun nicht mehr zu entfliehen vermochte.

„Ich komme, sagte sie, um dir Nachricht von der Ewigkeit zu geben."

Ich wußte vor Angst nicht, ob und was ich antworten sollte. Da mir aber der für mich merkwürdige Umstand nicht entgangen war, daß der Geist vor den übrigen Anwesenden vorbei eilte, und mich allein verfolgte, so fragte ich endlich stotternd:

„Aber warum kommst du gerade zu mir?"

Weil du nicht lange mehr leben wirst" — erwiederte der Todesprophet.

Nur die Erfahrung, daß man träumend fast nie consequent denkt, spricht und handelt, und daß Träume ein Gemisch von Sonderbarkeiten und Räthseln zu sein pflegen, kann den Umstand erklären, daß und warum diese Todesbotschaft so wenig Eindruck auf mich machte, daß ich ziemlich ruhig weiter fragen konnte: Wann werde ich sterben?

„Den Freitag über ein Jahr!"

Erst bei dieser nähern Bestimmung meiner Todeszeit fuhr ich heftig zusammen, so daß ich davon aus dem beängstigenden Traume erwachte. Mein Blut wallte heftig, und eine unbeschreibliche Unruhe bemeisterte sich meiner in diesen Augenblicken des Erwachens. Umsonst versuchte ich stundenlang wieder einzuschlafen, umsonst dachte ich hundertmal: war es doch nur ein Traum. Ich stand auf, und wollte mich ausserhalb des Bettes erheitern, zerstreuen; aber die nichtige Traumgestalt schwebte meiner nun einmal aufrührischen Einbildungskraft, auch wachend noch eine Zeitlang vor. Nie hätte ich geglaubt, daß ein bloßer Traum auch noch den wachenden vernünftigen Menschen so fürchterlich tyrannisiren könne! Ich fühlte mich geneigt, zu weinen, und machte so meinem Herzen einigermaßen Luft.

Ich erzählte nachher mit erkünstelter Gleichgültigkeit allen meinen Hausgenossen den Traum, den ich selbst unbedeutend nannte, um gleichsam mich selbst zu übertreffen. Allein dieß war nicht der Weg, der mich in der That hätte beruhigen können; und zwar darum nicht, weil Alle, die ihn hörten, unvorsichtig und gedankenlos genug waren, ein sehr bedenkliches Gesicht zu machen, und mir ein sehr übel angebrachtes Mitleid mit meinem Schicksale äusserten oder vorspiegelten. Alles schien mir zu sagen, daß ich keinen gewöhnlichen Traum gehabt habe. Zugleich fiel mir die Geschichte von Personen ein, die in einem ähnlichen Falle gewesen waren, und dann wirklich zu der bestimmten Zeit gestorben sein sollen. Meine Einbildungskraft kam mir zu Hülfe. Ich verglich die Umstände, und alle schienen mir bedenklich. Von ungefähr fand ich das Abschiedsgedicht, dessen ich vorhin erwähnte, wieder; ich las es jetzt mit sehr erhöhetem Interesse; und der Eindruck war ausserordentlich, welchen die letzten Verse auf mein jetzt gewöhnlich zur Wehmuth gestimmtes Herz machten.

Was war natürlicher, als daß ich jetzt in dem Schluße des Gedichts eine offenbare Hindeutung auf meine baldige Wiedervereinigung mit dem verewigten Freunde finden mußte? Kurz, mein sonst heiterer Sinn war herrschend trübe, und um meinen unbefangenen frohen Muth war's geschehen. Der Vorfall hätte die Fassung eines Mannes überwältigen können, und ich war nur ein Jüngling, und zwar einer von dem lebhaftesten Empfindungssysteme. Niemand ist schläfrig zum Todesschlafe; jeder will noch gern ein Stündchen aufbleiben. Von der Richtigkeit dieser Wahrnehmung mich zu überzeugen, kann wohl nicht leicht die Lage irgend eines gesunden Menschen mehr geeignet sein, als

die meinige war. Indessen muß ich zu meinem Ruhme sagen, daß mich nicht sowohl der Gedanke, daß ich bald sterben würde, quälte, als vielmehr der Umstand, daß ich die Zeit meines nahen Todes so bestimmt ein ganzes Jahr hindurch vorher wußte. Auch konnte nicht leicht die Mühe von Erfolg sein, welche ich mir gab, den Tag des Todes zu vergessen; den es war Tag vor Neujahr — der letzte Tag eines bedeutenden Lebensabschnittes.

Mein Traum ward in der ganzen Stadt, worin ich lebte, bekannt, und man hatte zu wenig menschenfreundliches Zartgefühl, um mich nicht hören zu lassen, wie man von Zeit zu Zeit überall in Hinsicht auf den Traum, sich nach meinem Befinden erkundigt habe, oder bei mir selbst erkundigte.

Meine Seele bedurfte im eigentlichsten Sinne des Arztes, den ich überall nicht fand. Nur sehr geübte Menschenkenner und practische Menschenfreunde haben die Linderungsmittel in ihrer Gewalt, welche in einer solchen Gemüthskrankheit mit Erfolg anwendbar sind. Ich litt unbeschreiblich, obwohl ich keine Mühe sparte, mich zu erheitern, und keine List unbenutzt, keinen Weg uneingeschlagen ließ, mit Glück gegen meine Einbildungskraft zu kämpfen. Zu Zeiten gelang es mir zwar, mich über den unglückseligen Traum auf Stunden, und selbst auf Tage, hinweg zu setzen; dann aber verfiel ich wieder unwillkührlich in tiefe Traurigkeit. Ich kam mir wie ein Missethäter vor, der nun bald die Henkersmahlzeit zu sich nehmen soll. Indessen setzte ich meine Studien eifrig fort; und wirklich fand ich in diesem eisernen Fleisse, und in einer ununterbrochenen Thätigkeit das beste, wirksamste Mittel, meinen Gemüthszustand, wo nicht zu verbessern doch zu ertra-

gen, und gleichsam im Schlummer und in Unwirksamkeit zu erhalten. Ich nahm daher unter andern auch Unterricht auf dem Klaviere. Mein Lehrer in der Musick, Herr Angerstein, jetzt Prediger in der Altmark, der von meinem Traume und seiner Wirkung auf mich gehört hatte, lenkte unvermerkt das Gespräch auf diesen Gegenstand, blos in der menschenfreundlichen Absicht, den Seelenarzt zu machen. Wirklich war es diesem feinen Menschenkenner vorbehalten, mich Seelenkranken nach und nach wieder gesund zu machen. Jede unserer Unterredungen bezweckte die Genesung meiner Einbildungskraft. Nie werde ich vergessen, was ich ihm schuldig ward. Von ganz besonderer Wohlthätigkeit für mich waren seine Erzählungen von ähnlichen Träumen, in denen auch nicht das mindeste in Erfüllung gegangen war, und die nur so lange und in sofern vorbedeutend gewesen waren, so lange und sofern man daran geglaubt hatte.

Von nun an gelangte meine Vernunft nach und nach wieder zu der ihr gebührenden Obergewalt über die Einbildungskraft, und ich lernte meinen Traum allmählig als eine nichtige Phantasie, als die keiner Aufmerksamkeit würdige Gaukelei eines unruhigen Schlafes, betrachten. Nur einzelne trübe Stunden erschienen noch zuweilen, in welcher mit dem Rückblick auf jenes Traumgesicht die wildwerdende Phantasie wieder mit dem Verstande gleichsam durchgieng. Gewöhnlich entfliehen uns Jahre, wie Stunden; aber dieß Jahr, worinn Traum und Wahnglaube mir unnöthiger Weise eine so schwere Prüfung aufgelegt hatten, machte für mich eine Ausnahme. Die gewisse Erwartung eines bevorstehenden widrigen Schicksals kann die unnatür-

liche Verwünschung des unersetzbarsten, des unwiderbringlichsten — der Zeit — verursachen.

Endlich nahete der bang entgegengesehne Todestag. Ich nahm all mein bischen Philosophie und Selbstbeherrschung zusammen, und dennoch begann ich ihn mit einigem Grauen. Eine geringe körperliche Unpäßlichkeit, ein Schnupfen, der, gerade im Anmarsch, die mehreste Unbehaglichkeit mit sich zu führen pflegt, hätte meiner noch immer nicht völlig überwältigten Traumdeutung und meinen nur gewaltsam, nur künstlich zum Schweigen gebrachten Besorgnissen, einen gefährlichen Spielraum eröffnen können. Aber — Gott und Herrn Angerstein sei es gedankt! — Der Tag gieng glücklich vorüber; und nie bin ich heiterer erwacht, als am folgenden Morgen.

Dieser bedeutungslose Traum scheint, in Absicht seiner Folgen, keiner Bekanntmachung zu bedürfen; aber gewiß verdient er sie in Hinsicht auf den Trost, den er für diejenigen enthält, die ähnliche beunruhigende Träume haben und — thörichterweise beherzigen, wie ich den meinigen beherzigte!

76.

Eine Frau denkt, der Teufel wolle sich ihre Seele erkaufen.

Im Winter 1786 gieng ein Feldprediger eines der in Berlin liegenden Regimenter vor dem Thore spatzieren, und weil es sehr kalt war, hatte er sich um die Amtskleidung, welche er zufällig trug, mit einem Mantel verhüllt. Es begegnete ihm eine Soldatenfrau, welche sich eine Bürde Holz geholt hatte, und in deren Gesichte unverkennbare Spuren des Elendes und Kummers lagen. Der Feldprediger ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein; erfuhr, daß sie erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen sei, und ihre Noth noch dadurch vermehrt werde, daß ihr Mann an wieder aufgebrochenen Wunden leide, und dadurch, wie sie selbst, ausser Stand gesetzt werde, durch Arbeit etwas zu verdienen. Sie äusserte den Aberglauben, daß böse Leute es ihr und ihrem Manne gethan hätten, und stützte diese Vermuthung darauf, daß aus ihres Mannes Wunden Haare giengen. Der Feldprediger sprach gegen diesen Aberglauben, gab dann der Frau, um ihr Elend zu mildern, eine Handvoll Geld, und eilte, ihrem Danke auszuweichen, hinter einen Busch, worauf er weiter gieng.

Die arme Frau mochte wohl seit langer Zeit so viel Geld nicht gesehen haben, wodurch es sehr begreif-

lich wird, daß sie bei dem Empfange desselben ihre Blicke ganz allein darauf heftete. Als sie solche wieder auf ihren Wohlthäter richten wollte, war dieser, wie wir wissen, auf eine sehr natürliche Weise verschwunden; der einfältigen Frau kam aber dieses Verschwinden übernatürlich vor, und weil sie, als der Feldprediger in die Tasche griff, unter dem zurückgeschlagenen Mantel gesehen hatte, daß er ganz schwarz war, gerieth sie auf den thörichten Einfall, es sei kein anderer als der Teufel, der ihr das viele Geld gegeben habe, um sich damit ihre arme Seele zu erkaufen. Sich von dem verdächtigen Gelde los zu machen, war sie schon Willens es in den Schnee zu werfen, doch die Erinnerung, wie viel sie damit sich und ihrem Manne nützen könne, hielt sie davon zurück. Sie kaufte für das Geld mancherlei Lebensmittel, konnte sich aber von dem Wahne, wer der Geber desselben gewesen sei, nicht los reissen, vielmehr theilte sie ihn verschiedenen Bekannten mit, wodurch er bald allgemeiner bekannt wurde.

Nach einiger Zeit hielt ein Stadtprediger Kinderlehre, kam darin auf den Teufel zu sprechen, und suchte den Kindern begreiflich zu machen, daß er keine Macht besitze, den Menschen zu erscheinen, viel weniger ihnen böses zu thun oder ein Bündniß mit ihnen zu schliessen. Ein dreistes Mädchen erwiederte hierauf, daß gleichwohl der Teufel unlängst einer Soldatenfrau erschienen sei, und ihr Geld gegeben habe, um dafür ihre Seele zu bekommen. Der Prediger erkundigte sich weiter und gieng selbst zu der Frau, deren Glaube indeß immer fester worden war. Der Prediger suchte ihr das Thörichte desselben zu beweisen; die Frau beharrte jedoch in ihrer Meinung, und begründete sie mit der Aeusserung, die Menschen wären viel zu hart-

herzig, als daß einer umsonst und nichts einer unbekannten armen Frau so viel Geld geben solle. Der Prediger erinnerte sie dagegen, daß dessen ungeachtet unter den Menschen viele wohlthätige wären, bewies ihr auch durch die That, daß er selbst zur Zahl derselben gehöre. Vielleicht zu erfahren, wer der Wohlthäter der Soldatenfrau gewesen wäre, erzählte er die kleine Geschichte derselben überall, unter andern auch dem Feldprediger, mit welchem er einmal zusammen kam. Der Feldprediger wunderte sich nicht wenig, für den Teufel gehalten zu werden, und gieng zu der Frau, um sie von ihrem beunruhigenden Wahne zurück zu bringen.

xxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxxx

77.

Zwei Gespenster auf einmal, wovon eins das andre erschreckt.

Der Förster Weinschenk im Mannsfeldischen gieng einst des Nachts in den Forst, Holzdieben aufzupassen. Es war ihm, als ob er einen Wagen fahren höre; mit allen Richtwegen genau bekannt gieng er dem Schalle nach, und glaubte gewiß dem Wagen zuvor zu kommen, dennoch konnte er ihn nicht einmal erblicken, obgleich der Mond die Nacht erhellte. Bedünkte ihn schon dieses sonderbar, so entsetzte er sich wirklich, da ihm jetzt an einer Rüster eine lange weisse Gestalt in die Augen fiel, welche sich an den Baum gelehnt hatte,

als ob sie an demselben hinauf klettern wollte. Beherzt, wie die meisten Forstmänner, verlor er indeß die Besonnenheit nicht. Er rief der Gestalt zu, und weil sie nicht antwortete, versetzte er ihr einen tüchtigen Hieb mit der Hetzpeitsche, mit wiederholter Frage. Keine Antwort erfolgte; die Gestalt machte aber eine kleine Bewegung, welche vermuthen ließ, daß sie den Hieb gefühlt hatte. Sie zur Sprache zu bringen zählte ihr der Förster noch zwei auf, ohne damit seinen Zweck zu erreichen. Die Gestalt blieb stumm wie vorher, und den Förster überfiel bei aller Herzhaftigkeit ein Grausen; denn weil es ihm kaum glaublich schien, daß ein menschliches Wesen drei so kraftvolle Hiebe mit solcher Gleichgültigkeit aushalten, und wegen der verweigerten Antwort noch mehrere wagen würde, besorgte er wirklich, ein Gespenst vor sich zu haben, und übermannt von der Furcht, welche auch beherzte und vorurtheilsfreie Männer zuweilen überfallen kann, eilte er davon.

Des andern Morgens schämte er sich seiner Furcht. Vielleicht die Veranlassung derselben zu entdecken, eilte er in den Wald suchte die ihm wohlbekannte Rüster auf, fand jedoch nichts, wodurch sich die nächtliche Erscheinung hätte erklären lassen. Nicht fern davon sah er indeß einige Holzstämme liegen, bemerkte auch die Spur eines Wagens, welche sich in der Nähe vorbei zog. Das Rasseln des Wagens hatte ihn also nicht getäuscht, als nur in soweit, daß es ihm in der Stille der Nacht viel näher schien. Ohne Mühe konnte er den Schluß machen, daß wirklich Holzdiebe zur Stelle gewesen, aber über dem Anblick der weissen Gestalt erschrocken wären, und nun das Holz wieder abgeworfen hätten, um dem Gespenste geschwinder zu entfliehen. Wurde es ihm hierdurch noch gewisser, daß ihn nicht

blos Einbildungskraft getäuscht habe: so stieg auch um so mehr seine Begierde, zu erfahren, was die Erscheinung gewesen sei. Nach kurzer Zeit erhielt er hierüber den vollkommensten Aufschluß.

Im Holze begegnete ihm eine sehr lange Frau mit einem Bündel aufgelesenen Holzes, welche ihn also anredete: „Aber warum schlugen Sie mich denn unschuldigerweise so arg, als ich vor acht Tagen des Nachts an der grossen Rüster stand?"

Arme Frau, wart ihr das, erwiederte der Förster, aber warum gabt ihr mir denn keine Antwort?

„Durfte ich denn? fuhr die Frau fort. Hören Sie nur, wie es zugieng. Ich hatte ein sehr krankes Kind, und weil nichts helfen wollte, lief ich zu unserer weisen Frau. Diese rieth mir, weiß angezogen des Nachts in den Wald zu gehen, stillschweigend von einer Rüster Moos abzukratzen und einen Absud davon dem Kinde zu trinken zu geben. Sie sehen nun wohl, daß ich nicht reden durfte, und ich hätte nicht gemukt, wenn Sie mir auch noch einen oder mehrere Hiebe gegeben hätten. Was thut und leidet man nicht aus Liebe zu einem Kinde! Schade nur, daß es nicht geholfen hat, denn der arme Wurm ist doch gestorben. Und ich hatte so viel Angst und Schrecken auf dem Wege, denn ehe Sie kamen, toste der wilde Jäger vorüber, mit einem Wagen, worauf Holz lag.

Der Förster war nun völlig befriedigt. Die einfältige Frau, deren Aberglaube sich schon aus dem sympathetischen Heilmittel ergiebt, hatte für den wilden Jäger gehalten, worin alle Vernünftige sogleich Holzdiebe erkannt haben würden. Die Diebe sahen dagegen die Frau für ein Gespenst an, und ließen aus Angst ihren Raub im Stiche.

78.

Wie der verstorbene Vater seinen Willen kund that.

Herr S* machte 1794 in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustreise nach Dreschowiz bei Prag, um einige Tage auf dem Lande zuzubringen. Der Gastwirth, bei welchem er eingekehrt war, erzählte ihm als die merkwürdigste Neuigkeit im Dorfe, daß vor Kurzem ein Bauer gestorben sei, welcher seit einigen Tagen alle Nächte seiner Frau und Tochter erscheine; nun habe es aber die Tochter einem Capuziner entdeckt, welcher in der folgenden Nacht den Geist beschwören und fragen wolle, was er begehre.

Der Geisterbeschwörer befand sich in demselben Gasthofe. S* wünschte seine Bekanntschaft zu machen, noch mehr aber der Beschwörung beizuwohnen, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, die Natur des Geistes näher kennen zu lernen. Er ließ sich mit dem Mönche in ein Gespräch ein und trug ihm seinen Wunsch vor, ohne jedoch den Hauptbewegungsgrund zu verrathen. Der Mönch mochte ihn gleichwohl argwohnen, denn er schlug seine Bitte ab. S* sprach eine Weile von andern Dingen, leerte mit dem Mönche einige Flaschen ungarischen Wein, und machte ihn dadurch, wie durch sein Gespräche nach und nach so zutraulich,

daß er ihn mitzunehmen versprach, und ihm erlaubte den Kessel mit Weihwasser zu tragen.

Gegen zehn Uhr giengen sie in das Haus des Verstorbenen. Der Capuziner zündete geweihte Kerzen an, und machte alles bereit, was er zum Bannen des Geistes nothwendig glaubte. Mutter und Tochter hatten sich zu Bette gelegt; der Mönch saß am Tische, vor dem aufgeschlagenen Exorcismus und den andern geistlichen Waffen gegen Geister. In einen Mantel gehüllt, welcher einen Säbel und eine geladene Pistole verbarg, saß S* bei einem Fenster, welches nach dem Garten hingieng. Er hatte auf sein Befragen erfahren, daß der Geist seinen gewöhnlichen Weg durch den Garten nähme, und dann über den Hof in die Stube käme. Ihm den Rückweg sicherer abzuschneiden, hatte S* sich bemüht unter seiner Reisegesellschaft im Geheimen einige Verbündete zu erhalten, doch niemand hatte Lust, das Abenteuer mit ihm zu bestehen. Endlich wendete er sich an einen Bedienten, welchen er als einen beherzten Mann kannte, und gewann diesen durch eine versprochene Belohnung für seinen Plan. Ebenfalls bewaffnet, erhielt der Bediente seinen Posten im Garten, mit dem Auftrage, jedermann herein aber nichts wieder hinaus zu lassen. S* versprach bei dem Rückzuge dem Geist nachzuschleichen, und ihn im Rücken anzufallen, so bald der Bediente den Angriff von vorn machen würde. Nach diesen Vorkehrungen erwartete S* die Ankunft des spukenden Bauers ganz ruhig; der Capuziner schien es ebenfalls.

Mit dem Schlage zwölf that sich die Thür auf, weche aus dem Garten in das Haus führte. Man hörte nichts kommen, aber plötzlich öffnete sich die Stubenthür und hinein trat eine lange weisse Gestalt

mit einem feurigen Todenkopfe, welche so schrecklich aussah, daß der Capuziner auf einige Zeit den Muth verlor, der Beschwörung vergaß und sich ängstlich seinem Gefährten näherte. Die Weiber hatten sich unter das Deckbette verkrochen, an welchem das Gespenst mit einer Hand zerrte, und es wegnehmen zu wollen schien. Da der Capuziner sah, daß es ihm nichts that, kehrte sein Muth in soweit zurück, daß er die Beschwörungsformel mit beklommener Stimme stotternd lesen konnte. Sogleich hörte das Gespenst auf, die Weiber zu beunruhigen, und horchte aufmerksam auf die lateinischen Worte. Dieser glückliche Erfolg stärkte den Muth des Mönches; er wendete sich nun deutsch an das Gespenst, und rief: alle gute Geister loben Gott den Herrn; was ist dein Begehr?

Das Gespenst schien diese Frage erwartet zu haben, denn es wendete sich unverzüglich gegen die Wand, und schrieb mit Kohle, in böhmischer Sprache, folgende Worte daran: „Meine Tochter soll den Christoph Winzer, den Retter meines Lebens heirathen und für meine arme Seele drei Meßen lesen lassen.“ Nachdem das Gespenst auf diese Worte gezeigt hatte, gieng es zur Thür hinaus. S* folgte ihm, und bemerkte, daß es noch im Hause seinen Todenkopf und seine Länge verlor, und wie ein gewöhnlicher Mensch nach dem Garten gieng. In einiger Entfernung von der Ausgangsthür desselben rief der Bediente ihm zu: Halt oder ich schieße dich nieder! Der Gaukler machte rechtsum, aber hier donnerte ihm S* ein Halt entgegen, und rückte mit seinem Säbel auf ihn los. Der Angegriffene suchte sich mit einer Stange zu vertheidigen, doch der Bediente faßte ihn von hinten und warf ihn zu Boden.

„Schonen Sie meiner, bat er jetzt, ich bin Christoph Winzer, der Nachbar, und wenn Sie sich nur zwanzig Schritte weit mit in meine Wohnung bemühen wollen, will ich Ihnen alles erzählen.“

Begierig, die Veranlassung dieser Gaukelei zu erfahren, nahm S* von dem Bedienten begleitet, die Einladung an, und Winzer erzählte nun also:

„Ich hatte einmal Gelegenheit, dem Verstorbenen das Leben, mit Gefahr meines eigenen, zu retten. Aus Dankbarkeit versprach er mir seine Tochter, weil er wußte, daß ich sie herzlich liebte, und daß auch sie mich wohl leiden mochte. Vor unserer Verheirathung sollte ich mich noch ein wenig in der Welt umsehen. Ich wanderte als Schreinergesell und kehrte erst wieder zurück, da der Vater meiner Geliebten schon vierzehn Tage tod war. Die Mutter ist reich und geizig, und wollte das Versprechen ihres Mannes nicht erfüllen, weil ich arm bin, und ausser diesem Hüttchen nichts besitze, als Fleiß und Geschicklichkeit in meinem Handwerke, womit ich mich mit meiner Frau wohl durchbringen wollte, wenn sie auch kein Vermögen besäße. Ich weiß, daß die Mutter sehr furchtsam ist, und so verleitete mich Liebe zu einer Gaukelei, von welcher ich meine Geliebte, um sie nicht zu erschrecken, vorher unterrichtete. Jetzt habe ich ohne Zweifel gewonnenes Spiel, denn die Mutter wird mir ihre Tochter nicht länger verweigern, sollte es auch nun geschehen, um den abgeschiedenen Geist ihres Mannes zu beruhigen, und die weitern Erscheinungen desselben zu verhüten. Von Ihnen, meine Herren, hängt es nun ab, mich und ein gutes Mädchen glücklich zu machen, und ich hoffe gewiß, daß Sie menschenfreundlich genug sein werden, so lange zu schweigen, bis ich verheirathet bin,

worauf ich Ihnen verspreche, meine Gaukelei selbst zu erzählen, damit sie nicht Gelegenheit gebe, den Aberglauben zu bestärken."

S* und der Bediente versprachen Stillschweigen, untersuchten aber noch vor ihrem Weggehen Winzers Verlarvung genauer. Auf einem Stecken, woran eine Lampe gebunden war, hielt er einen Todenkopf in die Höhe, an welchen ein weisses Tuch befestigt war, das ihm bis auf die Waden reichte.

Des andern Tages wurde die geizige Mutter von allen Nachbarn und Bekannten angegangen, den Willen und das Versprechen ihres verstorbenen Mannes zu erfüllen. Sie entschloß sich dazu; der Geist erschien nicht wieder, und der Capuziner freuete und rühmte sich der gelungenen Beschwörung, bis die ganze Gegend aus Winzers eigenem Munde erfuhr, daß er sich blos durch Geisterspielen den Weg in das Brautbett gebahnt habe.

79.

Man hört in einem unbewohnten Zimmer Fußtritte.

B* besuchte, als er zu Marburg studirte, seine Eltern. Man bettete ihm in ein Gemach, wo auch sein jüngerer Bruder schlafen sollte, weil eben der Hauslehrer desselben verreist war. Als beide Brüder sich zu Bette legen wollten, hörten sie ein Geräusch, als ob in dem Zimmer des abwesenden Lehrers jemand auf und ab gienge. Sie glaubten, es sei eins aus dem Hause, welches in diesem Zimmer etwas zu verrichten habe, und legten sich unbesorgt nieder. Um Mitternacht wachte der ältere Bruder auf, und vernahm wieder die scheinbaren Fußtritte über sich. Besorgt, daß es Diebe sein möchten, weckte er seinen Bruder, und weil auch dieser dasselbe Geräusch hörte, giengen beide zum Vater, gemeinschaftlich mit ihm das Einfangen des Diebes zu versuchen. Um sich zu überzeugen, ob seine Söhne auch recht gehört hätten, gieng der Vater selbst in ihr Schlafzimmer, und weil er hier die nöthige Bestätigung erhielt, eilte er zur nähern Untersuchung. Alle bewaffneten sich, versahen sich mit Lichtern, und wandelten leise die Treppe hinauf nach dem verdächtigen Zimmer. So schnell und leise dieses geöffnet wurde, und so vorsichtig man es durchsuchte, war gleichwohl

nichts zu entdecken. Vater und Söhne kehrten zurück in der letztern Schlafzimmer, und sahen hier einander groß an, da sie das Geräusch über sich abermals hörten.

Der Vater meinte, der Dieb könne vielleicht in einem andern Zimmer stecken, weshalb man die Nachsuchung wiederholte und erweiterte; doch vergeblich durchsuchte man das ganze Stock, nirgends war das geringste zu finden, woraus das Geräusch sich hätte erklären lassen. Die Söhne wandelte Gespenstergrausen an, und der Vater selbst mochte so etwas empfinden, denn er wußte jenen, zur Beruhigung, weiter nichts zu sagen als: wer weiß, was das ist, Kinder; legt euch wieder nieder. Dieß thaten sie denn auch, und schliefen nach einiger Zeit wieder ein, obgleich das Tappen fortdauerte. Als Ursache vermutheten sie ein Gespenst, ihre Furcht verlor sich aber, weil es nicht schien, als ob das Gespenst ihnen etwas thun wollte, auch nicht einmal näher kam. Des Morgens beim Frühstück wurde der Vorfall in nähere Erwägung gezogen, auch alles Gesinde im Hause herbei gerufen und befragt, ob eins von ihnen im obern Stock gewesen sei. Alle versicherten das Gegentheil; mehrere ergriff Gespensterfurcht, der Vater aber meinte, daß sich das jetzt unerklärliche Ereigniß schon noch natürlich aufklären werde.

Dieß geschah nach wenig Stunden. Der ältere Sohn saß in dem Schlafzimmer und las; da vernahm er wieder das nächtliche Geräusch, aber weniger laut, als in der Stille der Nacht; auch schien es ihm jetzt, nicht über ihm zu sein, sondern hinter einer Seitenwand seines Zimmers, von welcher das Bett nicht weit entfernt stand. Er trat zwischen das Bett und

die Wand, und überzeugte sich deutlich, daß es hinter letzterer war. Er theilte die Entdeckung seinen Eltern mit; man schritt zur Untersuchung, und gieng durch die Küche in das, an das Schlafzimmer stoßende und von diesem nur durch eine Breterwand abgesonderte, Gemach. Hier waren etliche Gänse zum Mästen eingestellt, welche mit ihren Schnäbeln am Futtertroge und an der Breterwand selbst ein Geräusch hervorbrachten, das man in der Nacht für Fußtritte im obern Zimmer gehalten hatte.

80.

Wie es in der Nacht gespensterartig winselte.

Zu dem verstorbenen Prediger Wild zu Groß-Krößin in Pommern kam eines Abends der Küster ganz bestürzt gelaufen, und erzählte ihm: er habe geglaubt einen Nothleidenden winseln zu hören, es scheine ihn aber nur zu täuschen; denn wenn er dem Schalle nachgegangen sei, habe er das Winseln wieder an einem andern Orte gehört, und so habe es ihn eine ganze Weile herumgetrieben, bis ihm endlich graulich geworden, und er davon gelaufen sei. Der Prediger meinte, es möge sich doch wohl ein Nothleidender in der Nähe befinden, und Menschenpflicht gebiete, ihn aufzusuchen und ihm zu Hülfe zu kommen.

Er ließ sich von dem Küster an den Ort führen, wo er das klägliche Geschrei gehört hatte, und es gieng ihm hier eben so wie jenem. Dahinter zu kommen, was sie eigentlich täusche, trennten sie sich von einander, vermochten aber auch jetzt noch nicht die Ursache zu entdecken, denn einigemal kam es dem einen vor, als ob das Winseln aus der Stelle käme, wo der andere stand, indeß dieser es in der Nähe jenes zu vernehmen glaubte. Dem Küster begann von neuem zu grausen, doch der Prediger, dem es durchaus nicht glaublich schien, daß ein Gespenst sie necke, entschloß sich zu einer noch genauern Untersuchung. Er gieng

nach Hause, nahm seine Söhne und etliche Laternen mit, und kehrte wieder nach der Stelle zurück. In der Nähe derselben befand sich ein Bach, zu welchem weder der Prediger noch der Küster hinabgeklettert waren, weil ihnen dieses, wegen seiner steilen Ufer, zu gefährlich dünkte. Dem Knaben war es ein Leichtes; sie kletterten an dem Felsenufer des Baches hinunter, und entdeckten die Ursache des Winselns bald in einem Wurfe junger Hunde, welche ein Unbarmherziger in den Bach getragen hatte.

In diesem befand sich zu solcher Zeit wenig Wasser, daher die Hunde an das Ufer gekrochen waren, und hier um Hülfe winselten. Der Schall brach sich an den Felsen des Ufers, wodurch die Täuschung bewirkt wurde, daß es schien, als ob er bald aus dieser, bald aus jener Gegend käme. Wäre der Pfarrer in seiner Untersuchung nicht so eifrig gewesen, und hätten noch mehrere so leichtgläubige Leute wie der Küster das Winseln gehört, ohne nach der Ursache desselben zu forschen: so hätte sich wahrscheinlich im ganzen Dorfe das Gerücht verbreitet, daß es bei dem Bache nicht geheuer sei.

Ende des ersten Theiles.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

1. Einen Philosophen, der keine Gespenster glaubt, erschreckt eins 11
2. Ein Bräutigam geht im Hause seiner Braut um 16
3. Ein Mann läßt sich doppelt sehen 22
4. Diebe fliehen vor einem Gespenst 25
5. Die weiße Frau in Berlin 29
6. Eine weiße Gestalt auf dem dem Kirchhofe, die sich bald groß, bald klein macht 33
7. Eine eben Begrabene liegt wieder im Bette 38
8. Ein Gespenst rasselt mit Ketten 41
9. Wie ein Apotheker einen Teufel austreibt .. 44
10. Der heilige Antonius spukt in einem Dorfe 53
11. Wie der Teufel Richtern erschien, welche sich eben mit einem Teufelsprocesse beschäftigten 57
12. Ein Leichenzug um Mitternacht schreckt fast ein ganzes Dorf 60
13. Etwas Unsichtbares reißt den Leuten die Mützen vom Kopfe 63
14. Ein Liebhaber läßt seine spröde Schöne nach Belieben träumen 66
15. Aus dem Zimmer, wo der verstorbene Herr liegt, läutet es den Bedienten 70
16. Ein Student wird an einem Sarge festgehalten 74

Seite
17. Auch etwas von Wechselbälgen ---------- 79
18. Ein Todenkopf springt vom Tische herunter 81
19. Eine Antwort vom Galgen ------------- 84
20. Eine unterirdische Musik --------------- 87
21. Eine weiße Gestalt erschreckt in einem Gasthofe die Reisenden im Bette----------------- 90
22. Noch ein Beispiel von einem Doppelgänger 101
23. Eine Schildwache wird durch das plötzliche Erscheinen und Verschwinden eines Schimmels erschreckt -------------------------- 105
24. Ein mit Ketten rasselndes Gespenst erschreckt einen Reisenden ------------------------ 108
25. Von der Wiedererscheinung verstorbener Personen --------------------------------- 112
26. Ein spukendes Wesen mit feurigen Augen -- 120
27. Ein Leichnam wirft zwei Wächter zu Boden -- 122
28. Ein gespenstischer Leichenzug kündigt Todesfälle an ------------------------------ 124
29. Bei einem Banquier besorgt ein Verstorbener Geschäfte -------------------------- 126
30. Ein schnaubendes Etwas frißt einem Reisenden die Federn aus dem Kopfkißen ---------- 134
31. Der Tod auf der Redoute --------------- 138
32. Ein Poltergeist, der sich nach einem Todesfalle im Hause hören ließ ---------------- 147
33. Wie ein Verstorbener umgieng ---------- 150
34. Einer hört Schießen, ohne zu erforschen, wo 153
35. Eine gräßliche Stimme schreit wehe über Berlin 155
36. Der Teufel will einen preußischen Grenadier verjagen ----------------------------- 159
37. Wie ein Naturforscher die Ursache eines gespenstischen Schreiens entdeckte ------------- 161

Seite
38. Was in einem alten Schloße rumorte ---- 165
39. Wie man Geister zu citiren pflegt -------- 170
40. Köhler hören einen Berggeist klingeln----- 182
41. Ein Gespenst, das den Tauben und gebackenen Pflaumen nachgieng ------------------ 185
42. Beispiel, wie unglücklich Gespensterfurcht oft macht ----------------------------- 189
43. Ein Beispiel von den Veranlaßungen zur Gespensterfurcht ---------------------- 191
44. Ein begrabener Prediger steht wieder auf der Kanzel------------------------------ 195
45. Vom wüthenden Heere ----------------- 200
46. Ein kleiner Teufel in einer Todengruft ---- 202
47. Rumor und Werfen in einem Holzbehälter -- 204
48. In einer Kirche wird außer der Zeit und bei verschlossenen Thüren gepredigt ---------- 207
49. Nächtliche Erscheinung in einer Kirche ---- 110
50. Rousseau wird für einen Teufelsbanner gehalten 212
51. Der auferstandene Tode ---------------- 214
52. Das Gespenst im Predigerhause zu Annaberg 217
53. Ein Bauer wird von einem Selbstmörder barbirt 221
54. Das kleine weiße Männchen im Wege ---- 222
55. Auch etwas von Hexenprocessen ---------- 224
56. Wodurch viele scheinbare Ahnungen veranlaßt werden. Ein tanzendes Gespenst -------- 229
57. Wer im Hause eines Verstorbenen umgieng 232
58. Geschichte eines behexten Knaben -------- 234
59. Ein feuerspeiendes Gespenst erschreckt Mägde und Kinder ------------------------ 241
60. Das schwarze Gespenst in einem Ofen ---- 244
61. Wie der Teufel in Bocksgestalt einen Spötter holen wollte ------------------------ 245

Seite
62. Truggestalten der Einbildungskraft -------- 248
63. Wie ein verstorbener Gutsherr Diebe in seinem Holze verjagte ---------------------- 276
64. Ein Pastor hört an die Stubenthür klopfen -- 279
65. Das Gespenst auf dem Grabhügel -------- 280
66. Mägde glauben, daß ihre verstorbene Frau spuke ------------------------------ 282
67. Die Königin des Himmels -------------- 284
68. Welches Gespenst einem Bauerknecht aufhuckte 286
69. Einen Prediger erschrecken in einer Nacht zwei Gespenster -------------------------- 288
70. Eine furchtbare Erscheinung in Ketten ---- 290
71. Zwei Beispiele wie der Teufel zu erscheinen pflegt ----------------------------- 293
72. General Marceau spukt nach seinem Tode -- 296
73. Was in einem verödeten Tempel sang------ 299
74. Eine Frau wird doppelt gesehen ---------- 302
75. Wie sehr ein Traum beunruhigen kann ---- 303
76. Eine Frau denkt, der Teufel wolle sich ihre Seele erkaufen ---------------------- 310
77. Zwei Gespenster auf einmal, wovon eins das andere erschreckt -------------------- 312
78. Wie der verstorbene Vater seinen Willen kund that ------------------------------ 315
79. Man hört in einem unbewohnten Zimmer Fußtritte ----------------------------- 320
80. Wie es in der Nacht gespensterartig winselte 323

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

5
Phil.
Heinse
0
K

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich,

Geister und Gespenster in einer Reihe von Erzählungen dargestellt ein nothwendiger Beitrag zu des Hofraths Jung genannt Stilling Theorie der Geisterkunde
Bd.: 1.

Basel 1810

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 1539 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273177-2